# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

---

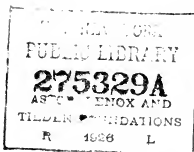
Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

## Jahrgang 1888.

**Dritter Band.**

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.


PUBLIC LIBRARY
275329A
ENOX AND
DATIONS
R 1926 L

# Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

# Verborgene Ketten.

## Roman

von

## Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ernst fühlte sich durch die Warnung des Kriminalkommissärs recht unangenehm berührt; sie war sicher ehrlich und gut gemeint, darüber hatte er keinen Zweifel; aber trotzdem konnte er sich schwer entschließen, ihr vollen Glauben zu schenken. Von so unklaren Verhältnissen, wie sie im Armin'schen Hause herrschen sollten, hatte Ernst bisher nie eine Ahnung gehabt, es erschien ihm geradezu undenkbar, daß ein Edelmann, ein früherer Offizier, der sich, wie die heutige Gesellschaft bewies, im Kreise der Standesgenossen bewegte, herabgesunken sei zu einer so unklaren Stellung und einem so ehrlosen Gelderwerb, wie ihn Höhnstädt andeutete. Armin's ganzes Auftreten, sein freimüthiges, liebenswürdiges Wesen sprach gegen einen solchen Verdacht. Aber etwas Wahres mußte doch in den Beschuldigungen liegen, welche der Kriminalkommissär gegen Armin erhob. Hatte nicht Gretchen Aehnliches angedeutet? Ernst erinnerte sich außerdem des Empfanges, der ihm geworden war, als Herr v. Armin ihn zuerst

begrüßt hatte. Damals hatte Armin von Geld gesprochen, welches schwer aufzutreiben sei, und für welches große Opfer gebracht werden müßten, er hatte den Maler Ernst Werder für den von ihm erwarteten Freiherrn Hans v. Werder gehalten, für diesen also war er im Begriff, ein Geldgeschäft zu vermitteln. Ein Lichtstrahl fiel plötzlich auf das dunkle Verhältniß, in welchem Hans zu Herrn v. Armin stand, ein Lichtstrahl, der Ernst erschreckte. Wie tief er auch durch den herzlosen Brief verletzt war, den ihm Hans einst geschrieben hatte, die Liebe zu dem Bruder war doch nicht in ihm erloschen, das fühlte er in diesem Augenblick.

„Ihre Worte beunruhigen mich," sagte er nach einer kleinen Pause, „sie flößen mir Sorge für meinen Bruder Hans ein. Nach Ihren Andeutungen muß ich fürchten, daß Hans mit Herrn v. Armin in Geldgeschäfte verwickelt ist, die vielleicht für ihn gefährlich werden könnten."

„Hat er es um Sie verdient, daß Sie sich deshalb Sorge machen?" fragte Höhnstädt.

„Er ist mein Bruder. Es ist ein entsetzlicher Gedanke für mich, daß ihn vielleicht sein Leichtsinn Wucherern in die Hände geliefert hat. Es wäre ein fürchterlicher Schlag für meinen alten Vater, wenn sein Hans, sein Stolz und seine Freude, von Wucherschulden erdrückt, gezwungen würde, seinen Abschied zu nehmen. Ich zittere bei einem solchen Gedanken!"

„Sie sind ein seltsamer Mensch," sagte der Kriminalkommissär, Ernst kopfschüttelnd betrachtend. „Sie, der Verstoßene, der von Vater und Bruder schmählich Be-

leidigte, haben doch wahrlich keine Veranlassung, sich um den Bruder zu kümmern, er verdient es auch nicht. Wären Sie nicht Ihrer Familie seit Jahren ganz entfremdet, dann würden Sie wissen, daß der Herr Baron Hans v. Werder in einem überaus leichtfertigen Leben — er ist ein leidenschaftlicher Spieler — nicht nur sein eigenes kleines Vermögen, sondern auch das des Vaters zum großen Theil verschwendet hat. Ich fürchte, es wird jetzt schnell mit ihm zu Ende gehen. Aber vielleicht entschließt er sich, seinen Freiherrntitel zu verkaufen, eine reiche Bankierstochter zu heirathen und hierdurch seine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen."

„Das thut Hans niemals! Nie wird er eine Bürgerliche heirathen! Sein aristokratischer Stolz kennt keine Grenzen, hat er doch auch mich, seinen einzigen Bruder, demselben geopfert! Er würde eher sterben, ehe er sich durch eine nicht standesgemäße Heirath von dem Erbfolgerecht in dem Werder'schen Majorat ausschließt."

„Sie könnten sich täuschen, lieber Freund! Wie schnell auch ein tief eingewurzelter Adelsstolz zusammenbricht, wenn die Noth drängt, davon hat einst Ihr Onkel, der Freiherr Ludwig v. Werder, ein Beispiel gegeben."

„Mein Onkel Ludwig? Was wissen Sie von ihm? Ich habe niemals etwas Näheres über ihn erfahren können. Kennen Sie ihn?"

„Leider kenne ich ihn! Ich war Jahre lang gezwungen, ihn beobachten zu lassen, weil auch er zu jenen Leuten gehörte, die mit dem Namen ‚Halsabschneider' treffend bezeichnet werden. In seiner glänzenden Zeit war er

selbst in dem hocharistokratischen Kreise, in dem er lebte, seines übergroßen Adelsstolzes wegen unbeliebt gewesen, und doch hat dieser Vollblutaristokrat, als die Noth an ihn herantrat, sich entschlossen, die reiche Wittwe eines Schlächtermeisters zu heirathen! Aus dem glänzenden Offizier ist ein gewissenloser Wucherer und ein schmutziger Geizhals geworden! Ja, ja, vor der Noth hält der Adelsstolz selten Stand. Wenn Ihr Bruder vielleicht in nicht zu langer Zeit vor der Wahl steht, in Elend zu verkommen oder seinen Stolz zu beugen, wird ihn weder dieser, noch die Furcht vor dem Verlust des Erbfolgerechtes im Majorat zurückhalten, dieses Rechtes, welches überdies sehr illusorisch ist, denn der jetzige Majoratsherr hat, so viel ich weiß, zwei Söhne —"

„Bei allen Göttern, er ist es! Werder, der Solideste der Soliden treibt sich mitten in der Nacht auf den Straßen umher! Schäme Dich, schäme Dich, alter Gesell! Du gehst auf schlechten Wegen!"

Durch einen kräftigen Schlag auf die Schulter wurde Ernst aus den trüben Gedanken geweckt, welche Höhnstädt's Mittheilungen in ihm erweckt hatten und die ihn ganz erfüllten. Er blickte sich schnell um. Schnorrig stand hinter ihm und schaute ihn mit lachendem Gesicht an.

„Ist das eine Manier, nach einer noblen Gesellschaft sich noch bei nachtschlafender Zeit herumzutreiben?" fuhr Schnorrig fort. „Da geht man fein nach Haus, legt sich zu Bett und träumt von dem holden, wunderlieblichen Mädchen, mit dem man am Abende zartes Süßholz geraspelt hat; das Bummeln überläßt man seinem Freunde

Schnorrig, der es nothwendig zur Erholung braucht, wenn er sich am Tage Stunden lang mit Busemann's Fratze gequält hat. Wenn man aber durchaus bummeln muß, dann thut man es nicht ohne den Freund Schnorrig. Wollen wir noch irgendwo ein Glas Bier zusammen trinken? Stelle mich gefälligst Deinem neuen Freunde vor, Werder. Ich hoffe, der Herr wird es natürlich finden, daß eine immer durstige Künstlerseele auch in tiefer Nacht noch nach einem kühlenden Tropfen schmachtet."

„Mein treuer Freund und Ateliergenosse, Herr Maler Isidor Schnorrig — Herr Kriminalkommissär v. Höhnstädt."

Schnorrig zuckte jäh zusammen, als er den Namen hörte, sein lachendes Gesicht verfinsterte sich plötzlich, mit einem scheuen Blick schaute er Höhnstädt an, der sich bei der Vorstellung sehr höflich gegen ihn verbeugte und ihm dann die Hand bot, indem er freundlich sagte: „Sie haben ein gutes Wort zur rechten Zeit gesprochen, Herr Schnorrig. Wir wollen bei einem Glase Bier noch ein Viertelstündchen heiter zusammen plaudern. Das Münchener Brauhaus ist nicht weit und jedenfalls noch nicht geschlossen. Ist es Ihnen recht, Freund Werder, dann gehen wir dorthin, das Bier ist ausgezeichnet."

Ernst hatte nichts einzuwenden und Schnorrig konnte nichts mehr einwenden, er hatte ja selbst den Vorschlag gemacht, der ihm jetzt recht unangenehm war. Seine übermüthige Laune war plötzlich verflogen, er fühlte sich bedrückt durch die Gesellschaft des Kriminalkommissärs, den er mit einem ganz eigenen scheuen Blick von der

Seite betrachtete. Und gerade an ihn richtete der fatale Mensch bei dem folgenden harmlosen Gespräch auf dem Wege nach dem Münchener Brauhaus fast ausschließlich das Wort, so daß er gar nicht umhin konnte, zu antworten, wenn er nicht geradezu unhöflich werden wollte.

Wenn ein Kriminalkommissär freundlich und zuvorkommend ist, so hat er dabei ganz gewiß seine bestimmte Absicht, ohne eine solche spielte sicherlich der berühmte Diebsfänger nicht den Liebenswürdigen gegen den armen, unbekannten Maler, versicherte er diesem nicht, daß er sich unendlich freue, den Freund seines Freundes Werder persönlich kennen zu lernen, fragte er ihn nicht nach seinen Studien, nach seinen Bildern, von denen er einige prächtige Thierstücke auf der Ausstellung gesehen und bewundert haben wollte.

Es war dem armen Schnorrig gar nicht wohl in seiner Haut. Wie köstlich schmeckte ihm sonst das vortreffliche Bier im Münchener Brauhaus! Wie ausgelassen lustig konnte er sein, wenn er mit einigen Freunden an einem der kleinen Tische in dem prächtigen Saale saß und zechte! Nur selten erlaubte ihm sein schmaler Geldbeutel ein solches Vergnügen, mit um so größerer Lust aber gab er sich ihm stets hin. Heute hatte er Geld in Fülle in der Tasche, zwanzig baare Thaler, mit denen Busemann das Firmaschild freigebig bezahlt hatte, heute wäre er deshalb gewiß der Lustigste der Lustigen, und der Tollste der Tollen gewesen, wenn statt des fatalen Kriminalkommissärs ihm irgend ein anderer Mensch gegenüber gesessen hätte; aber in solcher Gesellschaft

schmeckte ihm das Bier nicht, konnte er nicht fröhlich sein. Schon nach dem zweiten Glas mahnte er seinen Freund Werder, es sei spät und Zeit zum Nachhausegehen, und erst als Werder auf seinen Wunsch einging und Abschied von Höhnstädt nahm, der noch zurückblieb, wurde ihm wieder wohler zu Muthe.

„Hole der Teufel alle Kriminalkommissäre und Alles, was zur Polizei gehört!“ sagte er, als sie auf der Straße waren. „Ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, ehe ich Dich aufgefordert hätte, noch ein Glas Bier zu trinken, wenn ich gewußt hätte, mit wem Du da in der Nacht umherstrolchtest. Sag' mir, Werder, wird etwa dieser neue gute Freund Dich besuchen?“

„Weshalb die Frage?“

„Weil ich dann, so leid es mir thut, mich von Dir trennen müßte. Ich kann nicht mit Dir zusammen wohnen, wenn dieser Mensch Dich besucht. Es ist mein Ernst, mein voller Ernst; ich kann nicht anders. Mir läuft eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich nur an den Menschen denke.“

„Was ist das wieder für eine Schrulle? Herr v. Höhnstädt ist doch ein höchst liebenswürdiger Mann und Du hast jedenfalls keine Ursache, Dich über ihn zu beklagen; ich finde, daß er gerade gegen Dich außerordentlich zuvorkommend und freundlich gewesen ist.“

„Das ist es eben! Er will mich ausforschen!“

„Unsinn! Was hätte er bei Dir zu erforschen?“

Schnorrig antwortete nicht gleich, nach kurzer Ueberlegung aber sagte er mit einem tiefen Seufzer: „Es wird

mir schwer, es Dir zu sagen, aber es muß heraus, es hilft nichts. Du bist mein bester Freund, Werder — ich hätte es Dir schon längst sagen sollen, aber ich schämte mich."

Erstaunt sah Werder den Freund an. „Was hast Du nur, Isidor? Ich begreife Dich nicht," sagte er theilnahmsvoll.

„Du wirst mich schon begreifen, wenn ich Dir sage, was mich drückt, was wie ein Alp seit Jahren auf mir liegt. Sieh, Werder, auch Dir ist es schlecht gegangen, Du weißt, was Familienkummer ist, Du hast gebrochen mit Deinen vornehmen Verwandten, das ist schlimm genug; aber Du hast keine Ahnung, was es heißt, in steter Sorge zu leben, jeden Augenblick zu fürchten, daß der einzige leibliche Bruder als gemeiner Verbrecher in's Zuchthaus wandern muß, daß in irgend einer Gerichtsverhandlung der ehrliche Name, den Du trägst, gebrandmarkt wird, daß auch Du selbst hineingezogen wirst in den bodenlosen Schmutz, daß alle Zeitungen berichten: der nichtswürdige Verbrecher stammt aus einer anständigen Familie, sein Vater war königlicher Beamter, sein Bruder ist der Maler u. s. w. In dieser steten Furcht lebe ich und, was das Schlimmste ist, ich kann mich mit meinem Herzen nicht losreißen von diesem entarteten Bruder, ich habe ihn noch immer lieb, ich würde mein halbes Leben darum geben, könnte ich ihn retten. Aber er ist verloren, unrettbar verloren, zu tief gesunken, als daß er je sich wieder erheben könnte, und er war doch ein so lieber, guter Bursche. Das bringt mich zur Ver-

zweiflung! Ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich so recht darüber nachdenke."

„Armer Freund!"

„Wir haben uns immer so gern gehabt!" fuhr Schnorrig fort. „Früher habe ich anbetend zu ihm aufgesehen. Er war der Stolz und die Freude meines Vaters, der kein Opfer scheute, damit Max studiren könne. Er sollte Jurist werden, wenn er sein Assessorexamen gemacht habe, so meinte der Vater, der Aktuarius beim Stadtgericht war, stünden ihm die höchsten Stellen im Staate offen. Max war ein kluger Bursche. Mit siebenzehn Jahren bestand er spielend sein Abiturientenexamen, dann wurde er ein flotter Student. Er brauchte viel Geld, der Vater gab es ihm willig, die ganze Familie mußte darben, damit seine Schulden bezahlt wurden; aber weder die Mutter noch ich zürnten ihm darüber, wir hatten ihn ja so lieb. Als der Vater starb, hinterließ er nichts, gar nichts! Max hatte alle Ersparnisse in einem wilden Studentenleben verbraucht und neue Schulden zu den alten gemacht. Meine arme Mutter konnte kaum den kärglichsten Lebensunterhalt von der kleinen Pension bestreiten, aber sie darbte sich das Brod vom Munde ab, damit nur Max als Referendar standesgemäß leben könne; sie war stolz darauf daß er sich den Doktortitel erworben hatte, kein Opfer war ihr zu schwer für ihn, und auch ich fand es ganz natürlich, daß Herr Doktor Maximilian Schnorrig, der bald Assessor sein würde, im Ueberfluß lebte, während ich, sein zehn Jahre jüngerer Bruder, trockenes Brod essen mußte und zu einem Stubenmaler in die Lehre gebracht

wurde, weil die Mutter die Mittel nicht besaß, für meine Weiterbildung Geld auszugeben. Max stand vor dem Assessorexamen, er hätte es sicherlich glänzend bestanden, da wurde er plötzlich schimpflich aus dem Staatsdienst entlassen. Es lag gegen ihn der dringende Verdacht vor, daß er sich habe bestechen lassen, um aus einem Aktenstück ein wichtiges Dokument zu entwenden und zu vernichten. Es konnte ihm zwar nicht bewiesen werden, aber er hatte sich auch anderer Dienstwidrigkeiten schuldig gemacht, die seine Entlassung rechtfertigten. Der Schmerz über sein Unglück — sie hat nie an seine Schuld geglaubt — verzehrte meiner Mutter letzte Lebenskraft; sie starb wenige Monate später. Jede Aussicht, sich seinen Lebensunterhalt auf redliche Weise zu schaffen, war für Max durch seine schimpfliche Entlassung aus dem Staatsdienst abgeschnitten; da blieb ihm denn nichts übrig, als das traurige Leben eines Winkelkonsulenten, eines sogenannten Volksanwaltes. Er verkaufte seinen juristischen Rath Jedem, der ihn in Anspruch nehmen wollte; die schmutzigsten Prozesse führte er am liebsten, sie brachten ihm das Meiste ein. Er wurde der Berather betrügerischer Bankerottirer, der Wechselagent für Wucherer, der Vertraute von Betrügern, die er durch seine Rathschläge vor der verwirkten Strafe schützte. Er verdiente oft viel Geld, oft aber auch litt er bittere Noth, denn im wüstesten Leben vergeudete er das Verdiente, ohne je für Nothzeiten zu sorgen. Mit jedem Tage sank er tiefer. Er ist ein Säufer und Spieler geworden, seine Zech- und Spielgenossen sucht er unter dem verworfensten Gesindel; ich

bin überzeugt — es ist schrecklich, dies von einem Bruder sagen zu müssen — daß er heute vor keinem Verbrechen zurückschrecken würde, wenn er nur hoffen kann, es ungestraft zu begehen. Und doch ist trotz seines verbrecherischen Lebens in ihm noch nicht jedes Gefühl erstorben, die Bruderliebe ist in ihm lebendig geblieben. Wir sehen uns nicht oft, Du weißt ja, daß er mich niemals besucht, aber wenn ich von Zeit zu Zeit zu ihm komme, dann empfängt er mich immer mit derselben Liebe, wie in der guten alten Zeit. Er hat mir oft früher, wenn er gerade bei Geld war, angeboten, für mich zu sorgen, mir die Mittel für ein besseres Leben zu geben, aber niemals, auch wenn er fast verhungerte, hat er sich an mich gewendet; ich hätte ihm ja freilich auch nicht viel geben können. Seit Jahren peinigt mich die Herzensangst: was wird noch aus ihm werden? Jeden Tag fürchte ich, zu hören, daß irgend eine schreckliche Anklage gegen ihn erhoben worden ist; in den letzten Tagen aber ist meine stete Sorge noch dringender, noch peinigender geworden. Ich habe Max vor etwa vierzehn Tagen besucht, seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Ich fand ihn in einer fürchterlichen Laune. Er klagte mir, daß er seit Wochen das schmählichste Unglück im Spiel gehabt habe, er sei so gänzlich ausgebeutelt, daß er nicht mehr wisse, wovon er am nächsten Tage leben solle. Wenn er sich nicht ein paar Thaler Geld verschaffe — gleichgiltig wodurch — dann müsse er verhungern; aber verhungern wolle er nicht, Geld müsse er haben um jeden Preis. Ich bot ihm an, die wenigen Thaler, die ich besaß, mit ihm zu theilen,

da fuhr er mich grimmig an. Wir zankten uns gründlich, aber ich mußte ihn verlassen, ohne etwas bei ihm ausgerichtet zu haben. Vor vierzehn Tagen also besaß er keinen Pfennig, jetzt aber hat er plötzlich wieder Geld. Du warst dabei, als mir Busemann neulich erzählte, daß er seine Schuld bezahlt und dabei einen Hundertmarkschein gewechselt habe. Schon diese Mittheilung Busemann's jagte mir einen heftigen Schreck ein, einen viel größeren aber noch die, daß der Kriminalkommissär v. Höhnstädt sich nach Max erkundigt und sich die Nummer des Hundertmarkscheines aufgeschrieben habe. Auf welche Weise mag sich Max den unseligen Schein erworben haben? Der Kriminalkommissär muß einen bestimmten Verdacht gegen ihn hegen, sonst hätte er keine Veranlassung gehabt, sich bei Busemann nach Max und seinem Treiben zu erkundigen, und wenn er einen Verdacht hegt, dann verfolgt er ihn mit der fürchterlichen Energie und dem entsetzlichen Scharfsinn, der ihn immer zum Ziele führt. Höhnstädt ist auf der Spur meines Bruders, und nun will es das Schicksal, daß er gerade jetzt mir begegnen muß! Gewiß nicht ohne Grund ist er so freundlich und zuvorkommend gegen mich gewesen. Er will mich ausforschen über Max, er will irgend ein unbedachtes Wort von mir erhorchen, er will auch mich zum Werkzeug benutzen, wie er alle Menschen zu seinen Werkzeugen benutzt! Sieh', Werder, jetzt wirst Du es begreifen, daß ich mich nicht der Gefahr aussetzen darf, wieder mit Höhnstädt zusammenzutreffen. Ich weiß nicht, wie ich es aushalten soll, nicht mehr mit Dir zu leben; es drückt

mir das Herz ab, wenn ich daran denke, daß ich vielleicht unser Gretchen nicht mehr täglich sehen soll, aber trotzdem muß ich Dich verlassen."

„Das hast Du nicht nöthig, armer Isidor. Höhnstädt ist zu zartfühlend, als daß er sich mir aufdrängen, mich, ohne eine Einladung von mir erhalten zu haben, besuchen sollte."

„Aber wenn er es doch thäte?"

„Dann würde ich ihm ganz offen sagen, daß ich nicht in der Lage sei, Freundschaftsbesuche anzunehmen, so lange ich nicht die Mittel besitze, mir ein Atelier für mich allein zu miethen, sondern das meinige mit einem Kameraden theilen muß, der durch Besuche bei seiner Arbeit gestört werden würde."

„Das wolltest Du thun? Das versprichst Du mir?"

„Ich gebe Dir mein Wort darauf!"

„Du bist ein guter Kerl, Werder! Möge Zeus seine Blitze niederschleudern auf mein unwürdiges Haupt, wenn ich Dir jemals das vergesse!"

## 11.

Die beiden Freunde waren in eifrigem Gespräch langsam durch die vom glänzenden Vollmondlichte fast tageshell erleuchteten Straßen gegangen. Sie waren nur vereinzelten Nachtschwärmern begegnet, in so später Stunde erschienen die auch bei Tage wenig belebten Straßen der entlegenen Stadtgegend fast wie ausgestorben; selbst die Nachtwächter wurden in diesem Theil der Stadt durch ihren Dienst so wenig in Anspruch genommen, daß sie

sich gern in irgend eines jener verborgenen Schanklokale zurückzogen, welche während der ganzen Nacht geöffnet sind; keinen der würdigen Beschützer der nächtlichen Sicherheit der Großstadt hatten die Freunde auf ihrem Wege getroffen.

Sie bogen aus einer Querstraße in die breite, prächtige Herrenstraße, nicht einen Menschen konnten sie in dieser sehen, soweit ihr Blick reichte. Tiefe Stille herrschte in der Straße, der Schall ihrer eigenen Schritte war der einzige Ton, den sie vernahmen.

Vor einem der Häuser blieb Schnorrig stehen; er zeigte auf ein großes Schild, welches über den Kellerfenstern neben der nach der Straße führenden verschlossenen Thüre des Kellers angebracht war. „Sieh' Dir dies Ungeheuer von einem Schild an," sagte er mit tragischem Ton, „es ist dem Untergange geweiht, in wenigen Tagen wird an seiner Stelle die Tafel prangen, die ich Unglücksmensch für schnöde zwanzig Thaler dem fürchterlichen Busemann zusammen gepinselt habe. Nur mit schamhaft gesenktem Auge werde ich künftig bei diesem Hause vorübergehen können. ‚Für schnöden Mammon hast Du mich verrathen!' so wird mir der Genius der Kunst zurufen und höhnend auf den Schinken, die Würste und den grell leuchtenden blauen Hintergrund zeigen —"

Er unterbrach sich plötzlich, hoch aufhorchend hielt er inne.

Ein gellender Schrei: „Hilfe, Hilfe!" ertönte durch die nächtliche Stille, und gleich darauf leise, aber deutlich vernehmbar die zornigen, von einer rauhen Männer-

stimme gesprochenen Worte: „Halt' das Maul, Weib! Wenn Du noch einen Mucks thust, würge ich Dich!"

„Großer Gott, was ist das? Was geht da vor? Der Hilferuf kam hier aus Busemann's Keller!" flüsterte Schnorrig, der vor Schreck leichenblaß geworden war.

Noch einmal ertönte der Hilferuf, aber nicht so laut wie vorher, er klang, als werde er gewaltsam aus zusammengepreßter Brust ausgestoßen.

Im nächsten Augenblick war Werder schon an der nach der Straße führenden Kellerthüre, sie schien verschlossen, aber sie öffnete sich sofort nach innen, als Werder gegen sie drückte. Je zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, sprang er die steile Treppe hinunter, Schnorrig folgte ihm auf dem Fuße. Eine zweite Thüre verschloß den Keller noch einmal unten, aber sie widerstand nicht, sie öffnete sich leicht, Werder stieß sie auf.

Ein eigenthümlicher Anblick bot sich ihm dar, als er, auf der Schwelle stehend, den großen vor ihm liegenden, von dem trüben Licht einer auf einem Tische stehenden Laterne nur schwach erleuchteten Raum überschaute. Ganz im Hintergrund des saalartigen Zimmers, dort, wo neben einem mächtigen Schanktisch, hinter welchem große offene, der Aufbewahrung von Flaschen und Gläsern dienende Schränke standen, eine Thür sich nach einem Nebenzimmer öffnete, fand ein erbitterter Kampf statt. Busemann, der nur mit einem Hemd bekleidet war, rang mit einem starken, großen, schwarzbärtigen Kerl; er wehrte sich tapfer, obgleich sein Gegner ihm an Kraft weit überlegen war und ihn schon niedergedrückt hatte, so daß er mit dem

Rücken auf dem Schanktisch lag. Der Schwarzbärtige hatte ihn bei der Kehle gepackt und hielt ihn nieder, während Busemann seine ganze Kraft aufbot, um sich von der mörderischen Faust zu befreien, und mit Armen und Füßen um sich schlug.

Unmittelbar vor der nach dem Nebenzimmer geöffneten Thür lag auf dem Fußboden eine zuckende weiße Gestalt, auf ihr kniete, sie gewaltsam niederdrückend, ein zweiter Kerl, der in dem Augenblick, als Werder die Thür öffnete, seinem Kameraden grimmig zurief: „Schlag' doch dem Alten den Schädel ein, Karl. Das Weib hier habe ich schon stille gemacht."

Ein Moment genügte Werder, um den Kampfplatz zu übersehen; er kam zur rechten Zeit, aber es war auch die höchste Zeit, das hörte er an dem Röcheln des Weibes, dem die mörderische Hand mit fürchterlicher Kraft die Kehle zusammenpreßte. Ohne sich zu besinnen, ohne zu bedenken, daß er waffenlos war, eilte er der unglücklichen Frau zu Hilfe. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft packte er den Mörder und riß ihn so gewaltsam zurück, daß er mit ihm zusammen zu Boden stürzte.

„Donnerwetter, was ist denn da los?" schrie der schwarzbärtige Kerl, sich umschauend, dabei aber Busemann noch immer mit eiserner Faust niederdrückend und festhaltend; als er jetzt aber auch Schnorrig erblickte, der eben in die Kellerstube sprang, erhob er die geballte Faust und führte mit ihr einen gewaltigen Streich gegen die Stirn des auf dem Ladentisch Liegenden, dann ließ er diesen los und wendete sich gegen Werder, der sich eben

vom Boden zu erheben versuchte, aber wieder durch einen mit Riesenkraft geführten Stoß niedergeworfen wurde.

„Fritz, die sind uns jetzt über!" rief der Schwarzbärtige dann, und im nächsten Augenblick schon war er im Nebenzimmer, sein Genosse, der sich schnell wieder erhoben hatte, folgte ihm. Auch Werder sprang auf, er wollte die Fliehenden verfolgen, aber Busemann, der jetzt wieder fest auf den Füßen stand, packte ihn beim Arm und hielt ihn zurück. Mit einer so wunderbaren Ruhe, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre, sagte er: „Seh' mal Einer an, das ist ja der Herr Werder und der Schnorrig! Die Kerls lassen Sie nur laufen, Herr Werder, von denen können Sie sich höchstens Eins auf den Kopf holen, daß Sie liegen bleiben, denn gutwillig läßt die Sorte sich nicht fangen!"

Busemann hatte Recht. Um ein paar Spitzbuben einzufangen, lohnte es nicht, das Leben auf das Spiel zu setzen, das sah Werder ein; er gab es auf, die Fliehenden zu verfolgen; viel wichtiger war es, der armen Frau, die noch immer ächzend auf dem Boden lag, schnelle Hilfe zu schaffen. „Laufe zum nächsten Arzt, Schnorrig," rief er dem Freunde zu, „und dann nach dem Polizeibureau. Ich bleibe hier zum Beistand, wenn etwa die Schurken wieder kommen sollten."

„Ach was! Wir brauchen keinen Doktor und die Polizei schon gar nicht. Meine alte Rieke erholt sich auch ohne Doktor, die ist nicht so zimperlich. Der Rothkopf hat sie zwar derb angefaßt, weil sie so schrie, aber die läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Nicht wahr, Alte?"

Wieder hatte Busemann Recht, seine Frau bewies es, sie setzte sich auf und schaute sich mit großen Augen um.

„Komm' nur, Alte," sagte Busemann dann zu ihr, „Dir thut jetzt Keiner was. Herr Werder und Schorrig werden wohl einen Augenblick warten. Ich komme gleich wieder, wenn ich mich erst ein bischen angezogen habe."

Busemann sprach mit unverwüstlicher Gemüthsruhe, die Gefahr, in der er geschwebt hatte, schien gar keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; er half seiner Frau beim Aufstehen, und da sie noch nicht recht fest auf den Füßen zu stehen schien, führte er sie, sie kräftig unterstützend, nach dem Nebenzimmer; auf der Schwelle stehen bleibend, fragte er: „Schnorrig, haben Sie Streichhölzer in der Tasche?"

„Ja."

„Na, dann stecken Sie doch das Gas an, die dumme Laterne brennt ja so düster. In zwei Minuten bin ich wieder hier." Nach diesen Worten schloß er die Stubenthüre hinter sich.

Schnorrig folgte der erhaltenen Weisung, er drehte den Hahn der über dem Schanktisch hängenden Gaslampe auf, und im nächsten Moment verbreitete diese ein helles Licht über die große Kellerstube, welche Werder erst jetzt völlig übersehen konnte; er schaute sich neugierig um nach den Spuren, welche die vertriebenen Einbrecher hinterlassen haben mochten. Auf dem Schanktisch stand noch die kleine Laterne, eine nach hinten mit einer Blechwand verschlossene sogenannte Blendlaterne, welche nur nach einer Richtung hin ein leidlich helles Licht warf. Neben

der Laterne lag auf dem Tisch ein geöffneter Sack mit verschiedenartigen Werkzeugen, wie Dietriche, Stemmeisen, Säge, Bohrer u. s. w. Die Einbrecher hatten nicht Zeit gehabt, ihn bei ihrer eiligen Flucht an sich zu nehmen und zu retten. Auch einen alten runden schwarzen Filzhut hatten sie zurückgelassen.

Eine deutliche Spur der Wirksamkeit der Einbrecher fand sich an dem einen der hinter dem Schanktisch stehenden großen Schränke. In dem oberen offenen Theil dieses Schrankes standen eine große Zahl leerer Gläser, der untere Theil war aber durch eine Flügelthüre verschlossen. Diese Thüre zu öffnen, hatten sich die Diebe bemüht, aber das gute Schloß hatte ihren Dietrichen widerstanden, eine ansehnliche Zahl von diesen lag auf dem Fußboden neben dem Schrank. Als die Einbrecher das Schloß mit ihren Dietrichen nicht zu öffnen vermocht hatten, waren sie bemüht gewesen, es auszuschneiden, aber auch mit dieser Arbeit waren sie nicht fertig geworden, eine Stichsäge steckte in dem Holz der Thüre.

Während Werder und Schnorrig noch mit dieser Beobachtung beschäftigt waren, erschien Busemann schon wieder in der geöffneten Thüre; er hatte seine Toilette inzwischen entsprechend vervollständigt, und ebenso hatte es Frau Busemann gemacht, die ihrem Manne unmittelbar folgte.

„Sehen Sie, meine Herren, da sind wir schon wieder," sagte Busemann sehr gemüthlich. „Nun kann ich Ihnen danken dafür, daß Sie uns zu Hilfe gekommen sind. Wie Sie den Rothkopf packten, der meine Alte unter hatte, das war nicht ohne! Wenn Sie einmal den

Busemann brauchen können, Sie oder Schnorrig — ich bin allemal Derjenige, welcher! — Weiter sage ich nichts."

Er schüttelte Werder und Schnorrig herzlich die Hand, dann schaute er sich forschend in dem großen Raume um. „Durch die Fenster sind die Kerls nicht gekommen, die Läden sind noch alle fest verschlossen, ich habe selber gestern Abend die Eisenstangen vorgelegt. Sie können nur von der Straße aus durch die Thüre gekommen sein. Richtig, Herr Werder und Schnorrig sind ja auch so herein gekommen. Die Kerls haben mit einem Dietrich das Schloß geöffnet und haben dann die Thüre offen gelassen."

„Sie war nur angelehnt und öffnete sich sogleich, als ich dagegen stieß, nachdem wir den Hilferuf hier innen gehört hatten."

„Aber ich habe doch gestern Abend selbst den Riegel vorgeschoben, für den nützt doch kein Dietrich! Da müssen wir gleich 'mal nachsehen."

Er ergriff die Blendlaterne und stieg dann eilfertig die nach der Straße führende Kellertreppe in die Höhe. Als er mit der Laterne die Thüre von innen beleuchtete, fand sich, daß der Riegel zurückgezogen war, und zwar von außen durch eine Schlinge. Durch zwei genau an der richtigen Stelle gebohrte ziemlich große Löcher war die Schlinge um den Riegel geschlungen worden und hatte es den Einbrechern möglich gemacht, mit ihr von außen den Riegel zurückzuziehen. Der die Schlinge bildende Bindfaden hing noch an dem Riegel.

„Nichtswürdige Bande!" fluchte Busemann. „Auch

ein Riegel schützt nicht mehr. Natürlich, wenn die Nachtwächter in der Kneipe sitzen, statt auf der Straße zu sein, haben die Kerls Zeit, solche Löcher in die Thüren zu bohren. Und genau an der richtigen Stelle haben die Schufte gebohrt. Sie haben also genau gewußt, wo der Riegel sitzt. Hm, hm! Wie die Kerls hereingekommen sind, wissen wir, nun wollen wir doch einmal sehen, wie weit sie drinnen gekommen sind."

Er kehrte in die Gaststube zurück. Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute er den Schrank an, in welchen die Einbrecher vergeblich einzudringen versucht hatten. „Verdammte Kerls," sagte er, den Kopf schüttelnd, „schlau sind sie. Gerade hier den Schrank haben sie sich ausgesucht. Sehen Sie, Herr Werder, hier im Tisch ist der Geldkasten, wo ich bei Tage das Kleingeld drin habe, da kommt auch die ganze Tageseinnahme hinein. Mit einem krummen Nagel hätten sie das Schloß aufmachen können; aber nicht rühr' an! — Warum? Die Kerls haben gewußt, daß sie da nichts finden, daß ich immer Abends die Kasse leer mache. Da in dem Schrank sitzen die Musikanten. Woher aber haben die Kerls das gewußt? Hm, hm, da geht mir ein Seifensieder auf! Siehst Du wohl, wie Du bist! Schlau sind sie, aber das Sicherheitsschloß war ihnen doch zu fest, kostet auch baare zehn Thaler. Wenn ich die nicht an das Sicherheitsschloß gewandt hätte, wären die Kerls jetzt schon mit sammt meinem Geld davon. Die Sache war nämlich die. Wir schlafen Beide, meine Alte und ich, wie die Ratzen; da stößt mich plötzlich meine Frau mit dem Ellenbogen und

sagt ganz leise: ‚Du, Wilhelm, ich glaube, im Lokal sind Diebe.‘ Ich richte mich auf und horche, da höre ich denn wirklich ganz deutlich das Sägen. Ich nicht faul, 'raus aus dem Bette und 'rein in's Lokal. Es war höllisch dämlich, aber ich dachte an gar nichts, als nur d'rauf. Wie ich die Thüre aufreiße, sehe ich die beiden Kerls vor dem Schrank, aber da hatte mich schon der mit dem schwarzen Bart, und nun ging die Keilerei los. Ich habe doch auch Kräfte, aber der Schwarze faßte mich und warf mich auf den Tisch wie 'nen Mehlsack. Jetzt kommt auch meine Frau und schreit: ‚Hilfe! Hilfe!‘ Gleich hat sie aber auch schon der Rothkopf bei der Kehle. Na, denke ich, das Ding kann gut werden, und sie hätten uns auch abgemurkst, wenn Sie nicht dazu gekommen wären. Ausgerissen sind sie jetzt wie Schafleder, und statt was mitzunehmen, haben sie ihren ganzen Krempel hier gelassen."

„Der vielleicht zu ihrer Entdeckung führen wird. Wir müssen der Polizei sogleich, noch jetzt in der Nacht, Meldung machen. Der Hut und das Diebswerkzeug, welches die Einbrecher zurückgelassen haben, werden möglicher Weise auf ihre Spur führen."

„Bleiben Sie mir mit der Polizei vom Halse, Herr Werder," erwiederte Busemann. „Soll ich mir von den Polizisten mein ganzes Lokal durchschnüffeln lassen? Und was hab' ich davon, wenn wirklich die Kerls gefaßt werden? Da werde ich zehnmal verprotokollirt, erst von der Polizei, dann vom Gericht, und meine Alte auch. So ein Termin kostet immer einen ganzen Vormittag.

Da haben wir mehr zu thun. Lassen Sie die Kerls nur laufen, Herr Werder."

„Unmöglich können wir dulden, daß so gefährliche Verbrecher straflos bleiben. Nein, Herr Busemann, ich halte es für meine Pflicht, der Polizei Anzeige zu machen."

„Ich ebenfalls," fügte Schnorrig hinzu, der doch auch seine Meinung sagen wollte.

„Ich begreife Dich gar nicht, Busemann, soll mich der Rothkopf umsonst gewürgt haben? Auf's Zuchthaus müssen die Mörder."

„Du bist ganz still, Rieke, Du hast gar nichts zu sagen, und Sie auch nicht, Schnorrig," erwiederte der von allen Seiten angegriffene Busemann sehr ruhig, aber zu Werder gewendet fuhr er fort: „Mit Ihnen, Herr Werder, möcht' ich ein Wort allein sprechen, ich glaube, Sie werden dann auch sagen, es ist nichts mit der Polizei."

Er faßte den sehr erstaunten Werder unter den Arm und führte ihn in den äußersten Winkel der Gaststube, dann sagte er im leisesten Flüsterton: „Es ist nämlich wegen Schnorrig. Er kann doch nichts dafür, daß sein Bruder solcher Lump ist; aber Bruder ist Bruder, und deshalb möchte ich den Lumpendoktor nicht auf das Zuchthaus bringen, der arme Kerl, der Schnorrig, thut mir leid."

„Was hat Schnorrig's Bruder mit dem Einbruch zu thun?" fragte Werder erschreckt.

„Er hat ihn ausbaldowert, darauf will ich Gift nehmen," erwiederte Busemann flüsternd. „Als er mir

neulich den Hundertmarkschein zum Wechseln gab, war ich dämlich genug, in seiner Gegenwart den Schrank hier aufzuschließen, in welchem mein kleiner eiserner Geldkasten steht. Das thue ich sonst nie. Keiner von meinen Gästen weiß, wo ich mein Geld habe; aber die Kerls wußten es, nur von dem Doktor Schnorrig können sie es erfahren haben. Ich fürchte mich sonst vor keinem Menschen, wenn mich aber der Kriminalkommissär Höhnstädt so ansieht, wenn er fragt: ‚Busemann, haben Sie keinen Verdacht?‘ dann wird mir schwül. ‚Nein‘ sagen kann ich nicht, man wird ja vereidet, und wenn ich dann sage, der Doktor Schnorrig hat meinen Geldkasten gesehen, dann ist es Essig. Verstehen Sie mich nun, Herr Werder?"

Werder verstand ihn; er schüttelte dem braven Manne kräftig die Hand und dankte ihm, davon aber wollte Busemann nichts wissen. „Ist nichts zu danken," sagte er unwirsch, „ich werde doch Schnorrig dafür, daß er mir zu Hilfe gekommen ist, so gut wie Sie, nicht den Kummer machen? Es bleibt unter uns, Herr Werder. Schnorrig darf gar nicht erfahren, daß ich seinen Bruder im Verdacht habe. Sie sagen ihm nichts, Herr Werder, das versprechen Sie mir."

Das Versprechen wurde durch einen nochmaligen Händedruck besiegelt, und gegenseitig sehr miteinander zufrieden, kehrten Busemann und Werder zu Schnorrig und Madame Busemann zurück, die inzwischen ganz im Gegensatz zu ihnen darüber einig geworden waren, daß unter allen Umständen die Anzeige bei der Polizei gemacht werden müsse, und welche nun höchst erstaunt waren, daß

jetzt auch Werder erklärte, Busemann habe Recht, durch eine Anzeige bei der Polizei würden für alle Theile, auch für Schnorrig und ihn, ganz nutzlos endlose Weitläufigkeiten durch Vernehmungen und Termine herbeigeführt werden. Madame Busemann protestirte zwar heftig dagegen, aber sie mußte sich dem Machtwort ihres sehr energischen Mannes fügen, und Schnorrig war zu sehr daran gewöhnt, sich Werder unterzuordnen, als daß er nicht auch sich gefügt hätte. Er gab ebenso wie Madame Busemann das Versprechen, über den Einbruch Stillschweigen gegen Jedermann zu bewahren, damit die Polizei nicht etwa zufällig von demselben erfahre und weitere Nachforschungen anstelle.

„Stimmt also!" sagte Busemann sehr befriedigt, als er das gewünschte Versprechen erhalten hatte. „Nun ist Alles in Ordnung, und nun wollen wir zu Bette gehen. Heute Nacht kommen die Kerls nicht wieder, und morgen wollen wir schon dafür sorgen, daß die Küchenthür und die Kellerthür nach der Straße mit Eisenstangen so verwahrt werden, daß sie nicht wieder erbrochen werden können. Gute Nacht, Herr Werder, gute Nacht, Schnorrig, und wie gesagt, wenn Sie mich 'mal brauchen — allemal Derjenige, welcher —"

## 12.

Schon am frühen Morgen saß Ernst Werder in seinem Atelier eifrig bei seiner Arbeit. Er hatte in der vergangenen Woche seine ganze Kraft auf die Untermalung des bestellten Porträts verwendet, da war ihm nicht viel

Zeit geblieben für eine andere Arbeit, die ebenfalls bei ihm bestellt war und deren möglichst schnelle Vollendung er versprochen hatte.

Es handelte sich um Illustrationen zu einem Werke, das ihn nur wenig zu interessiren vermochte; elf Skizzen waren bereits soweit ausgeführt, wie es der Zweck bedingte, auf der Holzplatte fertig zur Uebergabe an den Holzschneider; aber gerade die eine noch fehlende Zeichnung machte dem jungen Maler den Kopf heiß, denn sie sollte eine Mordscene illustriren.

Schon mehrmals hatte Ernst in den letzten Tagen versucht, seiner Aufgabe gerecht zu werden, aber die kleinen Skizzen, welche er entworfen hatte, waren ihm selbst so steif erschienen, daß er sie sämmtlich verworfen hatte. „Du bist ein Thor, Dir so viel Mühe zu geben," hatte ihm Schnorrig gesagt und ihn gemahnt, irgend eine der Skizzen auszuführen, aber Ernst war zu pflichttreu, solchem Rathe zu folgen.

Jetzt hatte er gefunden, was er lange vergeblich gesucht hatte. Als er am frühen Morgen — Schnorrig, der Langschläfer, träumte noch — sich den Arbeitstisch an das Fenster und das Reißbrett zurecht gerückt hatte, war plötzlich vor ihm das Bild aufgestiegen, welches er gestern gesehen hatte. Er sah die halbdunkle, nur von dem trügerischen Lichte der Blendlaterne spärlich beleuchtete Kellerstube wieder vor sich, in deren Hintergrunde ein wilder Kampf stattfand; er sah den rothköpfigen Mörder, dessen Gesicht ihm nur für einen Augenblick zugewendet gewesen war, dessen wilde Züge sich aber seinem

Gedächtniß unverlöschlich eingeprägt hatten; er sah ihn knieend auf seinem Opfer, die ganze abenteuerliche Scene, die er selbst durchlebt hatte, spiegelte sich wieder vor seiner Phantasie ab, und diese Scene, er brauchte sie nur zu zeichnen, wie er sie gesehen hatte, sie entsprach vollständig der zu illustrirenden Scene.

Mit einer Lust, wie er sie nie vorher gefühlt hatte, ergriff Werder den Bleistift und begann zu zeichnen. Sonst pflegte er nur eine flüchtige Skizze auf das Papier zu werfen und dann sofort die Zeichnung auf der Holzplatte zu beginnen, heute aber wurde er durch die Erinnerung an das Erlebte so sehr gefesselt, daß er die Skizze auf dem Papier weit mehr ausführte, daß er sich nicht mit den rohen Umrissen der Figuren begnügte, sondern auch die Köpfe kräftig durchführte, ja es machte ihm Vergnügen, diesen jene Porträtähnlichkeit zu geben, wie sie ihm vorschwebte, und es gelang ihm dies vortrefflich.

Es war dem eifrig zeichnenden Künstler sehr willkommen, daß Schnorrig, der seinen Kaffee im Bett getrunken hatte, eben nur in das Atelier hineinschaute, um ihm mitzutheilen, daß er ausgehe, um sich noch einige Farben zu kaufen; er konnte nun ganz ungestört weiter zeichnen, und dies that er mit solcher Lust, daß er sich ganz in seine Arbeit vertiefte. Er bemerkte es gar nicht, daß Gretchen ihre Morgenarbeit begann, daß sie das Atelier ausfegte und die verschiedenen Möbel abstäubte, daß sie mehrfach in seiner Nähe stehen blieb, bereit, ein wenig mit ihm zu plaudern, aber zu bescheiden, um ihn zu stören; er hörte es nicht, daß draußen auf dem Kor-

ridor die Klingel ertönte, daß Gretchen hinausging, um zu öffnen, daß sie Herrn Busemann in das Atelier führte und dann dasselbe wieder verließ. Selbst den wuchtigen Schritt Busemann's hörte Werder nicht, und erst die laute Begrüßung: „Guten Morgen, Herr Werder!" veranlaßte ihn, sich umzuschauen.

Busemann stand hinter ihm und blickte ihm über die Schulter. Er schaute mit größter Aufmerksamkeit die Zeichnung an und schlug dabei die fleischigen Hände schallend zusammen. „So was lebt nicht!" rief er. „Da haben wir ja die ganze Prostemahlzeit von heute Nacht! Und so ähnlich! Der Kerl, der Rothkopf, mit seinem Galgengesicht! Das haben Sie gut gemacht, Herr Werder!"

„Finden Sie es ähnlich? Das freut mich," erwiederte Ernst, der sich unwillkürlich durch die Bewunderung Busemann's geschmeichelt fühlt.

„Ja, gewiß. Eigentlich komme ich, um Schnorrig zu sagen, daß es heute mit der Sitzung nichts ist; ich habe keine Zeit. Ich muß doch den Kerls das Wiederkommen verleiden. An die Fensterläden, an die Kellerthüre und an die Küchenthüre werden eiserne Bänder gelegt, einen großen Hund schaffe ich mir auch an, dann ist es Essig mit dem Einbrechen."

„Ich glaube in der That, Sie brauchen dies dann nicht zu fürchten."

„Fürchten thue ich mich überhaupt nicht; aber faul ist es doch mit der Geschichte. Wenn Sie gestern nicht dazu gekommen wären, hätten sie mich und meine Frau

doch vielleicht abgethan. Der Rothkopf da, ich kenne ihn gut, ist zu Allem fähig."

„Sie kennen ihn?"

„Ja, das heißt, er weiß es nicht. Ich habe ihn einmal bei einer Gerichtsverhandlung gesehen, wo ich zuhörte; damals haben sie ihm vier Jahre Zuchthaus aufgebrummt. Der ‚rothe Fritze' heißt er, und unter den Einbrechern soll er einer von den schlimmsten sein."

„Und doch bleiben Sie aus Rücksicht für Schnorrig dabei, daß der Polizei keine Mittheilung gemacht werde?"

„Ja, Herr Werder, aus Rücksicht für Schnorrig und auch aus Rücksicht für mich. Ich will nichts mit der Polizei zu thun haben, das ist immer faul. Und dann außerdem, sehen Sie, in meinem Lokal verkehren allerhand Geister. Was geht es mich an? Wenn sie bezahlen und sich sonst anständig betragen — und dafür sorge ich — habe ich nicht zu fragen, wer und was sie sind. Soll ich mir die ganze Blase auf den Hals hetzen, wenn ich eine Anzeige mache? Nein, Herr Werder, mit der Polizei bleiben Sie mir vom Halse."

„Wie Sie wollen, Herr Busemann."

„Aber wissen Sie, da fällt mir etwas ein. Sagen Sie 'mal, Herr Werder, könnten Sie nicht das Bild da, welches Sie eben zeichnen, auch malen, so recht natürlich, mit schönen bunten Farben?"

„Das könnte ich wohl," erwiederte Werder lächelnd.

„Aber größer müßte es sein, ein ordentliches Bild, nicht so ein kleiner Wisch, so mindestens drei Fuß lang

und zwei Fuß breit, daß es nach was aussieht an der Wand."

„Haben Sie etwa die Absicht, sich das Bild zu bestellen? Ich glaube, Sie machen sich keine richtige Vorstellung von dem Preise eines solchen Bildes."

„Na, den Hals kann der Schwindel doch nicht kosten! Man hat es ja, ich kann mir so was schon leisten. Also 'raus mit dem Preis; aber zu theuer dürfen Sie nicht sein, übervortheilen lasse ich mich nicht."

„Wenn Sie glauben, daß ich das thun könnte, werden Sie wohl thun, sich an einen anderen Künstler zu wenden."

„Na, seien Sie nur nicht gleich so wild. War ja nicht böse gemeint. Geschäft ist doch Geschäft! Wie theuer ist also so 'n Bild?"

„Dreihundert Thaler."

Busemann fuhr zurück, als er die nach seinem Begriffe ungeheure Forderung hörte. „Dreihundert Thaler! Neunhundert Mark!" rief er erschreckt. „So was lebt nicht! Dreihundert Thaler für ein Bild drei Fuß lang! Schnorrig hat mir das zwölf Fuß lange Firmaschild mit dem theuren himmelblauen Grund für zwanzig Thaler gemalt. Nein, Herr Werder, so müssen Sie mir nicht kommen. Wenn Sie fünfzig Thaler gesagt hätten! Wollen Sie für fünfzig?"

„Ich lasse nicht mit mir handeln," erwiederte Werder etwas ungehalten. „Wenn Schnorrig, durch die Noth gedrängt, Ihnen einen zu billigen Preis gemacht hat, habe ich doch dazu keine Veranlassung. Vielleicht finden

Sie einen anderen jungen Künstler, der gerade in Noth ist und Ihnen das gewünschte Bild für fünfzig Thaler malt!"

„Kann nichts nutzen. Ich will Ihnen sagen, wozu ich das Bild gebrauche. Von meinen Gästen kennen gewiß viele den rothen Fritz. Wenn nun das Bild an der Wand hängt und sie erkennen den Rothkopf, dann sagen sie es ihm und dann weiß er, daß ich ihn gut kenne. Er wird sich dann wohl hüten, wieder zu kommen, denn daß ich das zweite Mal keinen Spaß verstehe, denkt er sich wohl. Ein anderer Maler hat den Rothkopf nicht gesehen, kann mir also nichts nützen. Wollen Sie, Herr Werder, für —"

„Nein, ich will nicht!" unterbrach ihn Werder heftig. „Sie sehen, daß Sie mich bei der Arbeit stören, Herr Busemann. Ich werde Schnorrig Ihre Bestellung ausrichten. Adieu!"

„Na, na, nur nicht gleich mit dem Kopf durch die Decke! Man wird doch ein Wort sagen können! Dreihundert Thaler, das ist ein Haufen Geld für so ein Bild."

„Das verstehen Sie nicht."

„Das stimmt, auf Bilder verstehe ich mich nicht. Wenn Sie denn durchaus nicht anders wollen, das Bild muß ich haben und neunhundert Mark kann ich auch noch aufbringen. Also gut! Schlagen Sie ein, Herr Werder, Sie malen mir das Bild!"

Werder zögerte, in die dargebotene Hand Busemann's einzuschlagen. Sein Künstlerstolz empörte sich dagegen, daß ein Bild von ihm in der Kellerstube hängen sollte,

um als Abschreckungsmittel für Diebe und Einbrecher zu dienen, als er dann aber auf seine angefangene Zeichnung niederblickte, kam ihm die brennende Lust, das Bild zu malen. Als daher Busemann mahnte: „Na, Herr Werder, wollen Sie?“ überwog die Lust das Widerstreben, er schlug ein.

Busemann rieb sich vergnügt die fleischigen Hände. „Der Handel wäre abgeschlossen!“ sagte er. „Dreihundert Thaler, das ist ein Klotz, aber es reut mich nicht, ich kann die Zeit schon gar nicht erwarten, bis ich das Bild an der Wand sehe. Wenn es ein bischen größer wird, schadet es nichts, Platz genug ist da. Malen Sie es nur recht schön.“

„Ich lasse mir da keine Vorschriften machen, Herr Busemann.“

„Auch gut. Sie sind ein schnurriger Heiliger. Wenn man Sie blos ansieht, beißen Sie schon. Da ist Schnorrig anders. Aber es bleibt bei der Verabredung. Abgemacht mit Handschlag bleibt abgemacht. Adieu, Herr Werder.“

„Adieu.“

Busemann ging, in der Thüre aber blieb er zögernd stehen, dann wendete er sich noch einmal um. „Wissen Sie, Herr Werder,“ sagte er, den Künstler etwas scheu betrachtend, „ich will Ihnen ja keine Vorschriften machen; aber könnten Sie nicht meiner Alten wenigstens einen Unterrock anziehen? So im Hemde an der Wand zu hängen, da genirt sie sich. Wenn es auch ein paar Thaler mehr kostet, es soll nicht d'rauf ankommen.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden, ohne daß Ihnen daraus Kosten erwachsen," erwiederte Werder lachend.

„Es kostet nichts? — Na, wissen Sie, Herr Werder, dann könnten Sie mir auch ein paar Hosen anziehen. Ich bin sonst nicht so, aber lieber wäre mir's schon."

„Soll auch geschehen; ich verspreche es Ihnen."

„Gut also! Adieu, Herr Werder! Fangen Sie nur bald mit der Malerei an!"

Er war fort, das Geschäft war abgeschlossen, und nun seufzte Werder doch wieder, als er seine Zeichnung anschaute. Er mußte unwillkürlich an seinen Vater denken. Was würde der alte General wohl gesagt haben, wenn er ein Zeuge der Unterhaltung mit Herrn Busemann gewesen wäre! Wie verächtlich würde auch Hans den Bruder anschauen, den Bilderlieferanten für eine Kellerspelunke!

Werder ließ den Bleistift sinken, die Lust zur weiteren Ausführung der zur Uebertragung auf die Holztafel schon mehr als genügenden Skizze war ihm plötzlich vergangen. Als er an den Vater und den Bruder dachte, erwachte in ihm die Erinnerung an die Unterredung, welche er gestern mit Höhnstädt gehabt hatte, an dessen Warnung vor dem Gesellschaftskreise, in welchem Hans jetzt verkehrte, vor dem Armin'schen Hause und vor dem Zauber, den Hertha v. Ragnow schon jetzt auf ihn ausübte.

Er sollte sich zurückziehen aus dem Zauberkreise, in welchen ihn das Schicksal in seltsamer Laune mit seinem Bruder Hans zusammengeführt hatte! Es war vielleicht das Beste, wenn er diesem Rath folgte, aber konnte er

es? Hertha v. Ragnow stand ihm heute noch so fern, wie an jenem Tage, als er sie das erste Mal gesehen hatte. Sie war das Modell, er der Maler, in diesem Verhältniß hatte sich nichts geändert und durfte sich nichts ändern. Er mußte das Porträt vollenden, welches er begonnen hatte, so lange, bis dies geschehen war, mußte er die Beziehungen aufrecht erhalten, welche ihn an das Armin'sche Haus knüpften, mit der Ablieferung des fertigen Bildes hörten dann diese Beziehungen von selbst auf. Es ließ sich voraussehen, daß Herr v. Armin dann den namenlosen bürgerlichen Maler nicht ferner in einen ausschließlich adeligen Gesellschaftskreis ziehen würde. Es war Thorheit, sich darüber auch nur einen Moment zu beunruhigen.

Ja, wenn es nur so leicht gewesen wäre, die fieberhafte Unruhe zu bezwingen, welche Ernst bei dem Gedanken ergriff, daß er nach der Fertigstellung des Bildes Hertha nicht wiedersehen werde, während Hans der bevorzugte Gast im Armin'schen Haus blieb!

Ernst ging in Gedanken versunken in dem geräumigen Atelier auf und nieder, er wurde durch Gretchen gestört, die formlos in das Zimmer trat. „Es ist schon ein Viertel auf Zwölf!" sagte sie mahnend. „Sie sind doch sonst so pünktlich, Herr Werder, haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie mit Fräulein Hertha eine Sitzung verabredet haben?"

Er hatte es nicht vergessen, aber die Stunden waren ihm verflogen, ohne daß er es gemerkt hatte; nun mußte er sich beeilen, ein wenig Toilette zu machen, denn in

dem alten Atelierrock konnte er doch nicht vor den Damen erscheinen. Gretchen half ihm mit rühriger Hand, während sie aber ihm den Rock bürstete, daß auch kein Stäubchen auf demselben zu sehen war, während sie ihm das Halstuch umknüpfte und ihn putzte, plauderte sie nach Herzenslust, sie hatte ja nachzuholen, was sie schon am Morgen ihm gerne erzählt hätte, wenn er nicht gar zu eifrig mit der Arbeit beschäftigt gewesen wäre.

„Sie haben gestern wunderschön gesungen, Herr Werder," sagte sie. „Fräulein Hertha war ganz entzückt. Ich sollte es Ihnen eigentlich gar nicht erzählen, Sie werden noch ganz eitel werden; aber ich will nur Gnade für Recht ergehen lassen, denn ich sehe es Ihnen an, Sie sind schrecklich neugierig, zu erfahren, was gestern Abend noch über Sie gesprochen worden ist, nachdem außer dem Herrn Grafen Panin alle Gäste fort waren."

„Ich bin gar nicht neugierig."

„Reden Sie mir doch das nicht vor, das weiß ich besser. Es hat gestern noch einen tüchtigen Zank Ihretwegen gegeben."

„Einen Zank? — Und meinetwegen?"

„Ja, zwischen Fräulein Hertha und dem Herrn Grafen. Ich habe jedes Wort gehört, denn ich räumte gerade die Tische ab und habe mich natürlich nicht beeilt. Sie sind eigentlich ein schrecklicher Mensch, Herr Werder! Sie müssen es dem Fräulein Hertha merkwürdig schnell angethan haben. Sie wurde, als sie Ihre Partei nahm, so eifrig, wie ich sie noch gar nicht gesehen habe. Der Graf sprach sich so recht spöttisch über Ihren Gesang aus, Sie

hätten gar keine Schule, sagte er, auch Ihre Stimme sei roh, da aber hätten Sie hören sollen, wie Fräulein Hertha ihn abtrumpfte. Noch nie habe sie ein Volkslied so schön gehört, wie gestern, sagte sie, noch nie mit solchem poetischen Verständniß, mit so tiefem Gefühl gesungen! Und nun bekamen Beide das Streiten über Sie. Als der Graf bemerkte, es sei eigentlich recht bedenklich, Leute der unteren Stände, auch wenn sie Künstler seien, in eine exklusive Gesellschaft zuzulassen, wurde sie Feuer und Flamme. Nicht der Adel der Geburt, sondern der Adel der Seele bestimme den Werth des Mannes. Ein wahrer Künstler stehe hoch erhaben über dem gewöhnlichen Troß der übrigen Menschenkinder, auch über den geistlosen Trägern von Freiherrn- und Grafenkronen. Fräulein Hertha kanzelte den Grafen so gründlich ab, daß er endlich klein beigeben und zugestehen mußte, der Herr Maler Werder sei ja sonst ein sehr interessanter, fein gebildeter junger Mann. — So, das wollte ich Ihnen erzählen, und nun, da Sie ganz manierlich aussehen, können Sie gehen. Beeilen Sie sich nur, Fräulein Hertha wartet gewiß schon recht ungeduldig!"

Ernst war durch Gretchens Mittheilungen auf das Höchste überrascht. Hertha hatte für ihn Partei genommen gegen den Grafen Panin, sie, die er im Herzen des schroffsten Adelsstolzes beschuldigte, hatte das kühne Wort gesprochen, ein wahrer Künstler stehe hoch über den geistlosen Trägern von Freiherrn- und Grafenkronen! Er hätte gern noch mehr von Gretchen gehört, aber die niedliche Kleine schob ihn einfach zur Thüre hinaus, und sie

hatte Recht, war doch schon die von ihm selbst vorgeschlagene Zeit zum Beginn der Sitzung überschritten. Er mußte eilen, um nicht gar zu spät zu kommen.

Auf dem kurzen Wege vom Atelier nach dem Vorderhause beschäftigten ihn Gretchens Mittheilungen; sie verwirrten ihn, und als er nun die Armin'sche Wohnung erreicht hatte, als ihm Hertha, die ihm selbst die Thüre öffnete, gegenüberstand, konnte er eine gewisse Verlegenheit nicht besiegen, eine Verlegenheit, welche sich steigerte, als ihn Hertha ganz unbefangen mit den Worten empfing: „Sie finden mich heute ganz allein, Herr Werder. Der Onkel und die Tante sind ausgegangen, aber sie werden bald zurückkommen. Wie Sie sehen, habe ich mich vorbereitet auf die Sitzung, ich habe Ihren Wunsch erfüllt und ein weißes Kleid angezogen. Gefällt es Ihnen? Finden Sie es passend für das Bild?"

Sie öffnete bei den letzten Worten die Thüre des Wohnzimmers, nach welchem sie Ernst führte, und als sie nun aus dem halbdunkeln Korridor tretend auf der Schwelle des Zimmers stand, umstrahlt von dem hellen, glänzenden Tageslicht, da erschien sie ihm wahrhaft zauberisch schön, wie eine lichte Elfengestalt.

„Wunderbar schön! Wahrhaft wunderbar schön!" sagte er, seinem Gefühl unwillkürlich Worte gebend, ohne daran zu denken, daß er ihr eine Schmeichelei sage. Hertha aber fühlte sich durch seinen Ausruf verletzt. Das liebliche Lächeln, mit welchem sie ihn begrüßt hatte, verschwand, ihr Gesicht nahm wieder den Ausdruck ernster, kalter Zurückweisung an, den Ernst nur zu gut kannte.

Es traf ihn ein durchaus nicht freundlicher Blick aus ihren dunklen Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, ging sie ihm durch das Zimmer voran nach dem Fenster, bei welchem schon die Staffelei mit dem Bilde aufgestellt war.

„Beginnen wir," sagte sie. „Sie haben mich ohnehin fast eine halbe Stunde warten lassen!"

Es lag eine unverkennbare Zurechtweisung in den wenigen unfreundlichen Worten. Ernst entschuldigte sich, aber seine Bitte fand eine sehr kühle Aufnahme.

„Wünschen Sie, daß ich stehe, oder soll ich mich setzen?"

„Da ich die Figur malen werde, bitte ich die Stellung einzunehmen, welche Sie bei der Aufzeichnung eingenommen haben."

„Ist es so recht?"

„Ich danke Ihnen, ja."

Dies waren die einzigen Worte, die noch gewechselt wurden. Hertha nahm so geschickt die Stellung ein, welche der Maler wünschte, daß dieser auch nicht die geringste Aenderung wünschen konnte; sie hatte offenbar das angefangene Bild recht oft und genau betrachtet, sie hatte sich hinein gedacht in dasselbe und sie bedurfte daher keiner weiteren Anleitung.

Ein peinliches Schweigen herrschte. Ernst begann seine Arbeit, aber nicht mit der Lust, wie vorher; er war nicht mit seiner ganzen Seele bei derselben; die Hand führte mechanisch den Pinsel. Welchen Grund konnte Hertha haben, ihn heute so kalt und unfreundlich zu empfangen, nachdem sie ihn gestern in seiner Abwesenheit

so warm vertheidigt hatte? Darüber grübelte er nach, aber er konnte sich keine Antwort geben. Immer peinigender wurde ihm das Schweigen, endlich konnte er es nicht länger ertragen.

„Womit habe ich Sie beleidigt, gnädiges Fräulein?“ fragte er geradezu, ohne eine Vorrede, und sie antwortete ebenso geradezu: „Jede phrasenhafte Schmeichelei ist mir in der Seele zuwider!“

Das also war es, weiter nichts? Mit einem Lächeln auf den Lippen schaute er sie mit leuchtenden Augen an, als er weiter fragte: „Glaubten Sie wirklich, daß ich Ihnen eine fade Schmeichelei sagen wollte, als mir die Freude, Sie ganz so zu sehen, wie ich es für mein Bild wünschte, meinen Ausruf entlockte? Sie thun mir wahrlich Unrecht. Sie können keinen größeren Abscheu gegen das Anhören, als ich gegen das Aussprechen niederer Schmeichelei haben. Es ist fast beleidigend, daß Sie mich solcher Geistesarmuth, so niedriger Gesinnung fähig hielten.“

„Sie übertreiben. Die Schmeichelei ist mir überhaupt zuwider, sie kränkt und verletzt mich, und am meisten die, welche sich in Bewunderung meiner ‚Schönheit‘ kleidet, denn sie setzt voraus, daß ich dumm und eitel bin.“

Die Schranke kalter Zurückhaltung war gefallen. Da sich Hertha so offen aussprach, konnte ihr Ernst ebenso antworten. „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine schönsten Lebenshoffnungen knüpfen sich an dies Bild!“ erklärte er mit unbefangener Offenheit. „Wenn es mir gelingt, es zu vollenden, wie es mir im Geiste vorschwebt,

dann muß das Entzücken, welches ich selbst beim Malen empfinde, Jeden ergreifen, der ein Gefühl hat für den holden Liebreiz, der diese zarte Gestalt umschwebt. Ich lebe in meinem Bilde, seit ich es begann, es erscheint mir in meinen Träumen, wenn ich schlummere, oder schwebt in zauberischer Schönheit vor mir, wenn ich wachend träume — es ist mit meinem ganzen Sein und Denken verwachsen. Ich fühle eine brennende Sehnsucht, es vollendet vor mir zu sehen, und doch schreckt mich wieder der Gedanke, daß ich mich dann für immer von ihm trennen muß."

Hertha seufzte tief auf. „Dies unselige Bild!" sagte sie mit bebender Stimme. „Ich wünschte, es würde niemals vollendet. — Aber nein," fügte sie dann hinzu, „das wünsche ich doch nicht. Ich habe es gewünscht an dem Tage, an welchem Sie es begonnen haben; aber es ist mir jetzt selbst theuer geworden. Sie sagen zwar, daß es unfertig sei, daß es noch bei Weitem nicht dem Bilde entspreche, welches Ihnen vorschwebt, mich aber ergreift es schon jetzt mit zauberischer Gewalt, wenn ich es anschaue. Mein Porträt! Nein, das ist es nicht, wenn auch das Angesicht mit sprechender Aehnlichkeit meine Züge trägt, aber idealisirt, durchgeistigt, veredelt! Es ist kein Porträt, es ist die Idealisirung einer irdischen Mädchengestalt. Ich könnte mit wahrem Entzücken glückselig das herrliche Kunstwerk betrachten und beobachten, wie es seiner Vollendung entgegenreift, wenn ich nicht mit tiefem Entsetzen immer und immer wieder daran denken müßte, daß es mein

Porträt sein soll, an welches ein Künstler seine ganze Schaffenskraft vergeudet — ja vergeudet, denn es soll in den Besitz eines Menschen kommen, der nie im Stande sein kann, seinen Werth zu würdigen. Deshalb sprach ich den Wunsch aus, es möge nie vollendet werden."

Hertha schwieg, nach einer kurzen Pause aber fragte sie: „Wissen Sie, daß das Bild von meinem Onkel zum Geschenk für den Grafen Panin bestimmt ist?"

„Gretchen hat es mir gesagt."

„Und welche Schlüsse haben Sie aus dieser Mittheilung gezogen? Nein, antworten Sie mir nicht, ich will für Sie antworten. Wenn Hertha v. Ragnow gestattet, daß ihr Porträt für den Grafen Panin gemalt werde, nimmt sie seine Huldigungen an, ist sie vielleicht seine Verlobte. Das mußten Sie glauben, leugnen Sie es nicht! Aber es ist nicht wahr! Ich fürchte, ich hasse diesen Grafen Panin! Kein Mensch auf der Welt ist mir so tief in der Seele zuwider, wie er. War ich doch geneigt, auch Sie zu hassen, nur weil Sie sich dazu hergaben, das Bild zu malen, welches mein Onkel ihm zum Geschenk machen will, zu dem als Modell zu sitzen nur die dringende Bitte meines Onkels mich bewegen konnte. Bittere, heiße Thränen habe ich geweint vor jeder Sitzung, es wäre das höchste Glück für mich gewesen, wenn ich dies verhaßte Bild hätte vernichten dürfen, und nun hat mich doch der Zauber der Kunst ergriffen und mich bezwungen, ich muß das Bild lieben wider meinen Willen, mein Herz hängt an ihm, obgleich ich weinen muß, wenn ich daran denke, wer es besitzen soll!"

„Ich werde es nicht von mir lassen! Graf Panin soll es niemals besitzen!" rief Ernst. „Lieber vernichte ich es mit eigener Hand! Freudig will ich auf meine schönsten Hoffnungen verzichten, die ich auf mein Werk gebaut hatte, ehe ich dulde, daß Sie noch eine Thräne darüber vergießen."

Ein wehmüthiges, aber doch so süßes Lächeln umspielte Hertha's feine Lippen, als sie erwiederte: „Nein, das dürfen Sie nicht! Sie haben eine Verpflichtung übernommen. Sie haben versprochen, dies Bild für meinen Onkel zu malen, wie ich versprochen habe, zu demselben zu sitzen. Wir müssen Beide unser Wort halten, Sie müssen die Ehrenpflicht des Künstlers erfüllen, das einmal übernommene und begonnene Werk nach Ihrer besten Kraft zu vollenden. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn Sie aus Rücksicht für mich Ihre Pflicht unerfüllt ließen. Es war vielleicht ein Unrecht von mir, daß ich so offen zu Ihnen gesprochen habe; aber ich konnte nicht anders. Ich konnte es nicht ertragen, daß Sie mich falsch beurtheilen. Glauben Sie mir —"

Sie konnte den begonnenen Satz nicht vollenden, ihre vertraute Unterhaltung wurde unterbrochen durch Herrn v. Armin, der mit seiner Gattin von einem Morgenspaziergang zurückkehrte.

Herr v. Armin war in rosigster Laune; er begrüßte Ernst mit ungeheuchelter Herzlichkeit und Freundlichkeit. Mit warmen Worten sprach er seine Freude aus über das schnelle Fortschreiten des herrlichen Kunstwerkes zur Vollendung, über die treffende Aehnlichkeit, über die

poetische, ideale Auffassung. Er bemerkte es im heiteren Geplauder nicht, daß Ernst ungewöhnlich still, fast etwas verlegen war, und daß über Hertha's reizendes Gesicht ein schnelles Erröthen geflogen war, als er so plötzlich ihr Alleinsein mit Ernst unterbrochen hatte.

Frau v. Armin nahm ihren gewöhnlichen Platz hinter der Staffelei ein, Herr v. Armin setzte sich in die Sophaecke, er zündete sich eine Cigarre an und begann nun eine recht lebhafte Unterhaltung; der gestrige Abend bot ihm zu derselben reichlichen Stoff.

Gestern in der größeren Gesellschaft habe Herr Werder sich auf eine Erzählung seiner Kriegsabenteuer nicht einlassen wollen, und besonders jener heldenmüthigen Waffenthat, bei der er dem Herrn v. Höhnstädt das Leben gerettet habe, heute aber im kleinen vertrauten Kreise müsse er mittheilsamer sein — so bat Herr v. Armin, seine Frau schloß sich der Bitte an, und auch Hertha that es, wenn auch nicht durch Worte, so doch durch einen bittenden Blick und ein ermunterndes Lächeln. Da mußte denn Ernst wohl die Scheu überwinden, ruhmredig zu erscheinen; so ungern er von sich selbst sprach, nach solchen Bitten konnte er doch nicht umhin, von dem Gefecht zu erzählen, in welchem er das Glück gehabt hatte, Herrn v. Höhnstädt das Leben zu retten. Bei der Erzählung selbst erwachte die Erinnerung an die verlebte abenteuerreiche Kriegszeit in voller Klarheit wieder in ihm, sie belebte seine Worte, er erzählte so frisch und lebendig, daß er das gespannte Interesse aller seiner Zuhörer fesselte. Von sich selbst sprach er bescheiden so wenig

wie möglich, aber ganz konnte er dies doch nicht vermeiden, denn Herr v. Armin zwang ihn durch seine Fragen dazu.

Die Zeit verflog schnell bei der lebendigen Unterhaltung, welche sich an die Erzählung Werder's knüpfte, und als dieser nach einer vollen Stunde sich gegen Hertha verbeugte und die Sitzung für beendigt erklärte, da meinte Herr v. Armin, es sei kaum eine Viertelstunde seit seiner Zurückkunft verflossen; er litt es auch nicht, daß Ernst schon jetzt sich verabschiede, er müsse erst noch ein paar Lieder mit Hertha zusammen singen.

Er bat so herzlich und liebenswürdig, daß Ernst unmöglich nein sagen konnte. Er hatte einen Moment gezögert, die Worte, mit denen ihn Herr v. Höhnstädt gestern Abend gewarnt hatte, waren ihm eingefallen: „Es herrschen traurige, unklare Verhältnisse im Armin'schen Hause, hüten Sie sich, sich in dieselben verstricken zu lassen!" Es war vielleicht klüger, die Einladung abzulehnen, sich zurückzuziehen; aber die offene, freundliche Herzlichkeit Armin's war unwiderstehlich, und da auch Hertha ihn erwartungsvoll anschaute, legte er den Hut, den er schon in der Hand hatte, wieder fort. Dafür belohnte ihn ein dankendes Lächeln Hertha's; sie öffnete schnell den Flügel und holte die Noten.

„Ich hoffte, Sie würden ein Duett mit mir singen," sagte Ernst, als er einen Blick auf die Noten geworfen hatte.

„Gern," erwiederte sie freundlich; „aber vorher bitte ich Sie um das Lied von gestern; ich möchte es noch

einmal von Ihnen hören. Ich habe es selbst so oft gesungen; aber gestern erst ist mir ein Verständniß aufgegangen für seinen tiefen poetischen Gehalt."

„Ja, das prächtige Volkslied, es hat uns Alle entzückt!" rief auch Herr v. Armin.

Ernst setzte sich an den Flügel und sich selbst begleitend sang er sein Lieblingslied; heute lohnte ihm nicht wie gestern rauschender Beifall, aber ein herzlicher Druck der Hand Armin's, und was ihm viel mehr werth war, eine Thräne, die in Hertha's dunklen, seelenvollen Augen schimmerte.

„Sie sind ein wahrer Künstler, Herr Werder," sagte Armin mit dem Tone der innersten Ueberzeugung. „Der Genius der Kunst umschwebt Sie nicht nur, wenn Sie ein Bild, wie das meiner Hertha, auf die Leinwand zaubern, er küßt Ihnen die Stirn auch, wenn Sie singen. Der Zauber der Poesie, der uns aus dem einfachen Volkslied entgegenklingt und uns entzückt, nicht in dem Liede selbst liegt er, er dringt aus Ihrer Seele in die der Hörer."

„Herr v. Armin —"

„Widersprechen Sie mir nicht! Und jetzt singen Sie mit Hertha noch ein Duett!"

Er suchte unter den Noten ein Duett hervor, welches er früher selbst mit Hertha gesungen hatte, und als nun Ernst sich bereit erklärte, an seine Stelle zu treten, war er ganz glückselig.

Hertha war keine vollendete, geschulte Künstlerin, aber sie besaß ein tiefes Gefühl und die nöthige Fertigkeit,

demselben durch ihre reine, klangvolle Stimme Ausdruck zu geben. Sie hatte durch ihren Gesang ihrem kunstsinnigen Onkel manche Stunde des Genusses bereitet, so wundervoll wie heute aber hatte sie noch nie gesungen. Ihre Stimme vereinte sich in voller Harmonie mit der Ernst's.

Herr v. Armin war entzückt, sein Enthusiasmus kannte keine Grenze mehr; er schüttelte Ernst die Hand und küßte Hertha. Er wollte mehr hören, noch ein Duett und noch eins; er hätte wohl noch Stunden lang mit immer wachsendem Entzücken dem Gesange gelauscht, da zerstörte plötzlich der schrille Ton der im Korridor draußen erschallenden Klingel den Rausch seiner Begeisterung.

Er horchte gespannt auf; er öffnete diesmal nicht selbst, wie er es sonst oft that. Als Auguste, das Dienstmädchen, gleich darauf meldete, Herr Doktor Schnorrig sei draußen und wünsche den Herrn v. Armin zu sprechen, nahm sein soeben noch in Glückseligkeit strahlendes Gesicht plötzlich einen ganz veränderten Ausdruck an. Schwere Falten zogen sich auf der Stirne zusammen. „Führe den Doktor in den Salon, er mag dort ein wenig warten!" befahl er dem Mädchen, zu Ernst gewendet fuhr er fort: „Ein unangenehmer Geschäftsbesuch; aber er wird mich nicht lange in Anspruch nehmen. Ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich Sie auf einige Minuten verlasse."

Auf Ernst hatte die Meldung einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf Armin, er war jäh zusammen-

gezuckt, als er den Namen Doktor Schnorrig hörte. Gerade dieser Name! Wie ein greller, schneidender Mißton klang er in Ernst's Ohr. Während der letzten schönen Stunde süßen Genusses hatte Ernst die Warnung Höhnstädt's ganz vergessen, jetzt wurde er plötzlich in schmählicher Weise an dieselbe gemahnt. Herr v. Armin, der Onkel Hertha's, stand in Geschäftsverbindung mit Doktor Maximilian Schnorrig, er mußte dessen Besuch empfangen! Ein Gefühl des Ekels überkam Ernst. Nach dieser Entdeckung konnte er nicht länger bleiben, er mußte fort, mußte allein sein, um klar in sich zu werden, wie er künftig zu Herrn v. Armin sich stellen müsse.

Er ergriff seinen Hut. Er sei schon zu lange geblieben, sagte er, keine Minute länger dürfe er verweilen; Armin bat ihn zwar dringend, sich nicht vertreiben zu lassen durch den Besuch, der sicherlich nur wenige Minuten in Anspruch nehmen werde, aber er wies die Aufforderung in fast formloser Weise zurück, und als Armin ihn dringend bat, sich jedenfalls so einzurichten, daß er morgen nach der Sitzung ein Stündchen zum gemeinsamen Musiziren mit Hertha übrig habe, gab er auf diese Einladung gar keine Antwort. —

„Ein seltsamer Mensch," sagte Herr v. Armin zu seiner Frau, als Ernst fort war. „Er ist plötzlich wie umgewandelt. Da stürmt er fort, in beinahe grober Weise verläßt er uns. Er hat ja Dir und Hertha kaum eine flüchtige Verbeugung zum Abschied gegönnt. Was mag er nur haben?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Frau v. Armin sinnend.

„Aber das weiß ich, daß Du wohl gar zu zuvorkommend gegen ihn gewesen bist. Du hast mich gestern getadelt, daß ich ihn, den bürgerlichen Künstler, als Vierzehnten zu unserer Gesellschaft eingeladen habe, und heute zeigst Du ihm eine Zuvorkommenheit, die weit über die äußerste Grenze gesellschaftlicher Höflichkeit hinausgeht."

„Ich konnte nicht anders, wahrhaftig, ich konnte nicht anders. Er hat mich mit seinem Gesang entzückt. Solche Stunde des schönsten Genusses wiegt Wochen des nichtsnutzigen Lebens auf, wie ich es führen muß."

„Wirst Du nicht Unannehmlichkeiten mit dem Grafen Panin haben, wenn Du den jungen Künstler gar zu sehr ermuthigst, ihn zu einer allzu genauen Bekanntschaft aufmunterst?"

„Laß mich! Ich will auch etwas vom Leben haben, nicht immer der Sklave der Rücksicht sein. Ich will den Augenblick genießen, ohne an die Vergangenheit und die Zukunft zu denken. Wer kann wissen, was die Zukunft bringt? Wenn Panin fordert, daß wir den jungen Künstler aus unserem Haus verbannen, dann ist es immer noch Zeit genug, darüber nachzudenken, was wir thun sollen. Bis dahin wollen wir uns des interessanten Umganges erfreuen. Er ist ein prächtiger Mensch, geistreich, genial, ein tüchtiger Soldat, ein herrlicher Künstler, und er singt wie mit Engelszungen."

„Nun, mir kann es recht sein. Wenn Du keine Rücksicht auf den Grafen zu nehmen hast, ich und Hertha sind gewiß nicht dazu verpflichtet. Mir gefällt der junge Mann sehr gut."

Hertha fügte diesem Gespräch kein Wort hinzu, aber daß sie demselben mit hoher Spannung folgte, zeigte ihr wiederholtes Erröthen.

## 13.

Der Maler Schnorrig hatte sein Geschäft in der Stadt besorgt und war in das gemeinsame Atelier zurückgekehrt. Eben nahm er Malstock, Palette und Pinsel, aber indem er es that und sich zur Arbeit anschickte, ergoß er sich zugleich in Verwünschungen gegen den unschuldigen Busemann, der ihm eine solch' verhaßte Sklavenarbeit aufgebürdet hatte.

Wolf, der prächtige Bernhardinerhund, lag schlafend neben dem Ofen, er schnarchte recht vernehmlich, während Schnorrig malte und fluchte; aber plötzlich erhob der Hund den Kopf, er knurrte erst leise, dann ließ er ein dumpfes Bellen hören, im nächsten Moment ertönte draußen im Korridor die Klingel.

Schnorrig befand sich in einer durchaus nicht gastlichen Stimmung. „Welcher Unhold stört mich wieder?" rief er wüthend; er warf den Malstock bei Seite, aber Palette und Pinsel behielt er in der Hand, als er hinging, um selbst die Flurthür zu öffnen.

Ein hochgewachsener, sehr elegant gekleideter Herr von vornehmem Aeußeren hatte die Klingel gezogen. „Wohnt hier Herr Maler Werder?" fragte er den die Thüre öffnenden Schnorrig.

„Ja, er wohnt hier, ist aber nicht zu Hause," erwiederte Schnorrig kurz, den Fremden mit scharfem Blick musternd.

„Das thut mir leid. Ich habe gestern mit Herrn Werder besprochen, daß ich ihn in seinem Atelier besuchen würde, um seine Bilder und Skizzen zu betrachten. Wann treffe ich Herrn Werder wohl am besten zu Haus?“

„Hm, es ist zwei Uhr. Er sollte eigentlich schon zu Hause sein. Jedenfalls muß er bald kommen.“

„Dann gestatten Sie vielleicht, daß ich ihn in seinem Atelier erwarte. Jedenfalls habe ich das Vergnügen, in Ihnen den Freund und Ateliergenossen des Herrn Werder, Herrn Maler Schnorrig zu begrüßen. Es würde mir eine besondere Freude machen, wenn Sie mir gestatteten, auch Ihre trefflichen Bilder und Skizzen bewundern zu dürfen. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Graf Panin, ein begeisterter Kunstfreund, dessen höchster Genuß es ist, geniale Künstler in ihren Ateliers zu besuchen, um Gelegenheit zu gewinnen, ein oder das andere Bild für eine kleine Gemäldesammlung zu erwerben.“

Schnorrig setzte seinen Stolz darauf, als ein wilder Demokrat vom reinsten Wasser zu erscheinen; als er den Grafentitel hörte, hatte er die größte Lust, den vornehmen Besuch grob abzuweisen, aber der Schluß der höflichen Rede Panin's, die sich ihm eröffnende Aussicht auf den Verkauf eines Bildes oder einer Skizze bestimmte ihn doch zu einiger Rücksichtnahme. Höflich zu sein, konnte er sich trotzdem nicht entschließen, der Graf sollte nicht glauben, daß sein Titel dem freien Künstler imponire. „Wenn Sie meine Bilder sehen wollen, das können Sie haben,“ sagte er barsch. „Kommen Sie mit in's Atelier, Sie können ja dort warten, bis Werder kommt.“

Graf Panin ließ sich durch die Grobheit der Einladung nicht zurückschrecken, er folgte dem ihm vorangehenden Schnorrig in's Atelier; aber in der Thüre mußte er stehen bleiben, denn Wolf, sonst der gutmüthigste Hund der Welt, der nie einen von seinem Herrn in das Atelier geleiteten Fremden anbellte, fuhr wüthend auf ihn los. Erst als Schnorrig dem Hund einen tüchtigen Jagdhieb versetzte, kehrte derselbe knurrend in seine Ecke am Ofen zurück und legte sich dort nieder, aber von Zeit zu Zeit erhob er den zottigen Kopf, um leise knurrend den ihm offenbar sehr unsympathischen Gast zu betrachten.

„Ich weiß nicht, was der Wolf hat, er ist doch sonst lammfromm!" sagte Schnorrig unwirsch.

„Ein wunderschönes Thier! Ich beneide Sie um den treuen Wächter Ihres Ateliers. Verzeihen Sie mir die vielleicht indiskrete Frage: würden Sie den Hund verkaufen?"

„Soll ich etwa auch meine Seele verkaufen? Um kein Geld ist mir das treue Thier feil."

„Ich kann Ihnen dafür nur meine Achtung aussprechen. Auch ich würde mich nie entschließen können, mich von einem so treuen Freunde zu trennen. Aber ich sehe dort an der Wand den schönen Wolf vielfach wieder, eines seiner Porträts werden Sie mir vielleicht überlassen."

„Jedes; ich kann ihn mir ja alle Tage wieder malen."

„Dann bitte ich, mir zu gestatten, daß ich mich ein wenig umsehe; Sie dürfen sich aber durch mich nicht stören lassen. Sie sind bei Ihrer künstlerischen Arbeit,

ich bitte Sie recht dringend, fahren Sie in derselben so fort, als ob ich nicht hier wäre."

Schnorrig brummte ein paar unverständliche Worte. Er wußte nicht recht, wie er sich diesem geschmeidigen, übermäßig höflichen Grafen gegenüber benehmen sollte; am besten war es wohl, er sagte gar nichts und arbeitete ruhig weiter. Das that er denn auch, er kümmerte sich scheinbar nicht weiter um den Grafen, der mit Kennerblick die vielen an der einen Wand aufgehängten Bilder und Skizzen Schnorrig's betrachtete und für jedes Bild ein treffendes Wort des Lobes hatte. Es erging Schnorrig ganz seltsam mit diesem Grafen. Der schöne, vornehme Mann hatte ihm beim ersten Anblick einen recht unangenehmen Eindruck gemacht; aber dieser Eindruck schwand mit jeder Sekunde. Schnorrig glaubte gepanzert zu sein gegen jede Schmeichelei, als aber der Graf seine Bilder bewunderte, als besonders sein Lieblingsbild, die am Schwanz hängende Meerkatze, über welches er so oft von Kunstgenossen herb verspottet worden war, mit warmen Worten gelobt wurde, und zwar mit Worten, aus denen hervorging, daß der Graf ein Kenner war, der ein gediegenes Urtheil über die Technik der Malerei hatte, da regte sich in Schnorrig ein lebhaftes Interesse für diesen kunstverständigen Mann, der seinen viel verspotteten Schöpfungen Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Nachdem der Graf alle die vielen Bilder recht gründlich angeschaut hatte, entschied er sich für eines, auf welchem Wolf meisterhaft in voller Naturwahrheit dargestellt war. Er hatte mit feinem Kunstsinn das beste

Bild getroffen, welches Schnorrig von seinem Liebling gemalt hatte. „Darf ich Sie bitten, mir den Preis zu nennen?" sagte er.

Schnorrig zögerte mit der Antwort. Welchen Preis sollte er fordern? War er zu theuer, dann zog sich vielleicht der Käufer zurück. „Zweihundert Mark!" brachte er endlich zögernd hervor.

„Dreihundert Mark?" fragte der Graf, den Künstler erstaunt anblickend.

„Ich sagte zweihundert Mark."

„Sie müssen sich versprochen haben. Ich kann es eigentlich kaum mit meinem Gewissen vereinigen, für einen so billigen Preis ein so vortreffliches Bild von Ihnen anzunehmen; keinenfalls aber nehme ich es für weniger als dreihundert Mark an. Wenn Sie mir gestatten, zahle ich Ihnen den Preis sogleich und heute Abend noch lasse ich mir das Bild holen; ich kann die Zeit nicht erwarten, bis ich es in meinem Salon habe."

Schnorrig glaubte nicht recht zu hören. Das Herz hüpfte ihm fast vor Freude, als der Graf seine Brieftasche hervorzog und aus derselben drei schöne, neue Hundertmarkscheine entnahm und ihm überreichte. O, dieser Graf war doch ein Prachtmensch, ein wahrhaft vornehmer Herr! Jedes demokratische Vorurtheil gegen solchen Grafen war in Schnorrig geschwunden.

Mit einem Handschlag wurde das Geschäft besiegelt, dann trat der Graf hinter die Staffelei, um das Bild anzuschauen, an welchem Schnorrig eben malte.

„Ah, ein Porträt!" rief er überrascht.

Schnorrig's glückselige Stimmung schwand bei diesem Ausruf des Staunens im Augenblick wieder, mit voller Wuth schaute er Busemann's Bild an. „Ein Porträt — ein Scheusal!" rief er. „Aehnlich ist es, jeder Zug, aber scheußlich, über alle Maßen scheußlich! Ich gerathe außer mir vor Wuth, wenn ich es ansehe."

„Ich begreife Sie nicht, Herr Schnorrig, das Bild ist vortrefflich, ein Meisterwerk ganz eigener Art."

„Herr, wollen Sie mich verhöhnen?" schrie Schnorrig außer sich.

„Sie kennen sich selbst nicht und thun sich bitteres Unrecht! Das Porträt ist ein Meisterwerk. Sie haben gebrochen mit der glatten und platten Schönfärberei, durch welche unsere heutigen sogenannten Künstler in der Porträtmalerei die Kunst entweihen, Sie haben es gewagt, mit kühnem Pinsel die nackte Wahrheit auf die Leinwand zu schreiben, jeden gemeinen Zug dieses gemeinen Gesichtes in unverfälschter Naturwahrheit wiederzugeben. Ja, Sie sind der Maler der Wahrheit! Kein elender Lügner und Schönfärber! Ein Maler, der eine so hohe Achtung vor der Natur hat, daß er nicht wagt, sie verschönern und verbessern zu wollen durch jämmerliche Verkleisterung. Verfolgen Sie Ihre Bahn! Schicken Sie dies Porträt, welches Sie ein Scheusal nennen, auf die nächste Kunstausstellung und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden Aufsehen erregen. Der Künstler, der es wagt, kühn aus dem Rahmen des Althergebrachten zu treten, erzwingt sich die Achtung vor seinem Genius und seiner Originalität."

Mit starrem Staunen hatte Schnorrig den Worten des Grafen gelauscht, mit zitternder Stimme sagte er jetzt: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie haben sonderbare Gedanken in mir erweckt. Es wirbelt mir im Kopf und im Herzen, und wenn ich jetzt dies Scheusal von Bild anschaue, kommt es mir wahrhaftig gar nicht mehr so scheußlich vor, wie noch vor wenigen Minuten."

Ein ganz eigenes Lächeln spielte bei diesen Worten des Künstlers um die Lippen des Grafen; er würde wohl noch weitere ermuthigende Worte für Schnorrig gefunden haben, aber er wurde jetzt durch Werder gestört, der eben in das Atelier trat.

Auf Ernst's offenem Gesicht sprach sich das Mißvergnügen über den unangenehmen Besuch klar genug aus; aber der Graf wollte dies nicht bemerken, er ging ihm entgegen und begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und Freundlichkeit, ohne sich um die mehr als kühle Aufnahme zu kümmern, welche sein überaus herzliches Entgegenkommen fand. Er sei so glücklich darüber, gestern die Bekanntschaft des genialen Künstlers gemacht zu haben, so sagte er, er habe so lange schon den Wunsch gehegt, in die Werkstatt der Kunst einen Blick werfen zu können, daß er heute Morgen kaum die Zeit habe erwarten können, um seinen gestern angekündigten Besuch zu machen.

Die übertriebene, glatte Höflichkeit des Grafen machte auf Ernst den unangenehmsten Eindruck, er hätte sie gern durch eine schroffe Abweisung erwiedert, aber er stand zu sehr unter dem Zwang der gesellschaftlichen Form, um Höflichkeit mit Grobheit zu vergelten, da blieb ihm denn

nichts übrig, als seine Genehmigung zur Betrachtung seiner Skizzen zu geben.

Der Graf benutzte sofort die ihm ertheilte Erlaubniß, dieselbe Aufmerksamkeit, welche er vorher den Arbeiten Schnorrig's gewidmet hatte, zeigte er jetzt für die Werder's; jedes Bild, jede Skizze, selbst die unbedeutendsten Studienköpfe betrachtete er, und wieder zeigte er bei den wenigen Worten der Beurtheilung, die er aussprach, ein feines Kunstverständniß; aber der Gesichtspunkt, von welchem aus er die Werder'schen Arbeiten beurtheilte, war ein ganz anderer, als der, den er vorher bei der Beurtheilung der Bilder Schnorrig's eingenommen hatte. Er zeigte sich jetzt begeistert für die feine, poetische Auffassung, für das Streben nach dem Idealen, welches auch die kleinste Skizze Werder's zeigte.

Dem armen Schnorrig wurde ganz wirr im Kopf, als er des Grafen Lobeserhebungen über die poetischen Schöpfungen Werder's hörte, eine Zeit lang lauschte er schweigend, dann aber hielt er es nicht länger aus, er mußte seinem Staunen und seiner Entrüstung Worte geben.

„Haben Sie vorhin mich verhöhnt, Herr Graf, oder verhöhnen Sie jetzt meinen Freund Werder?" rief er aus. „Warum werfen Sie ihm nicht die glatte und platte Schönfärberei der Natur vor, die Sie vor wenigen Minuten erst so energisch verdammt haben? Ist Werder nicht mit seiner poetischen Idealisirung ein Schönfärber der Natur?"

„Nein, Herr Schnorrig," erwiederte der Graf durch-

aus nicht beleidigt, freundlich lächelnd, „Herr Werder ist ein von Gott begnadeter Dichter! Wie Sie der Maler der Naturwahrheit sind, ist er der Maler der Poesie. Beide Richtungen der Kunst sind gleichwerthig, beiden zolle ich die gleiche Bewunderung, nur die elende Halbheit verachte ich, die es nicht wagt, einen der beiden zum höchsten Ziele führenden Wege einzuschlagen. Sehen Sie dies Bildchen an, ist es nicht wunderbar entzückend schön in seiner rührenden Einfachheit. Dies zarte, liebliche Kind, welches mit träumerischem Blick die Rosenknospen in seiner Hand betrachtet? Es ist ein Porträt der niedlichen Kleinen, welche ich gestern Abend im Armin'schen Hause gesehen habe, es ist ähnlich in jedem Zuge, aber es schwebt über der zarten Gestalt ein poetischer Zauber, mit dem der Genius des Künstlers sie umhüllt hat."

Graf Panin stand vor einem Bilde, welches Herrn Busemann bei einem seiner Besuche im Atelier gerade sehr mißfallen hatte und von dem er gesagt hatte, Gretchen sitze da wie eine Trauerflöte. Dieses Vergleichs erinnerte sich Werder und er mußte unwillkürlich über die Verschiedenartigkeit des Urtheils der beiden Beschauer lachen. Das heitere Lachen aber erstarb ihm auf den Lippen, als sich jetzt der Graf an ihn wendete.

„Das Bild muß ich haben! Ich bitte Sie, mir den Preis zu sagen, Herr Werder, oder besser, ich sage Ihnen selbst den Preis, den ich mit Freude für das herrliche Bild zahle. Zweitausend Mark! Sie müssen mir das Bild überlassen, Herr Werder!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Schnorrig den

Grafen an. War es denn möglich? Zweitausend Mark für ein ganz kleines Bild, für ein einfaches Figürchen, für eine Studie, auf welche Werder selbst nie einen besonderen Werth gelegt hatte! Und dieser Werder! Er jubelte nicht auf, er machte nicht vor Freude über ein so glänzendes Anerbieten einen Luftsprung, nein, er stand da wie ein Stock mit einem finsteren Gesicht, und — es war kaum glaublich — statt das großmüthige Anerbieten sofort freudig anzunehmen, sagte er: „Ich bedaure, Herr Graf. Ich habe kein Recht, diese Studie zu verkaufen. Zu einer Studie, die mein Eigenthum bleiben muß, hat mir Gretchen mit liebenswürdiger Gefälligkeit gesessen, nicht aber zu einem Bilde, welches durch Verkauf in anderen Besitz übergeht."

„Bist Du verrückt, Werder?" schrie Schnorrig ganz außer sich. „Zweitausend Mark werden ihm geboten und er schlägt es aus, er muß den Verstand verloren haben! Hat Gretchen je ein Wort gesagt, daß Du ihr Bild nicht verkaufen darfst?"

„Ich glaube in der That, Sie gehen in Ihrer hohen Gewissenhaftigkeit zu weit," fügte der Graf freundlich hinzu. „Die junge Dame wird gewiß nichts gegen den Verkauf des Bildes einzuwenden haben."

„Wir können sie ja fragen!" sagte Schnorrig, und ehe Werder noch Einspruch erheben konnte, stürmte er fort. „Gretchen! Gretchen!" rief er mit Stentorstimme in den Korridor hinaus und schon nach wenigen Augenblicken kehrte er in das Atelier, Gretchen an der Hand führend, zurück.

Als das junge Mädchen den Grafen in dem Atelier sah, blieb sie einen Augenblick zögernd stehen, die Gegenwart des Fremden und gerade dieses Fremden brachte sie in Verlegenheit; sie erröthete, sie wußte selbst nicht weshalb, vielleicht nur deshalb, weil sie den Blick des Grafen so forschend mit einem ganz eigenen Ausdruck auf sich gerichtet sah. Es war ihr, als müsse sie schnell wieder umkehren und vor dem Grafen fliehen, das aber litt Schnorrig nicht, der sie fest an der Hand hielt und sie in das Atelier zog.

„Hier ist Gretchen!" rief Schnorrig triumphirend, „sie weiß noch von nichts, aber sie wird Dir selbst sagen, daß Du ein Esel bist, mein theurer Freund Werder. — Was sagen Sie dazu, Gretchen? Der Herr Graf Panin bietet dem Werder für Ihr Bild, das da mit den Rosen, zweitausend Mark, sage baar zweitausend Mark — und Werder, dieser Erzphilister, schlägt das Anerbieten aus, weil — es ist zum Lachen — er die Studie nicht verkaufen dürfe, zu der Sie ihm gesessen haben! Waschen Sie ihm den Kopf, Gretchen, sagen Sie, daß er verrückt, total verrückt ist."

Gretchens reizendes Gesicht färbte sich in dunkler Röthe, sie war so verlegen, daß sie kaum sprechen konnte, aber schnell faßte sie sich, mit halb verschleiertem Blick schaute sie Werder an. „Zweitausend Mark?" flüsterte sie, „und Sie wollen das Bild, mein Bild, nicht verkaufen, Herr Werder?"

„Nein, Gretchen, ich habe kein Recht dazu," erwiederte Werder ernst und ruhig.

„Nur deshalb?“ fragte Gretchen, eine Thräne stand ihr im Auge.

„Unsinn über Unsinn!“ schrie Schnorrig. „Sagen Sie ihm, daß Sie es ihm erlauben. Zweitausend Mark! Das ist ja ein Kapital, von dem man ein ganzes Jahr leben kann.“

Das war ein Wort zur rechten Zeit. Gretchen wußte den Werth des Geldes praktisch zu schätzen, eine augenblickliche Regung des Widerstrebens überwand sie schnell und fröhlich auflachend sagte sie: „Schnorrig hat ganz recht. Verkaufen Sie es, Herr Werder; ich wünsche Ihnen herzlich Glück dazu, Sie können mich ja immer wieder malen, so oft Sie wollen!“

„Aber Gretchen —“

„Seien Sie doch nicht thöricht, Herr Werder!“

Ernst mußte nachgeben, doch er fühlte sich gedrückt, beschämt; es widerte ihn an, Geld von dem ihm in diesem Augenblick noch unangenehmer als gestern erscheinenden Russen anzunehmen. Zögernd erklärte er, daß er seinen Widerstand aufgebe, da Gretchen selbst dies wünsche. Schon im nächsten Augenblick zählte der Graf die Summe von zweitausend Mark in zwanzig schönen Hundertmarkscheinen auf den Tisch. Und als nun Graf Panin nach der Auszahlung des Geldes sich an Gretchen wendete, als er mit ihr zu plaudern und zu scherzen anfing, sie damit neckte, daß sie oft auf den verschiedenen an der Wand hängenden Bildern wieder zu finden sei, als Gretchen lachend auf diese Neckereien einging und es duldete, daß ihr der Graf Schmeicheleien sagte, indem er

die Bilder, zugleich aber auch das reizende Modell derselben pries, da hätte Ernst gern dem widerwärtigen Grafen das Geld vor die Füße geworfen, wenn er es nur hätte thun können, ohne sich lächerlich zu machen.

Graf Panin schien es gar nicht zu bemerken, daß Ernst mit jeder Minute finsterer wurde und kaum mehr seinen Widerwillen gegen den unangenehmen Gast verbarg. Wohl eine Viertelstunde blieb er noch nach dem Ankauf des Bildes, dann aber schaute er nach der Uhr und aufseufzend sagte er: „Wie schnell die Zeit in so liebenswürdiger Gesellschaft und bei der Betrachtung so herrlicher Kunstschöpfungen verfliegt! Leider muß ich jetzt fort, wie gern ich auch noch länger hier bliebe. Ich danke Ihnen, Herr Werder, und Ihnen, Herr Schnorrig, eine köstliche Stunde; ich hoffe, Sie werden mir gestatten, mir den Genuß, Ihre Schöpfungen zu bewundern, öfter zu gewähren. Wenn Sie mir erlauben, wiederhole ich bald meinen Besuch, jetzt aber muß ich Ihnen Lebewohl sagen."

Er wartete nicht auf eine genehmigende Antwort, es verstand sich ja von selbst, daß die Künstler, von denen er soeben zwei Bilder gekauft und baar bezahlt hatte, ihm das Wiederkommen erlauben mußten. Mit einem Händedruck schied er von Werder und Schnorrig, auch Gretchen bot er die Hand. „Ich hoffe, Fräulein Gretchen," sagte er lächelnd, „das reizende Modell meines Bildes wird sich nicht vor mir verstecken, wenn ich wiederkomme."

„Das hat das ‚reizende Modell‘ nicht nöthig," er-

wiederte Gretchen, ihm einen Knix machend, spöttisch; „aber es bleibt in seinem Stübchen bei der Arbeit, wenn es hier im Atelier nichts zu thun hat. Nur um Schmeicheleien zu hören, komme ich nicht hierher. Nichts für ungut, Herr Graf, empfehle mich Ihnen!"

Sie gab dem Grafen die Hand nicht, lachend sprang sie leichtfüßig noch vor ihm zur Thüre hinaus. Er folgte ihr, aber als er den Korridor erreichte, hatte sie schon die Thüre, welche zur Wohnung der Mutter führte, hinter sich geschlossen.

Der Graf schaute ihr lächelnd nach. „Ein allerliebstes, neckisches Ding!" murmelte er. „Sie wird schon noch zahm werden. Bald soll sich auch diese Thür vor mir öffnen. Aber theuer ist der Spaß, fast tausend Thaler! Bah, was thut es? Die Bilder haben auch ihren Werth, gelegentlich verkaufe ich sie vielleicht für einen höheren als den Einkaufspreis, jedenfalls ist das Geld gut angewendet!"

Er ging sinnend die Treppe hinunter, über den Hof und die Treppe im Vorderhaus in die Höhe, um dem Herrn v. Armin einen schon gestern verabredeten Besuch zu machen.

Armin erwartete den Grafen schon mit Ungeduld, er öffnete, als Panin klingelte, selbst die Thüre. „Endlich! Ich fürchtete schon, Sie würden nicht kommen, Herr Graf," sagte er. „Fast hätten Sie mich nicht mehr getroffen, ich wollte eben mich aufmachen, um Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen."

„Was gibt es denn so Eiliges?"

„Doktor Schnorrig hat mich vor einer Viertelstunde verlassen; Moritz Binder hat ihn geschickt, er weiß nicht, was er thun soll. Prinz Sarolat verlangt von ihm nicht weniger als zehntausend Thaler und er scheint es sehr eilig zu haben, das Geld zu bekommen, denn er hat erklärt, es sei gleichgiltig, was es koste, wenn er es nur heute oder spätestens morgen baar erhalte. Er will einen Wechsel acceptiren für jeden Betrag, auch einen Ehrenwortschein ausstellen, wenn es verlangt wird. Binder hat natürlich eine ausweichende Antwort gegeben, dem Prinzen Aussicht auf Erfüllung seines Wunsches gemacht, aber ohne ein festes Versprechen zu geben. Jedenfalls muß er so schnell wie möglich bestimmte Anweisungen bekommen, denn es scheint, als ob der Prinz durchaus nicht warten wolle oder könne, er verlangt bis spätestens Nachmittags sechs Uhr Antwort."

„Das ist in der That eine wichtige und unangenehme Nachricht," sagte der Graf, der, während Armin erzählte, diesem in den Salon gefolgt war, sich auf's Sopha gesetzt und eine Cigarre angezündet hatte. „Zehntausend Thaler! Wozu braucht dieser unreife Bursche, dieses Prinzlein, so viel Geld? — Hat Schnorrig nichts darüber berichtet?"

„Nichts. Er weiß selbst nichts."

„Sehr fatal! Gerade jetzt ist dieser kleine Prinz mir dringend nothwendig. Ich habe in den letzten Tagen ein paar große Schläge gemacht, aber, wie ich fürchte, dadurch die ohnehin schon aufsässige Polizei noch aufsässiger gemacht. Ich weiß bestimmt, daß der Polizeipräsident nur zu geneigt ist, mir eines schönen Tages ein halbes Dutzend

Schutzleute auf den Hals zu schicken. Polizisten in Uniform und Civil bewachen fortwährend mein Haus und notiren die Namen derer, die mich besuchen. Glücklicher Weise sind es so hochtönende Namen, daß der Präsident sich vor dem Einschreiten fürchtet und ich bin also sicher, so lange Prinz Sarolat unter meinen täglichen Gästen sich befindet. Der Junge muß das geforderte Geld bekommen. Geben wir es ihm nicht, dann sucht und findet er andere Geldleute, die ihn fürchterlich schröpfen. Das bleibt dem Polizeipräsidenten nicht verborgen; dieser meldet es höheren Ortes, der Prinz erhält einen allerhöchsten Befehl, sofort sich auf seine Güter zurückzuziehen, und ist er erst fort, dann hat der Polizeipräsident freies Spiel gegen mich."

„Dann soll ich also Binder anweisen, ihm das Geld zu geben? Soll er einen Ehrenwortschein fordern? Wie hoch soll der Wechsel ausgestellt werden? Vielleicht Zwölftausend auf drei Monate?"

„Lassen Sie ihn Fünfzehntausend auf drei Monate fordern."

„Das ist ja fürchterlich. Volle zweihundert Prozent auf das Jahr!" rief Armin erschreckt. „Darauf kann der Prinz nie eingehen!"

„Richtig, das wünsche ich eben, und wenn er darauf eingehen wollte, dürfte ihm Binder das Geld doch nicht geben, er müßte irgend eine Ausflucht finden, den Prinzen auf morgen vertrösten, denn ich will nicht, daß der Prinz gegen Wucherzins Geld aufnimmt. Ich sehe ihn bestimmt heute Abend, da werde ich ein Wort mit ihm unter vier

Augen sprechen, ihm sagen, daß ich durch Zufall erfahren habe, er brauche Geld und habe sich deshalb an einen Wucherer gewendet. Ich werde ihm Vorwürfe machen, daß er nicht mir sein Vertrauen geschenkt hat. Ich werde ihm das Geld geben ohne Wechsel und ohne Zinsen, ihn zugleich aber auch väterlich ermahnen, ihn vor der Verschwendung, vor zu hohem Spiel u. s. w. warnen. Der Prinz ist ein offenherziger, gutmüthiger Knabe, ich verpflichte ihn zur Dankbarkeit durch meine Uneigennützigkeit, er wird überall als Vertheidiger für mich auftreten, wenn er etwa hört, daß hinter meinem Rücken zweideutige Bemerkungen über mich gemacht werden. Zehntausend Thaler sind allerdings viel Geld als Preis für diesen knabenhaften Schutz, aber ich bedarf desselben, auch wenn ich ihn noch theurer erkaufen müßte. — Sie kennen jetzt meine Absicht, sorgen Sie dafür, daß Binder den Prinzen durch Versprechungen, Ausflüchte und Lügen hinhält bis morgen, keinenfalls darf dieser anderswo Geld aufnehmen. Und nun zu etwas Anderem! — Mit Ihrer gestrigen Gesellschaft bin ich sehr wohl zufrieden gewesen. Der kleine Kreis war gerade so zusammengesetzt, wie ich es wünschte. Ich hoffe am nächsten Donnerstag womöglich dieselben Personen wiederzusehen, jedenfalls aber den Kriminalkommissär v. Höhnstädt, den Lieutenant v. Werder und den jungen Maler."

„Sie sind nicht ungehalten darüber, daß meine Frau den bürgerlichen Künstler eingeladen hat?"

„Im Gegentheil. Ich wünsche, daß er auch ferner, ebenso wie der Freiherr v. Werder, regelmäßig eingeladen

werde. Ich habe mit großem Interesse bemerkt, daß die beiden jungen Herren sich ganz regelrecht in Ihre Nichte verliebt haben."

„Und dennoch —"

„Und dennoch sollen sie eingeladen werden, sie sind ja Beide mir nicht gefährlich. Sollte wirklich Fräulein Hertha für den Freiherrn ein regeres Interesse gewinnen, als ich wünsche, dann können wir ihn in jedem Augenblick unschädlich machen. Wir lassen dem alten Freiherrn Ludwig den Wechsel präsentiren, stellen die Fälschung des Acceptes fest und lassen dem Herrn Lieutenant die Wahl, in's Zuchthaus zu wandern oder sich mir auf Gnade und Ungnade zu ergeben."

„Wenn aber Freiherr Ludwig den Wechsel einlöste?"

„Unmöglich! Der alte Geizhals würde eher seinen Neffen hinrichten lassen, ehe er dreitausendsechshundert Mark bezahlt, um dessen gefälschtes Accept einzulösen. Lieutenant v. Werder ist ganz ungefährlich. Gefährlicher könnte eher der Maler sein; glücklicher Weise aber ist er ein Bürgerlicher und außerdem kann er seine Liebe nicht ungetheilt Fräulein Hertha widmen, er ist schon gründlich verliebt in das reizende Gretchen, seine Wirthstochter."

„Ich glaube, Sie täuschen sich, Herr Graf."

„Ich täusche mich niemals. Es hat mir soeben ein ganz besonderes Vergnügen gewährt, ihn wüthend eifersüchtig zu machen. Er braucht dringend Geld, und doch hat es ihn den schwersten Kampf mit seiner Liebe und seiner Eifersucht gekostet, ehe er sich entschlossen hat, mir ein kleines Bild seiner Geliebten für einen theuren Preis

zu verkaufen. Gretchen selbst mußte ihm dringend zureden. Er hat ein Liebesverhältniß mit der Kleinen, wahrscheinlich ist er schon heimlich mit ihr verlobt. Es ist mir lieb, wenn Sie dies Fräulein Hertha mittheilen, sie wird durch die Kenntniß dieser Liebe am besten davor geschützt, daß der schöne und interessante junge Mann auf sie einen tieferen Eindruck mache. Die Nebenbuhlerin einer niedlichen kleinen Putzmacherin wird die stolze Hertha v. Ragnow nicht werden wollen. Sie müssen ihr außerdem, damit wir ganz sicher gehen, jetzt den Inhalt des Testamentes ihres verstorbenen Großonkels, des Obersten v. Ragnow, mittheilen."

„Den ganzen Inhalt?"

„Nein, das ist nicht nöthig, wäre vielleicht sogar gefährlich. Es genügt, wenn Sie ihr erzählen, daß der verstorbene Großonkel seinen Neffen Ulrich v. Ragnow unter der Bedingung zum Universalerben eingesetzt hat, daß er sich standesgemäß verheirathe, und daß er bis zu seiner Vermählung nur den Nießbrauch des Vermögens erhalte. Sterbe er unvermählt, oder gehe er eine nicht standesgemäße Ehe mit einer Bürgerlichen ein, dann falle das ganze Vermögen an Fräulein Hertha v. Ragnow, aber unter derselben Bedingung, die auch Herrn Ulrich v. Ragnow gestellt sei. Durch eine Vermählung mit einem Bürgerlichen gehe auch Hertha der Erbschaft verlustig und diese falle verschiedenen wohlthätigen Stiftungen zu. Daß Herr Ulrich v. Ragnow ein eingefleischter alter Junggeselle ist, daß er niemals heirathen wird, daß er alt und krank ist und jedenfalls nur noch wenige Jahre leben

wird, können Sie Fräulein Hertha mittheilen, aber nicht die Höhe der Erbschaft, welche sie zu erwarten hat. Sprechen Sie nur von einem sehr mäßigen Vermögen, gerade groß genug, um aus dem Erträgnisse der beiden sehr verschuldeten Rittergüter einigermaßen sorgenfrei zu leben. Erführe Fräulein Hertha, daß sie die Erbin fast einer halben Million werden wird, dann könnte sie an der Uneigennützigkeit meiner Liebe zu ihr zweifeln. Jedenfalls wird schon die Kenntniß der Testamentsbedingung, verbunden mit den Andeutungen über des bürgerlichen Malers Liebe zu Gretchen hinreichen, um ein etwaiges Interesse für Herrn Werder im Keime zu ersticken. Ich rechne darauf, daß Sie meine Anweisungen befolgen, lieber Armin. Sie wissen, ich halte mein Wort im Guten wie im Bösen! An dem Tage, an welchem Hertha v. Ragnow meine Gemahlin wird, lege ich den Ihnen bekannten Wechsel zerrissen in Ihre Hand; an dem Tage, an welchem Hertha ihre Erbschaft als meine Gemahlin antritt, zahle ich Ihnen zwanzigtausend Thaler; ebenso sicher aber geht in derselben Stunde, in welcher Hertha einem Anderen zum Altare folgt, der Wechsel, der Ihnen den Weg zum Zuchthause bahnt, an den Staatsanwalt ab. — Kein Wort der Erwiederung, lieber Armin, wir verstehen uns. Ich bin überzeugt, Sie werden mein treuer Bundesgenosse bleiben und Alles thun, was in Ihren Kräften steht, damit ich mein Ziel erreiche."

„Ich werde es, ich kann ja nicht anders!" erwiederte Armin mit tonloser Stimme.

## 14.

Der sehnsüchtige Wunsch, welchen Ernst Werder lange Zeit gehegt hatte, war erfüllt; seine Existenz war für länger als ein Jahr gesichert, aber es lag doch etwas Wahres in den harten Worten, mit denen einst vor Jahren der alte adelsstolze General den künstlerischen Broderwerb als nicht vereinbar mit der Ehre eines Edelmannes gebrandmarkt hatte! Ernst hatte das Gefühl, als habe er ein Stück seines eigenen Ich für schnödes Geld verschachert an den Grafen Panin, an Busemann und selbst an den Herrn v. Armin. Mit dem Verkauf seiner Bilder hatte er sich selbst mit einer verborgenen Kette gefesselt, die ihm die Freiheit des Willens nahm und ihn schwer bedrückte.

Er mußte es dulden, daß Graf Panin das Atelier des Malers, den er so großmüthig für ein kleines Bild bezahlt hatte, wöchentlich zwei-, auch dreimal besuchte, um sich an den genialen Arbeiten der beiden Künstler zu erfreuen. Ernst hatte sich des Rechts begeben, Einsprache zu erheben, wenn der Graf sich, eine Cigarre rauchend, auf das Sopha im Atelier lagerte, den Künstlern bei ihrer Arbeit zuschaute und heiter mit ihnen plauderte, ja er konnte nicht einmal Einwendungen dagegen erheben, daß Gretchen meistens bald nach dem Erscheinen des Grafen sich im Atelier zu schaffen machte, und daß dann der Graf dem reizenden jungen Mädchen in der unzweideutigsten Weise seine Huldigungen darbrachte. Hätte der Graf hierbei die Grenze des feinsten Anstandes im Geringsten überschritten, dann würde Ernst

ein Recht zur Einsprache erhalten haben; dies aber geschah nicht, selbst der strengste Sittenrichter würde nicht vermocht haben, dem Grafen oder Gretchen einen begründeten Vorwurf zu machen. Und dennoch wußte Ernst, daß nur unlautere Absichten den Grafen so oft in das Künstleratelier führten, und er fühlte sich fast als der Mitschuldige des verhaßten Russen, weil er diesen nicht fern von sich und Gretchen zu halten vermochte.

Er fühlte sich verpflichtet, Gretchen zu warnen, sie zu bitten, sie möge nicht mehr in das Atelier kommen, wenn sie wisse, daß der Graf zum Besuch da sei. Dafür aber wurde er ausgelacht. „Sie sind doch gar zu komisch, Herr Werder," sagte Gretchen mit einem ganz allerliebsten Lachen. „Weshalb soll ich mir nicht von dem reichen schönen Grafen ein wenig den Hof machen lassen? Sie thun es ja doch nicht. Er scherzt so amüsant, daß ich immer lachen muß und ungeheuer reich ist er außerdem, das ist auch nicht zu verachten. Meinetwegen brauchen Sie ganz außer Sorge zu sein. Er hat mich um Erlaubniß gebeten, meine Mutter besuchen zu dürfen, das heißt, eigentlich möchte er mich besuchen; das erlaube ich ihm nicht, und wenn er noch so reich wäre! Weshalb ich aber nicht mit ihm lachen und scherzen soll, wenn Sie und Schnorrig zugegen sind, das sehe ich nicht ein!"

Dabei blieb Gretchen, sie lachte nur über die Warnungen des „komischen" Herrn Werder. Und auch Schnorrig, der feurige Anbeter Gretchens, war ebenso verblendet, wie sie selbst; er war überglücklich, wenn Graf Panin zu Besuch kam, denn der Graf hatte ihn geradezu

bezaubert! Als Ernst es versuchte, ihm die Augen zu öffnen über die unsauberen Absichten des vornehmen Herrn, wurde er wüthend. „Du bist nur neidisch und eifersüchtig!" rief er aus. „Pfui, daß ich Dir dies sagen muß, ich, der alte Demokrat, Dir, dem verkappten Edelmann! Unser himmlisches Gretchen! Schäme Dich, schäme Dich, alter Gesell, schäme Dich! Der Graf verehrt unser holdes Gretchen, natürlich, wie ich sie verehre, wie Du sie verehrst, wie Jedermann sie verehren muß, er schaut sie an freudig bewundernd mit dem Künstlerauge. Denn ein Künstler ist dieser Graf, ein wahrer Künstler, wenn er auch nie einen Pinsel in der Hand gehabt hat. Er zuerst hat mich verstanden, er hat mir den Weg gezeigt, auf dem ich zum ewigen Ruhme emporsteigen werde! Ihm verdanke ich, daß neuer Lebensmuth mir die Seele füllt, daß ich nicht untergehe in der Verzweiflung, in welche das vernichtende Bewußtsein meines eigenen Nichts mich zu stürzen drohte. Ihm verdanke ich, daß ich weiß, ich bin etwas, und ich werde Großes erreichen!"

Gegen solche Logik war nicht aufzukommen, Werder mußte schweigen, er mußte die Besuche des Grafen, die ja ebenso wohl Schnorrig, wie ihm selbst galten, dulden.

Nicht ganz so widerwärtig, aber doch auch recht unangenehm und für sein Selbstbewußtsein peinigend waren Ernst die Besuche seines plebejischen Gönners, des Herrn Busemann, die er dulden mußte, wie die des aristokratischen Grafen.

Busemann kam fast täglich auf ein Viertelstündchen in das Atelier, um sich zu überzeugen, welche Fortschritte

das von ihm bei Werder bestellte Bild mache. Für Ernst waren diese Besuche eine Zeit der Pein. Hatte er sich anfangs amüsirt über die eigenartige Sprache des redseligen Kellerwirths, so wurde ihm doch bald dessen selbstbewußtes rohes Auftreten, der protzenhafte Geldstolz, der aus jedem Wort hervorleuchtete, geradezu widerlich, und da Busemann nicht unterließ, sich vielfach als Gönner der beiden durch ihn beschäftigten und seiner Ansicht nach mit fürstlicher Freigebigkeit bezahlten Künstler aufzuspielen, so wuchs das Gefühl der Beschämung, solchem Menschen dienstbar sein zu müssen, in Ernst mehr und mehr. Es wurde aber geradezu niederdrückend, als sich in ihm der Verdacht zu regen begann, das Geld, mit welchem Busemann ihm das bestellte Bild bezahlen mußte, sei nicht in vorwurfsfreier Weise erworben.

Ernst war eines Abends in Busemann's Keller hinabgestiegen, um sich noch einmal die Lokalität recht genau anzusehen, sie sollte ja auf dem bestellten Bilde möglichst getreu wiedergegeben werden. Er fand die große, saalartige Kellerstube gefüllt mit Gästen, fast alle Tische waren besetzt, so daß Ernst kaum in der Nähe der Eingangsthüre einen Platz finden konnte, von dem aus es ihm möglich war, den ganzen Raum zu übersehen und eine Zeichnung desselben in sein mitgebrachtes Skizzenbuch aufzunehmen. Busemann, der in seinem gewöhnlichen Anzuge in Hemdärmeln, mit vorgebundener weißer Schürze, nur unterstützt durch einen jungen Burschen, seine Gäste bediente, war Ernst behilflich gewesen, seinen Platz zu erlangen. „Rückt ein bischen zu, Jungens, damit der

Herr hier auch sitzen kann," hatte er zu drei bärtigen Arbeitern gesagt, die allein an einem Tisch in der Nähe der Thüre saßen; er hatte dann selbst einen Stuhl für Ernst an den Tisch gestellt und eine „propre Weiße" für seinen vornehmen Gast herbeigeholt, dann aber hatte er diesen verlassen, er wurde durch andere Gäste, welche Bier haben wollten und heftig auf den Tisch klopften, in Anspruch genommen.

Die drei Arbeiter hatten zwar bereitwillig für Ernst Platz gemacht, aber willkommen war ihnen der neue Tischnachbar offenbar nicht, sie musterten ihn mit durchaus nicht freundlichen Blicken und sprachen, die Köpfe zusammensteckend, flüsternd mit einander. Es konnte Ernst nicht entgehen, daß die drei Männer sich unbehaglich in seiner Nähe fühlten, das gleiche Gefühl aber theilte er selbst, als er bemerken mußte, daß nicht nur seine Tischnachbarn, sondern auch die übrigen in dem Kellerlokale befindlichen Gäste ihn mit mißtrauischen Blicken betrachteten, daß fast Aller Augen sich auf ihn richteten, daß er zweifellos der Gegenstand eifriger heimlicher Unterhaltung war, und daß Busemann, der von einem Tische zum andern ging und sich sehr freundschaftlich mit seinen Gästen unterhielt, von allen Seiten nach dem fremden Gast gefragt wurde.

Es war eine ganz eigene Gesellschaft, die sich hier in dem Kellerlokal zusammengefunden hatte, Vertrauen erweckend aber erschien sie nicht. Die Gesichter der Arbeiter hatten einen drohenden, brutalen Ausdruck, die einer Anzahl anscheinend den besseren Ständen angehöriger Männer zeigten

verschwommene Züge, wie sie in wüsten Ausschweifungen heruntergekommene Menschen haben. Es war eine unheimliche, fragwürdige Gesellschaft, deren Mitglieder aber sämmtlich Stammgäste im Busemann'schen Keller zu sein schienen, denn Alle verkehrten mit dem Wirth und dieser mit ihnen in freundschaftlicher Vertraulichkeit.

Bei der Betrachtung der unheimlichen Physiognomien der zahlreichen Gäste wurde Ernst plötzlich die Abneigung erklärlich, welche Busemann gegen die Polizei und die Gerichte bei Gelegenheit des bei ihm verübten Einbruchs gezeigt hatte. Fast alle diese Menschen standen sicherlich in fortdauerndem Kampfe mit den Gerichten und der Polizei! Nicht nur die Rücksicht auf Schnorrig hatte Busemann bewegt, auf die Verfolgung der Einbrecher zu verzichten!

Ernst fühlte sich so unheimlich in dieser Gesellschaft, daß er sich beeilte, schnell in sein Skizzenbuch die flüchtige Zeichnung der Lokalität, des Schenktisches und der Schränke hinter demselben aufzunehmen, um sich nur möglichst bald wieder entfernen zu können.

Am nächsten Morgen kam Busemann sehr früh nach dem Atelier. Nachdem er mit großem Wohlgefallen sein Porträt betrachtet hatte, welches so weit vollendet war, daß Schnorrig nur noch einige gewünschte Verbesserungen an der Schürze anzubringen hatte, wendete er sich zu Ernst.

„Sie sind gestern höllisch schnell verduftet, Herr Werder, nicht 'mal die Weiße haben Sie ausgetrunken und sie war doch proper. So 'ne Weiße, wie bei Busemann, finden Sie in der ganzen Stadt nicht wieder. Oder nicht?"

„Sie war vortrefflich; aber ich war mit meiner Zeichnung fertig und ich hatte Eile."

„Schön! Sie können es ja halten, wie Sie wollen; aber mit der Eile, das sind Flausen. Ich habe es Ihnen wohl angesehen, Sie hatten Furcht vor den Leuten, weil die Sie so ein bischen von der Seite angeguckt haben. Hätten Sie nicht nöthig gehabt, in Busemann's Keller passirt Ihnen nichts, dafür ist Busemann da. Meine Gäste haben Ihnen nicht gefallen, na, mir gefallen sie auch nicht; aber leben und leben lassen, was geht es mich an, wenn sie nur prompt bezahlen. In so 'nem Kellerlokal verkehren verschiedene Geister, wenn ich warten sollte, bis Geheimräthe und Generale kommen, könnte ich lange lauern."

Also in ein solches Lokal sollte er ein Bild liefern! Mit Freude hätte Ernst das angefangene Bild vernichtet, aber er hatte sein Wort zur Vollendung desselben verpfändet, da mußte er denn weiter an dem ihm jetzt verhaßten Werke malen, die Pflichttreue zwang ihn, seinen Widerwillen zu überwinden; er theilte redlich seine Zeit ein, die eine Hälfte war der Sklavenarbeit gewidmet, die andere Hälfte aber gehörte dem zweiten Bilde, dem Porträt Hertha's! Die Stunden, welche er dieser Arbeit weihen konnte, waren für ihn eine Quelle süßen Genusses, aber zugleich auch bitterer Qual.

Je mehr sein Werk der Vollendung entgegenreifte, um so tiefer fühlte Ernst eine freudige Befriedigung; war es ihm auch unmöglich, ganz das zu erreichen, was seiner Phantasie als Ideal vorschwebte, war sein Pinsel zu

schwach, um den holden Liebreiz, der die zarte Elfengestalt umschwebte, in seiner ganzen zauberischen Schöne wiederzugeben, das Bild wurde dennoch ein Kunstwerk, das Beste, was Ernst je geleistet hatte. Herr v. Armin hatte im Voraus gestattet, daß es nach der Vollendung in der Gallerie des Künstlervereins öffentlich ausgestellt werden dürfe, und auch Hertha hatte hierzu erröthend ihre Erlaubniß gegeben, Ernst mußte daher mit angestrengtestem Fleiß arbeiten, damit es noch einige Wochen vor dem Weihnachtsfest zur Ausstellung komme. Er wußte, daß sein Bild Aufsehen erregen werde, er knüpfte an dasselbe die schönsten Hoffnungen für seine Zukunft; aber wenn er dann daran dachte, daß es künftig in dem Salon des Grafen Panin von diesem und seinen Genossen bewundert werden sollte, dann erschien ihm die Bestimmung des Bildes, welches seine ganze Seele erfüllte, kaum weniger schimpflich, als die des anderen.

Eine tiefe, peinigende innere Unruhe erfüllte Ernst; er fühlte sich mit Ketten festgehalten in den unklaren, schmählichen Verhältnissen, in die er verstrickt war und aus denen er sich nicht befreien konnte. Wenn ihm sein klarer Verstand sagte, er müsse sich gewaltsam aus denselben losreißen, dann empörte sich dagegen sein Herz.

Er sagte sich selbst, daß er dem Rathe seines Freundes Höhnstädt folgen, daß er jede intimere Verbindung mit Herrn v. Armin und dessen Gesellschaftskreis vermeiden, daß er seine Besuche im Armin'schen Hause lediglich auf die zur Vollendung des Bildes nothwendigen Sitzungen beschränken müsse; wenn ihn aber Herr v. Armin mit

freundlicher Liebenswürdigkeit nach der Beendigung der Sitzung bat, noch ein Duett mit Hertha zu singen, wenn diese die Bitte durch ein ermunterndes Lächeln unterstützte, dann vergaß Ernst alle Verstandeserwägungen. Er plauderte, während er malte, mit dem älteren Manne, der ihm so liebenswürdig entgegenkam, daß er unmöglich fremd und kalt gegen ihn sein konnte, und nach der Sitzung blieb er oft noch fast eine Stunde, die genußreichste und schönste des ganzen Tages!

Aber dem Gesellschaftskreise des Herrn v. Armin hätte er wenigstens fern bleiben können, diesem Kreise, vor welchem ihn Höhnstädt so ernst gewarnt hatte! Er wollte es auch, wenn aber der Donnerstag Abend kam, wenn er an Hertha dachte, an den freundlichen Blick, mit welchem sie ihn empfangen würde, dann konnte er nicht widerstehen, obgleich er sich durchaus nicht heimisch und behaglich fühlte.

Es verursachte ihm stets ein peinliches Gefühl, mit Hans, dem regelmäßigen Gast im Armin'schen Hause, zusammentreffen zu müssen. Was half es ihm, daß er sich vorgenommen hatte, sich keine Sorge um den Bruder zu machen, der sich stolz von ihm losgesagt hatte? Er konnte sein thörichtes Herz nicht bezwingen, welches noch immer an dem Bruder hing, er mußte unwillkürlich an Höhnstädt's Ausspruch denken, daß Hans als leidenschaftlicher Spieler und Schuldenmacher verloren sei, daß er nur deshalb im Armin'schen Hause verkehre, weil er Geld brauche, welches Armin ihm verschaffen solle.

War Hans wirklich so tief gesunken? Richtig war

es, er war nicht mehr der lebensfrische, lebenslustige und heitere junge Offizier, der früher durch seinen jugendlichen Frohmuth schnell jedes Herz gewonnen hatte. Er war ernst geworden, weit über seine Jahre hinaus, das Feuer seines Auges war erloschen, seine Züge waren welk, sie zeigten die Spuren eines wilden, ungeregelten Lebens, sein noch immer schönes Gesicht trug meist den Ausdruck der Theilnahmlosigkeit.

An der allgemeinen Unterhaltung in dem kleinen Gesellschaftskreise betheiligte sich Hans wenig, meist nur so viel, wie die gesellschaftliche Höflichkeit es unbedingt erforderte, gegen die Herren zeigte er eine stolze Zurückhaltung, selbst gegen den Grafen Panin, obgleich dieser gerade ihn durch ein außerordentlich freundschaftliches Entgegenkommen auszeichnete, nur gegen Herrn v. Armin und den kleinen Grafen Strackwitz war er etwas zuvorkommender, den bürgerlichen Maler Werder und den Kriminalkommissär v. Höhnstädt würdigte er nur dann irgend einer Beachtung, wenn er durch die Gesetze des Anstandes, die er nie verletzte, dazu gezwungen war. Den Damen widmete er eine feine, ritterliche Galanterie; aber einer größeren Auszeichnung erfreute sich von ihm selbst die schöne, stolze Elwine v. Marsow nicht, seine Huldigung galt allein der reizenden Hertha. Wenn er mit ihr sprach, belebten sich seine schlaffen Züge und sein erloschenes Auge, in der Unterhaltung mit ihr fand er sich selbst wieder.

Hatte Herr v. Höhnstädt richtig beobachtet? Liebte Hans Hertha? Mit klopfendem Herzen legte sich Ernst

diese Frage vor und zugleich die, ob Hertha die ihr vielleicht gewidmete Liebe erwiedere. Nein, Hertha hatte kein wärmeres Gefühl für Hans! Sie zeigte ihm dieselbe artige, kühle Freundlichkeit, wie dem Grafen Strachwitz und zwei anderen jungen Offizieren, die zu der zweiten und dritten Donnerstagsgesellschaft eingeladen worden waren, sie sprach zu Hans kaum in anderer Weise, wie zu dem alten Major v. Brandes oder dem Kriminalkommissär. Nur ein Herr der Gesellschaft konnte sich nie eines freundlichen Wortes von ihr rühmen, nur Einen behandelte sie mit einer fast an Nichtachtung grenzenden Kälte, dies war der Graf Panin, der treueste ihrer Anbeter, der sich auch durch ihre stolze Zurückweisung seiner Huldigungen nicht abschrecken ließ; nur einem der Herren widmete Hertha mitunter ein innigeres, wärmeres Wort, und dieser Eine war Ernst selbst, er, der unbedeutendste aller Gäste, der einzige Bürgerliche in dem adeligen Kreise.

## 15.

Nur noch einmal, ein letztes Mal sollte Hertha dem Künstler eine Stunde gewähren, sollte sie im duftigen weißen Kleide als Modell zu dem Bilde stehen, nur die letzte Feile hatte Ernst noch anzulegen, dann war das Werk vollendet, an welchem er viele Wochen mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft gearbeitet hatte.

Die letzte Sitzung! Mit tiefem Bangen sah ihr Ernst entgegen. Würde er wohl während derselben Gelegenheit finden, ein vertrauliches Wort allein mit Hertha zu sprechen?

Er hatte sich Hertha's Liebe errungen, das wußte er, obgleich nie ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war, welches eine solche Ueberzeugung bestätigt hätte, aber ihre Blicke hatten beredter gesprochen, als es Worte vermocht hätten; er liebte und wurde geliebt. Aber durfte er, der namenlose Künstler, der noch so schwer mit dem Leben zu kämpfen hatte, seinen Gefühlen Worte geben? Jahre konnten vergehen, ehe er im Stande war, für sich und ein geliebtes Weib ein Heim zu begründen, eine sorgenlose Existenz zu schaffen. Und wenn er sich über sich selbst täuschte, wenn sein Talent ihn nicht befähigte, jemals in der Kunst sich einen hervorragenden Erfolg zu erringen, wenn er ein untergeordneter, stets nur nach dem augenblicklichen kargen Broderwerb ringender Stümper blieb, was dann? Durfte er es wagen, ein anderes hoffnungsreiches Menschenleben an sein vielleicht verfehltes Leben fesseln zu wollen?

Nein, sein Leben war nicht verfehlt? Er fühlte den Muth und die Kraft, Großes zu leisten. Ein einziger Blick auf sein geliebtes Bild sagte ihm, daß er zu den Berufenen gehöre, gab ihm die Gewißheit, daß er sich emporschwingen werde aus dem Nichts zur Höhe des künstlerischen Ruhmes. Mochten auch Jahre vergehen, ehe er sein Ziel erreichte, er trug die Gewißheit in sich, daß er es erreichen, daß auf dem Wege zu demselben sein Kampfesmuth nie erlahmen werde.

Er war entschlossen; aber der Ausführung des Entschlusses stellte sich die Schwierigkeit, Hertha allein zu sprechen, entgegen. Er sah sie täglich, aber immer war

Herr oder Frau v. Armin zugegen, sowohl während der Sitzung, als nach derselben, wenn er mit Hertha musizirte, und darauf, daß er während einer der Donnerstagsabendgesellschaften ein vertrautes Wort mit ihr sprechen könne, durfte er nicht hoffen.

Heute sollte nun die letzte Sitzung stattfinden. Das Herz voll banger Erwartung, stand Ernst auf dem Flur vor der Armin'schen Wohnung, er hatte die Klingel gezogen und lauschte, ob innen ein schwerer Schritt erschalle, ob Herr v. Arnim, wie so oft, die Thür öffnen werde.

Das Glück begünstigte ihn, Hertha selbst öffnete und führte ihn in das Wohnzimmer; sie war allein; die Tante machte eine Visite bei Frau v. Marsow, der Onkel hatte einen Geschäftsbesuch zu machen, aber er wollte bald zurückkehren und ließ Herrn Werder bitten, jedenfalls auf ihn zu warten, er wolle den so lieb gewordenen Genuß einer Plauderstunde nach der letzten Sitzung nicht entbehren. Hertha richtete den ihr von dem Onkel ertheilten Auftrag ganz unbefangen aus, sie ahnte wohl nicht, welchen Sturm sie durch ihre Worte in der Brust Ernst's entfesselte; aber als dieser nun, statt den Platz hinter der Staffelei einzunehmen, zu ihr trat, ihre Hand ergriff und ihr tief in's Auge schaute, da ging ihr das Verständniß dessen auf, was er ihr sagen werde. Sie senkte erröthend den Blick, ihre in der seinigen ruhende Hand zitterte, aber sie zog sie nicht zurück, und als nun Ernst sie mit seinem Arm umfing, da sank sie an seine Brust und in seliger Selbstvergessenheit erwiederte sie seine glühenden

Küsse. So hatten die Glücklichen das Gelöbniß der Liebe ausgetauscht, der Worte bedurften sie nicht.

„Du bist meine Geliebte, meine liebe, holde Braut!“ flüsterte Ernst. „Ich wußte es, daß mir Dein Herz gehöre, und dennoch war ich tief verzagt. Es mögen Jahre vergehen, ehe ich Dich heimführen kann als mein trautes Weib, schwere Jahre des Kampfes um das Leben. Aber jetzt, da Du in meinem Arm, an meiner Brust ruhst, zage ich nicht mehr. Du hast Dich mir verlobt durch Deinen Kuß, Du bist meine Braut. Gemeinsam werden wir den Kampf mit dem Leben bestehen, und ich weiß es, wir werden siegen!“

„Ja, wir werden siegen!“ erwiederte Hertha, Ernst voll, vertrauend in das Auge schauend. „Die Liebe wird uns die Kraft zum Kampfe geben; aber schwer wird der Kampf sein und schon mit dem heutigen Tage wird er beginnen. Ich habe mich Dir verlobt und niemals werde ich mein Gelöbniß brechen, aber Du selbst wirst nicht wollen, daß ich die Pflicht der Dankbarkeit verletze, welche mich an meinen Onkel fesselt. Er hat sich meiner, der vater- und mutterlosen Waise, angenommen in einer Zeit, in welcher er selbst mit dem Leben so schwer zu kämpfen hatte, daß er oft der bittersten Noth preisgegeben war. Kein Opfer war ihm je für mich zu schwer. Er ist mir ein Vater, die Tante ist mir eine Mutter geworden, und ich liebe Beide, wie ich nur je meine Eltern hätte lieben können; die Pflicht der Dankbarkeit zwingt mich, des Onkels Willen zu ehren, wie ich den meines Vaters hätte ehren müssen. Lasse mich ganz offen und rückhaltlos gegen

Dich sein, theurer Freund! Du hast ja jetzt ein Recht darauf, auch meine geheimsten Gedanken zu kennen. Es ist der höchste Wunsch meines Onkels, daß ich dem Grafen Panin meine Hand reiche, aber ich habe ihm offen erklärt, daß ich einen tiefen Widerwillen gegen den Grafen fühle. Der Onkel fürchtet ihn aber, er ist durch mir unbekannte verwickelte Geschäftsverhältnisse von dem Grafen abhängig, es ist sein sehnlichster Wunsch, sich aus seiner Abhängigkeit zu befreien, aber er liebt mich doch zu innig, als daß er mein Lebensglück der Erfüllung dieses Wunsches opfern möchte, das hat er mir selbst vor wenigen Tagen erst versichert. Er verlangt nicht, daß ich den Grafen erhöre, ich habe ihm erklärt, daß mich hierzu auch die Liebe für ihn und die Dankbarkeit nie bewegen würde; selbst ein freundliches Wort, welches dem verhaßten Grafen irgend eine Hoffnung einflößen könnte, habe ich mich geweigert, zu sagen; aber ich habe mich durch des Onkels dringende Bitte zu dem Versprechen bewegen lassen, für jetzt wenigstens, so lange, als der Graf mich nicht drängt, ihn nicht direkt abzuweisen. Ich hätte dies Versprechen nicht geben sollen, ich fühle es wohl, aber ich konnte der Bitte des armen guten Onkels nicht widerstehen, von meinem Wort hing — das hat er mir auf seine Ehre versichert — seine ganze Existenz, ja sein Leben ab. Gebrauche Graf Panin die Gewalt, welche er über ihn besitze, dann bliebe dem armen Onkel nur die Wahl zwischen dem schimpflichen Untergange und einer rettenden Kugel."

Hertha hielt inne, sie schaute mit thränenfeuchtem Auge

zu Ernst empor, um in seinen Augen zu lesen, ob er sie verurtheile wegen des Versprechens, welches sie schweren Herzens, halb gezwungen dem Onkel gegeben hatte.

Nein, er verurtheilte sie nicht, das las sie in seinem milden, ernsten Blick, das fühlte sie, als er sie zärtlich an sich drückte und sie auf die Stirn küßte.

„Ich darf vor dem Onkel kein Geheimniß haben," fuhr Hertha fort, „ich muß es ihm sagen, daß ich mich Dir verlobt habe, aber das Versprechen, welches ich ihm gegeben, muß ich halten. Ich wäre so namenlos glücklich, wenn ich stolz aller Welt sagen dürfte, daß ich Dir gehöre, Du geliebter Mann, aber mein Versprechen bindet mich, nur der Onkel darf es erfahren; so lange, bis er mir mein Wort zurückgibt, bin ich an mein Versprechen gebunden. O zürne mir nicht, Du lieber, theurer Mann, das Herz blutet mir, aber ich kann ja nicht anders!"

Er zürnte ihr nicht, aber er war tief schmerzlich bewegt. Das, was ihm Hertha mitgetheilt, hatte ihn nicht überrascht. Durch Höhnstädt war er ja vorbereitet worden; er hatte geahnt, daß Herr v. Armin in einer traurigen Abhängigkeit von dem Grafen lebe. Er konnte der Geliebten nicht zürnen. War auch das unklare Verhältniß, in welchem sie zu dem Grafen zu stehen gezwungen war, seinem geraden, offenen Sinn tief zuwider, erschien es ihm entwürdigend für Hertha und für ihn selbst, so durfte er doch deshalb dem unglücklichen Kinde nicht zürnen, welches dem zweiten Vater in selbstloser Liebe das schwerste Opfer brachte. Mit rückhaltloser Offenheit

sagte er dies Hertha, erklärte er ihr, daß er lange mit sich gekämpft habe, ehe er zu dem Entschluß gekommen sei, ihr seine Liebe zu gestehen, und daß nur der Wunsch, mit dem Rechte des Verlobten der Braut schützend zur Seite zu stehen, seinen Entschluß gezeitigt habe. Sie dankte ihm dafür mit einem zärtlichen Kuß.

Sie waren einig. Nur Herr v. Arnim sollte ihre Verlobung erfahren, Hertha selbst wollte sie ihm mittheilen, ihm mußte es überlassen bleiben, ob und wann sie veröffentlicht werden dürfe.

Der Ton der anschlagenden Glocke im Korridor verkündete Ernst, daß die Zeit des trauten Alleinseins mit der Geliebten vorüber sei, mit einem letzten Kuß nahm er Abschied von der schönen Stunde wonnigen Liebesglückes, dann trat er hinter die Staffelei, und Hertha nahm die ihr vorgeschriebene Stellung ein.

Frau v. Armin kehrte von ihrer Visite zurück; sie hatte Frau v. Marsow nicht zu Haus getroffen. Dem scharfen Blick der erfahrenen Frau entging es nicht, daß sowohl Ernst als Hertha ganz eigenartig bewegt waren. Hertha's Wangen schimmerten rosiger, ihr Blick war strahlender, als sonst, und wenn Ernst sein Modell anschaute, war es nicht mehr der kalte, prüfend forschende Blick des Künstlers, mit dem er es betrachtete.

„Es war doch recht thöricht, daß ich die Beiden allein gelassen habe," dachte die kluge Frau. „Es ist ein wahres Glück, daß das Bild heute fertig wird."

Sie nahm den Platz hinter Ernst ein und verließ ihn nicht wieder. Und als Ernst nun nach einer Stunde

fleißiger Arbeit erklärte, das Bild sei vollendet, er wisse nichts mehr zu ändern, war sie darüber recht innig zufrieden. Sie sprach Ernst ihr aufrichtig gemeintes Lob über sein trefflich vollendetes Kunstwerk aus, aber sie fügte demselben kein Wort der Bitte hinzu, daß er doch noch bleiben möge, um mit Hertha zu singen, ja sie nahm sogar von dem Künstler, als dieser sich empfahl, einen ziemlich frostigen Abschied. Damit er ja mit Hertha kein heimliches Wort wechseln könne, begleitete sie ihn bis zur Flurthüre.

Als sie in das Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie Hertha vor dem Bilde stehend und es träumerisch sinnend betrachtend. Frau v. Armin schüttelte bedenklich den Kopf, der Ausdruck wonnigen Glückes, der Hertha's reizendes Gesicht verklärte, gefiel ihr nicht; sie hätte gar zu gern gewußt, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen war; aber sie hütete sich, zu fragen; wenn Hertha ihr Vertrauen schenken wollte, mußte sie es freiwillig, aus eigenem Antriebe, nicht durch Fragen gezwungen thun; sie störte deshalb die Träumende nicht, eine Näharbeit vornehmend, setzte sie sich an das Fenster.

Nach kurzer Zeit schon kam Herr v. Armin nach Haus. Er hatte seine Geschäfte so schnell wie möglich abgemacht, um die ihm liebgewordene Plauderstunde nach der Sitzung voll zu genießen. Als er jetzt in das Zimmer trat und Werder nicht mehr traf, war er unangenehm überrascht. „Wo ist Herr Werder?" fragte er mißmuthig. „Ich hatte Dich doch beauftragt, Hertha, ihn zu bitten, daß er mich erwarten möge. Weshalb ist er schon fort?"

„Weil ich ihn nicht aufgefordert habe, zu bleiben, lieber Mann," erwiederte Frau v. Armin für Hertha.

„Und weshalb hast Du es nicht gethan? Du weißt doch, wie gern ich mich mit ihm unterhalte, welchen Genuß es mir bereitet, ihn und Hertha zusammen singen zu hören."

„Ich werde Dir meine Gründe sagen, und ich hoffe, Du wirst sie billigen. Hertha, willst Du nicht in der Küche nach dem Essen sehen?"

„Es ist nicht nöthig, daß Du mich fortschickst, Tante. Das, was Du dem Onkel sagen willst, werde ich ihm selbst sagen," entgegnete Hertha ruhig.

„Was ist denn vorgefallen?" fragte Herr v. Armin erstaunt. „Ihr macht ja Beide ganz sonderbare Gesichter."

„Ich habe mich mit Ernst Werder verlobt."

Herr v. Armin prallte zurück, mit großen Augen starrte er erbleichend seine Nichte an, Frau v. Armin aber schlug entsetzt die Hände zusammen. „Herr Gott im Himmel, daß es so weit gekommen, hätte ich doch nicht geahnt!" rief sie ganz außer sich.

„Hertha, wie konntest Du das mir anthun?" sagte nun auch Armin mit bebenden Lippen. „Ich habe es Dir gesagt, daß meine Existenz, ja meine Ehre von dem Grafen Panin abhängt, ich habe sie in Deine Hand gelegt, und Du hast mir versprochen, mich nicht in das Unglück zu stürzen, Panin mir nicht durch eine förmliche Abweisung zum erbitterten Feinde zu machen. Ist das die Erfüllung Deines Wortes? Aber nein, es ist ja gar

nicht möglich! Du kannst nicht so grausam sein, alle meine Lebenshoffnungen mit einem Wort zu vernichten!"

„Ich werde mein Dir gegebenes Versprechen halten, Onkel, Ernst gestattet es mir. Außer Dir und der Tante soll Niemand es erfahren, daß ich Braut bin, so lange, bis Du selbst mir mein Wort zurückgibst."

Armin athmete etwas leichter auf. Die Gefahr, vor der er sich fürchtete, war in die Ferne hinausgeschoben, dies beruhigte ihn einigermaßen. Sein Muth hob sich wieder; „eine geheime Verlobung ist ja fast keine Verlobung," dachte er, und sogar die Hoffnung, daß er Hertha werde bewegen können, ihr, wie er meinte, leichtsinnig gegebenes Wort zurückzunehmen, lebte in ihm auf.

„Ich sollte Dir eigentlich recht böse sein, aber ich kann es nicht, dazu habe ich Dich zu lieb," sagte er, Hertha umfangend und sie auf die Stirn küssend. „Es war thöricht von mir und der Tante, daß wir Dich, das unerfahrene Kind, so viel allein ließen mit dem ‚interessanten' jungen Maler. Werder ist wirklich, das muß ich ja zugeben, ein überaus liebenswürdiger junger Mann, ich selbst bin ganz vernarrt in ihn; aber bedenke, Kind, er ist ein Bürgerlicher, wir wissen nichts von seiner Familie; da er nie von seinen Eltern und Verwandten gesprochen hat, muß er sich wohl derselben schämen. Ein junger Künstler, der von der Hand in den Mund lebt, kaum so viel erwirbt, um für sein eigenes kümmerliches Leben zu sorgen, der obenein wahrscheinlich aus niedrigster Familie stammt, kann unmöglich daran denken, im Ernste einem Fräulein v. Ragnow zuzumuthen, daß sie sich mit

ihm verlobt. Ihr habt Euch Beide durch Euer Gefühl hinreißen lassen zu einer Thorheit. Werder selbst, der ein sehr anständiger, ehrenhafter junger Mann ist, wird dies erkennen und Dir Dein Wort zurückgeben, wenn er erfährt, daß Du Dich gar nicht mit ihm verloben kannst. Ich bin nicht ganz aufrichtig gewesen gegen Dich, mein Kind. Als ich Dir erzählte von dem Testament Deines Großonkels, des verstorbenen Oberst v. Ragnow, wollte ich Dir nicht zu weitgehende Hoffnungen erregen; jetzt aber muß ich Dir die volle Wahrheit sagen. Ich erzählte Dir nur von einem sehr mäßigen Vermögen, welches Dir sicher zufallen wird, wenn Du Dich standesgemäß vermählst, welches Dir aber verloren geht, wenn Du einen Bürgerlichen heirathest. Die Wahrheit ist, daß das Vermögen, welches Du Dir durch eine Verbindung mit Werder verschlagen würdest, fast eine halbe Million Thaler beträgt."

Herr v. Armin hatte das Wort „eine halbe Million Thaler" mit erhöhter Stimme gesprochen. Für ihn war es ein Zauberwort. Was hätte er nicht gethan, um in den Besitz einer halben Million zu kommen! Er hatte ja seine Seele verkauft für eine viel geringere Summe. Mit diesem Zauberwort glaubte er jeden Zweifel Hertha's bannen zu können, um so größer war sein Staunen, als er vernehmen mußte, daß das Zauberwort auf Hertha einen dem gehofften ganz entgegengesetzten Eindruck machte. Ein Lächeln spielte um ihre feinen Lippen, als sie ohne alle Erregung sagte: „Eine halbe Million! Jetzt verstehe ich es, weshalb Graf Panin sich um die Hand der

unbedeutenden Hertha v. Ragnow bewirbt, jetzt verachte ich ihn noch tiefer, als vorher!"

„Ich verlange ja nicht, daß Du dem Dir so verhaßten Grafen Deine Hand gibst, ich kann und will Dich dazu nicht zwingen," fuhr Armin sehr kleinlaut fort; „aber daß Du keinen Bürgerlichen heirathen kannst, ist doch selbstverständlich, auch Werder selbst muß es einsehen."

„Er darf nie erfahren, daß diese Erbschaft existirt und an welche Bedingung sie für mich geknüpft ist. Ich bin überzeugt, er denkt groß genug, um das elende Geld zu verachten, wie ich es verachte, aber ich will nicht, daß er auch nur während eines Augenblicks glaube, ich hätte ihm ein Opfer gebracht."

„Kind, Du redest irre. Eine halbe Million — elendes Geld! Werder wäre kein Ehrenmann, wenn er ein solches Opfer von Dir annehmen wollte! Er muß Dir Dein Wort zurückgeben!"

„Wünsche dies nicht, Onkel," erwiederte Hertha mit finsterem Ernst. „Wenn es Dir wirklich gelingen sollte, Ernst dazu zu bewegen, dann halte auch ich mich meines Dir gegebenen Wortes entbunden, dann erkläre ich dem Grafen Panin, daß er niemals diese halbe Million durch meine Hand sich erringen soll."

„Hertha!"

Sie hörte ihn nicht mehr. Müde des Kampfes, der ihr ein tiefes Herzensweh bereitete, verließ sie das Zimmer, um in ihrem kleinen Schlafgemach allein — zu weinen.

Armin ging mit großen Schritten unruhig im Zimmer auf und nieder, er befand sich in ganz trübseliger Stimmung, auch der Frau v. Armin erging es nicht besser, sie hatte die Näharbeit in den Schoß sinken lassen, trüb sinnend schaute sie vor sich hin.

„Was nun?“ fragte nach einer langen Pause Armin, vor seiner Frau stehen bleibend.

„Ja, wenn ich Rath wüßte!“ lautete die betrübte Antwort.

„Diese Verlobung ist doch ganz unmöglich! Ein Glück ist nur, daß Hertha einwilligt, sie vorerst geheim zu halten.“

„Sie wird ihr Wort deshalb nicht weniger treu erfüllen. Gib die Hoffnung auf, Hugo, sie zu überreden; Du quälst sie nur und erreichst doch nichts. Hättest Du früher meinen Rath befolgt, Werder nicht so weit in unseren Familienkreis gezogen, dann wäre dies nicht geschehen. — Nun ist es zu spät! Hertha liebt ihn, und ich fühle es mit ihr, sie wird für ihre Liebe jedes Opfer bringen.“

„Aber Graf Panin?“

„O dieser entsetzliche Graf!“

„Er hält mich in seiner Hand! Ich kann es Dir nicht sagen, Hanna, auch Dir nicht, wodurch.“

„Ich will es gar nicht wissen; aber was es auch sein mag, niemals darf es Dich bewegen, unser armes liebes Kind für das ganze Leben unglücklich zu machen.“

„Aber was soll ich thun? Panin darf nichts von dieser unglückseligen Verlobung ahnen. Wenn Werder

nech ferner in unser Haus kommt zu den Donnerstags-gesellschaften oder sonst, verräth er sich gewiß durch ein Wort oder einen Blick, und dann — ich wage mir die Folgen gar nicht auszudenken."

„Er darf nicht mehr zu uns kommen, Hertha selbst wird es nicht verlangen. Schreibe ihm, aber freundlich, liebevoll, herzlich. Schreibe ihm, Du könntest eine Verlobung so lange nicht gestatten, als er noch gar keine Aussicht habe, heirathen zu können."

„Du hast Recht, das ist der beste Rath! Du bist doch ein Prachtweib, meine liebe alte Hanna. Gleich soll es geschehen."

Er setzte sich an den Schreibsekretär, eine kurze Zeit dachte er angestrengt nach, dann aber schrieb er mit flüchtiger Hand:

„Mein theurer junger Freund!

Recht schmerzlich ist es mir, störend in Ihr junges Liebesglück eingreifen zu müssen; aber ich muß der Pflicht, welche dem Oheim und Vormund obliegt, genügen, auch wenn mein Herz darunter leidet. Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze, wie lieb ich Sie habe. Ich bin überzeugt, Sie werden sich in wenigen Jahren durch Ihr glänzendes Talent einen berühmten Künstlernamen und eine hochgeachtete, gesicherte Stellung in der Gesellschaft erworben haben. Begehren Sie dann die Hand meiner lieben Hertha, dann werde ich mit Freuden mein ‚Ja' sagen; heute aber erlaubt mir dies meine Vormundspflicht nicht, ich darf eine Verlobung auf unbestimmte Jahre hinaus nicht zugeben und nicht anerkennen, und

ich muß mir die mir höchst schmerzliche Entbehrung auferlegen, Sie so lange nicht in meinem Hause zu sehen, bis Sie sich in einer so gesicherten Stellung befinden, daß Sie mit Ehre Hertha v. Ragnow um ihr Jawort bitten können. Diesen Zeitpunkt näher zu rücken, wird hoffentlich das herrliche Bild beitragen, welches Sie von meiner Hertha gemalt haben; ich halte meine Genehmigung, daß Sie es öffentlich ausstellen, aufrecht und bin überzeugt, daß es Ihren Künstlerruhm in der Residenz begründen wird. Das verabredete, dem Werth des Bildes nicht entfernt entsprechende Honorar erlaube ich mir diesem Briefe beizufügen.

Glauben Sie mir, mein theurer junger Freund, es wird mir die höchste Freunde bereiten, wenn ich schon nach kurzer Zeit Sie wieder in meinem Hause empfangen und Sie dann als meinen theuren Neffen begrüßen darf.

Ihr

Ihnen herzlich ergebener

Hugo v. Armin."

„So, ich denke, der Brief wird es thun," sagte Herr v. Armin, die Feder niederlegend. Er las den Brief vor, aber Frau v. Armin war mit demselben nicht ganz zufrieden; es verletzte ihr Zartgefühl, daß in einem derartigen Schreiben der leidigen Geldfrage Erwähnung geschah, auch war es ihr gar zu kurz; mit einigen Worten hätte jedenfalls wenigstens andeutend erwähnt werden müssen, daß der Verlobung Hertha's mit einem Bürgerlichen unübersteigliche Hindernisse entgegenständen.

„Nein, nichts dergleichen!“ erklärte Armin mit voller Entschiedenheit. „Eine solche Andeutung könnte ihn vielleicht bewegen, sich ganz zurückzuziehen, und was dann Hertha thut, weiß ich nicht. Das Kind hat eine erschreckende Entschiedenheit gezeigt! Ich werde Hertha den Brief vorlesen, sie mag selbst sagen, ob sie eine Aenderung verlangt.“

Er suchte Hertha in ihrem Zimmer auf. Sie saß am Fenster, bei Armin's Eintritt blickte sie auf, ihre Augen waren noch mit Thränen gefüllt.

Armin war heftig bewegt, als er in ihr thränenvolles Auge schaute. Er war ein gutmüthiger Mensch und ihr Kummer schmerzte ihn.

Er schloß Hertha innig in seine Arme, auch sein Auge füllte sich mit Thränen. „Mein armes, armes Kind!“ sagte er, sie zärtlich küssend. „Ich möchte verzweifeln, daß ich Dir solchen Kummer machen muß. Aber ich kann ja nicht anders. Ich kann und darf diese Verlobung nicht zugeben, ich darf es um Deinetwillen nicht, selbst wenn ich es könnte. Ich habe an Werder geschrieben. Ich möchte ihn nicht verletzen, ihm nicht jede Hoffnung rauben. Du selbst sollst bestimmen, ob ich den Brief so absenden soll, wie er ist, oder ob ich ihn ändern soll.“

Er las den Brief vor, Hertha hörte ihm theilnahmlos zu. Als er geendet hatte, erwiederte sie mit ruhiger Bestimmtheit: „Ernst ist mein Verlobter. Keinem Menschen auf der Welt, auch Dir nicht, Onkel, gestehe ich ein Recht zu, über mein Herz zu bestimmen. Wenn ich

aus Liebe und Dankbarkeit für Dich einwillige, daß mein Verlöbniß mit Ernst noch geheim bleibe, so bleibt es deshalb doch fest und unlöslich. Du hast ein Recht, zu verlangen, daß Ernst Dein Haus nicht ferner besuche. Ich füge mich in dieser Beziehung Deinem Willen, wie auch Ernst sich fügen wird. Sende Deinen Brief ab, wie er ist, oder ändere ihn ganz nach Deinem Belieben: unser Verlöbniß bleibt bestehen, auch wenn Du es nicht anerkennst. Dies wird Dir auch Ernst antworten."

Armin war zu schwach, um der ruhigen Festigkeit Hertha's gegenüber irgend eine Einwendung zu wagen; er hielt es schon für ein Glück, daß sie ihm gestattete, seinen Brief abzusenden. Dies geschah, Guste mußte ihn nach dem Hinterhause zu dem Maler tragen.

Armin sollte nicht lange Zeit auf eine Antwort warten, sie wurde ihm überbracht durch Herrn Isidor Schnorrig.

Schnorrig hatte sich zu seinem Besuche bei Herrn v. Armin in seinen schönsten Staat geworfen. Er sah im kurzen schwarzen, mit Schnüren besetzten Sammetrock, mit dem lose um den Hals geschlungenen blutrothen seidenen Tuch, über welches der breite weiße Hemdkragen malerisch herabfiel, recht abenteuerlich aus. Mit einer vornehmen steifen Verbeugung, wie sie der Demokrat dem Aristokraten gönnt, begrüßte Schnorrig Herrn v. Armin, mit einer etwas tieferen Verbeugung die gnädige Frau, welche erstaunt die sonderbare Gestalt der Künstlers musterte.

„Mein theurer Freund, mein Busenfreund, mein anderes Ich, Ernst Werder, hat mich mit dem ehrenvollen

Auftrage betraut, sein Bild abzuholen, welches er den ungeschickten Händen einer plumpen Dienstmagd nicht anvertrauen kann. Ich bitte daher, mir das Kunstwerk, die Meisterarbeit meines Freundes, übergeben zu wollen. Zugleich habe ich die Ehre, ein Schreiben zu überreichen, die Antwort auf einen Brief, welchen mein verehrter Freund soeben empfangen hat!"

Mit diesen wohlgesetzten Worten entledigte sich Schnorrig des ihm ertheilten Auftrages, in weitere Unterhandlungen ließ er sich nicht ein; als Armin ihn freundlich bat, Platz zu nehmen, lehnte er stolz die Einladung ab, er forderte noch einmal das Bild, nahm es sehr vorsichtig von der Staffelei und entfernte sich würdevoll.

Erst nach Schnorrig's Entfernung öffnete Armin Werder's Brief. Er las ihn, schüttelte den Kopf und las ihn wieder, dann gab er ihn seiner Frau. „Ein sonderbares Schreiben," sagte er, „lies, Hanna, und sage mir, was dahinter steckt."

„Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir einliegend das mir übersendete Honorar für das Bild meiner Braut zurückzuerstatten. Ich kann dasselbe nicht annehmen, da ich Ihnen das Bild nicht zu überlassen vermag. Wie ich vernommen, hatten Euer Hochwohlgeboren das Bild zum Geschenk für den Herrn Grafen Panin bestimmt; ich kann nicht gestatten, daß diesem Herrn mit einem Porträt meiner Braut ein Geschenk gemacht werde. Der mir ertheilten Weisung, Euer Hochwohlgeboren nicht ferner zu besuchen, füge ich mich selbstverständlich, nicht aber der Erklärung, daß Euer

Hochwohlgeboren meine Verlobung mit meiner theuren Braut weder zugeben, noch anerkennen können. Meine Braut ist mündig, unsere Verlobung bedarf daher weder der Anerkennung noch der Zustimmung des früheren Vormundes. Ich verzichte zwar für jetzt, so lange meine Braut dies wünscht, auf die Veröffentlichung der Verlobung, behalte mir aber meine Entscheidung darüber vor, wann diese Veröffentlichung stattfinden soll.

Ernst Werder."

Frau v. Armin wurde sehr bleich, als sie den formlosen Brief las. „Kein freundliches Wort!" seufzte sie, „nur eine rein geschäftliche, kalte, harte Abfertigung. Und das Bild will er behalten, er schickt das Geld zurück! Wie konnte Werder, der stets so liebenswürdig freundlich gegen uns war, einen solchen Brief schreiben?"

„Ich begreife es auch nicht. Es steckt etwas dahinter! Nicht einmal zum Schluß die Form der gewöhnlichsten Höflichkeit!

„Er will Dir keine geheuchelten Versicherungen geben. Er ist entschlossen, sein Recht gegen Dich in Anspruch zu nehmen, sobald es ihm beliebt, deshalb beruft er sich darauf, daß Hertha mündig ist. Ich fürchte, Hugo, diese unselige Verlobung wird uns noch schwere Kämpfe kosten mit Werder und mit Hertha selbst."

„Und mit dem Grafen Panin," fügte Armin düster hinzu. „Ich habe ihm Hertha's Bild versprochen, er wird es von mir fordern. Welchen Vorwand soll ich brauchen, um ihn zu beruhigen? Kann ich Werder zwingen, mir das Bild, welches ich bei ihm bestellt habe,

zu überlassen? Ohne Zwang wird er es nicht herausgeben, das zeigt sein Brief unwiderleglich. Und welches Zwangsmittel habe ich? Keines! Panin wird schäumen vor Wuth. Wenn ich ihm sage, der Maler hat mir das Bild fortgenommen, er weigert sich, es mir, wie er versprochen, zu überlassen, wird ihm der Grund dieser Weigerung sofort klar werden, und dann — ich könnte wahnsinnig werden bei dem Gedanken, was dann geschehen wird! Hertha allein kann mich retten! Sie hat es mir versprochen, zu dem Bilde für Panin zu sitzen, sie muß Werder durch ihre Bitten zur Herausgabe des Bildes bewegen."

„Hoffe nicht auf Hertha," erwiederte Frau v. Armin kleinmüthig, „sie wird eine solche Bitte nie aussprechen, und sie kann es auch jetzt, da sie sich als Werder's Braut betrachtet, nicht. Sie wird es vollkommen billigen, daß der Verlobte ihr Bild nicht dem Grafen überantworten will. Versuche es nicht, sie durch Bitten zu bewegen, sie kann Deinen Wunsch nicht erfüllen!"

Armin hörte nicht auf den Rath der feinfühlenden Frau, es stand für ihn so viel auf dem Spiele, er mußte wenigstens den Versuch machen, Hertha's Fürbitte zu erlangen. Er suchte seine Nichte in ihrem Zimmer auf und übergab ihr Werder's Brief. „In Deiner Hand liegt mein Schicksal," sagte er. „Du hast mir versprochen, daß Deine Verlobung mit Werder noch geheim bleibe, daß Graf Panin sie nicht erfahren soll. Nur als Dein Verlobter aber hat Werder das Recht, das Bild zurückzuhalten, thut er es, dann erfährt der Graf, daß Du

Werder's Braut bist, und daß seine Hoffnung, Deine Liebe zu gewinnen, unrettbar vernichtet ist. Aus meinem Freunde wird mein erbitterter Feind. Ich habe Dir das beschämende Geständniß gemacht, daß meine ganze Existenz und die Deiner Tante von dem Grafen abhängt. Ein Wort von Dir, eine Bitte von Dir an Werder, daß er mir das Bild zurückgibt, kann mich retten. Hertha, wenn ein Funke von Liebe für mich und Deine Tante in Deinem Herzen lebt, wirst Du mich retten, wirst Du das Wort der Bitte sprechen!"

Mit thränenfeuchtem Auge schaute Hertha zu dem Onkel auf. „Ich kann es nicht," sagte sie, seine Hand ergreifend und küssend. „Ich hätte schon damals Dir nicht nachgeben sollen, als Du mich batest, zu dem Bild zu sitzen, welches Du dem Grafen schenken wolltest. Damals war ich frei, ich ließ mich durch Deine Bitte bewegen; gegen mein Gefühl, gegen mein Gewissen gab ich Dir nach! Heute aber trifft der leiseste Makel meines Rufes auch ihn, meinen Verlobten, heute ist es meine höchste Pflicht, meine Ehre rein zu halten für ihn!"

## 16.

Hans v. Werder ging mit großen, unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte den Uniformrock aufgeknöpft, um die Brust freier zu haben, aber es nützte ihm nichts, war es ihm doch, als presse sie ihm ein eisernes Band zusammen. Es drückte ihn das Vorgefühl drohenden Unheils, dies Vorgefühl, welches nun schon seit vielen Wochen ihn ängstigte, ihm schlaflose

Nächte bereitete, ihm jede Freude, jeden Lebensgenuß vergällte.

Immer näher rückte der Tag, an welchem der schmähliche Wechsel eingelöst werden mußte, den Hans damals, als er sich in der dringendsten Noth befand, an Herrn v. Armin verkauft hatte. Nur wenige Wochen noch, dann mußte der Wechsel bezahlt werden, wenn es Armin nicht gelang, bei dem unbekannten Geldmann, dem wirklichen Besitzer des Wechsels, eine Prolongation zu bewirken. Nur eine Geldquelle gab es für Hans, um möglicher Weise bis zu dem Fälligkeitstermin das Geld für die Deckung seiner Schuld zu beschaffen — das Spiel! Er hatte Glück gehabt in der letzten Zeit, fast immer hatte er gewonnen; aber niemals bedeutende Summen, denn in dem engeren Kreise der Kameraden wurde zwar viel, aber nicht hoch gespielt, und der Gewinn war noch obenein mit Kosten verbunden, der Gewinner war durch den Gebrauch gezwungen, einen Theil des gewonnenen Geldes für Wein zu opfern. Blieb das Glück treu, dann konnte Hans, der jetzt schon über fünfhundert Thaler baares Geld in seinem Schreibsekretär aufbewahrte, in den nächsten Wochen zwar schwerlich die ganze Summe decken, die er schuldete, aber einige hundert Thaler ließen sich wohl von Freunden, von Graf Strachwitz oder Anderen, auftreiben. Auf dem Spielgewinn ruhte die einzige Hoffnung, welche Hans aufrecht erhielt, das Spiel war seine einzige Geldquelle, und diese Quelle drohte jetzt zu versiegen!

Hans war am Vormittag zum Obersten seines Re-

gimentes befohlen worden, um von diesem eine recht bedenkliche Strafpredigt anzuhören. Früher war der Oberst, ein alter Freund des Generals v. Werder, der besondere Gönner des jungen Offiziers gewesen, aber schon seit einiger Zeit hatte er Hans kaum mehr einen freundlichen Blick gegönnt, heute endlich war eingetreten, was Hans schon seit Wochen befürchtete, der Oberst hatte ihm schwere Vorwürfe über sein ungeregeltes Leben, besonders über seine Leidenschaft für das Spiel gemacht.

Hans mußte ihm sein Ehrenwort geben, mit den Regimentskameraden ferner nicht Hazard zu spielen. „Ich werde, nachdem Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben haben, vorläufig meine Bitte um Ihre Versetzung noch zurückhalten," sagte er ernst und kalt, „aber ich verhehle Ihnen nicht, daß es nur vorläufig geschieht; ändern Sie Ihren Lebenswandel nicht, dann zwingen Sie mich früher oder später doch dazu. Sie bewegen sich, wie ich gehört habe, oft in unpassender Gesellschaft. So sollen Sie bei einem übel beleumundeten früheren Offizier, einem Herrn v. Armin, viel verkehren. Wenn Sie den Rath eines alten Freundes Ihres Vaters annehmen wollen, meiden Sie solche Gesellschaft!"

Mit diesem Rath, der fast einem Befehle gleichkam, hatte der Oberst Hans entlassen. Was nun? Hans zersann sich darüber vergeblich den Kopf. Konnte er den Rath des Obersten befolgen? Durfte er Armin beleidigen, durch dessen Fürsprache er die Prolongation des Wechsels allein bewirken konnte? Armin hatte sich gegen ihn stets so freundschaftlich und zuvorkommend gezeigt,

und jetzt sollte er ihn durch ein Fernbleiben aus seinem Hause beleidigen?

Es zog ihn außerdem noch ein anderer Magnet in das Armin'sche Haus — Hertha v. Ragnow! Es war ihm ein entsetzlicher, kaum zu ertragender Gedanke, daß er sie nicht wiedersehen sollte. Und jetzt, gerade jetzt sollte er von ihr scheiden, jetzt, da er hoffen konnte! Mit bitterer Eifersucht hatte er beobachtet, daß Hertha mit jedem Donnerstag ein lebendigeres Interesse für Ernst zeigte; da hatte er am letzten Gesellschaftsabend im Armin'schen Hause die freudige Genugthuung gehabt, zu erfahren, daß Herr Ernst Werder künftig die Donnerstagsgesellschaften nicht mehr besuchen werde. Herr v. Armin selbst hatte dies ganz offen ausgesprochen, ohne sich aber über den Grund auszulassen, welcher ihn veranlaßt habe, den jungen Künstler nicht wieder einzuladen.

Und jetzt, da der verhaßte und gefürchtete Nebenbuhler beseitigt war, da Hertha freundlicher als je mit Hans gesprochen hatte, so freundlich, daß seine Hoffnung, ihr Herz zu gewinnen, wieder erwacht war, sollte er dem Armin'schen Hause freiwillig fern bleiben? Nein, nun und nimmermehr! Was konnte auch der Oberst einwenden gegen Besuche in einem Hause, in welchem Frau v. Marsow, Major v. Brandes, Graf Strackwitz, manche andere Offiziere und Graf Panin verkehrten?

Graf Panin! — Als Hans an den Grafen dachte, überkam ihn ein Gefühl tiefer Bitterkeit. Der Graf verschuldete sein ganzes Elend! Hätte er ihm damals verstattet, weiter zu spielen, dann wäre der unselige Wechsel

niemals nothwendig geworden; hätte er ihm nur wenigstens gestattet, sich Revanche zu holen, dann würde er bei seinem Glück in den letzten Wochen und bei dem hohen Spiel in Panin's Hause längst das Geld gewonnen haben, um den ganzen Wechsel zu zahlen.

Und jetzt war jede Aussicht für ferneren Gewinn im Spiel abgeschnitten durch das dem Obersten gegebene Ehrenwort, denn ehe es gelang, einen neuen Kreis von Standesgenossen zu finden, mit denen er spielen konnte, mußten Wochen vergehen und die Zeit zur Zahlung des Wechsels herankommen. Es war zum Verzweifeln!

Weshalb mochte Panin wohl ihn von seinen Spielgesellschaften ausschließen, weshalb hatte er noch keine Einladung zu der einst versprochenen Revanche ergehen lassen? Panin war stets so zuvorkommend, wenn Hans ihn im Armin'schen Hause traf, sollte es nicht möglich sein, ihn doch zu einer Einladung zu bewegen?

Ein brennendes Roth färbte Hans die Wangen; er schämte sich, daß er den Wunsch haben konnte, sich in eine Gesellschaft zu drängen, aus welcher er so schmachvoll ausgewiesen worden war; aber doch sann er darüber nach, welche Schritte er wohl thun könne zur Erfüllung dieses Wunsches, ohne sich eine zu große Blöße zu geben.

Hans wurde in seinem unruhigen, quälenden Sinnen durch seinen Burschen gestört, der ihm meldete, ein Herr wünsche den Herrn Baron zu sprechen und sende hier seine Karte.

Hans nahm die Karte, er zuckte in freudigem Schrecken zusammen, als er den Namen „Paul, Graf Panin" las.

Der Graf kam selbst zu einem Besuch gerade in dem Augenblick, in welchem Hans so lebhaft an ihn gedacht, so sehr den Wunsch gefühlt hatte, sich ihm vertraulich nahen zu können. Das war ein unverhofftes Glück, ein gutes Vorzeichen für die Zukunft.

Die Freude, welche Hans empfand, spiegelte sich klar in seinen Zügen wieder, als er den Grafen empfing, sie bewirkte, daß dieser mit einem recht unangenehmen spöttischen Lächeln den so freudig erregten jungen Offizier betrachtete.

„Es ist mir außerordentlich schmeichelhaft," sagte er, „so überaus freundlich von Ihnen empfangen zu werden, Herr Baron. Ich will nur wünschen, daß Sie mir Ihre freundliche Gesinnung bewahren und daß diese nicht beeinträchtigt werde durch eine Bitte, die ich Ihnen vortragen will und auf deren Erfüllung ich mit Sicherheit hoffe."

Eine Eiseskuft ging von dem Grafen aus, Hans fühlte sich angefröstelt; der Hohn, der mehr im Ton, als in den Worten seines Gastes lag, hatte für ihn etwas Unheimliches; aber er durfte seinem Gefühl keine Worte geben.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Ein Brief.

## Novelle

von

## Eugen Schmitt.

1. (Nachdruck verboten.)

Vor dem Hause des Konsuls Zimmermann versammelte sich in der fünften Nachmittagsstunde eine auffallend große Anzahl wohlgekleideter Menschen. Besonders stark war das weibliche Geschlecht vertreten; galt es doch, etwas zu sehen, was eine Wonne für jedes weibliche Gemüth bedeutet, handelte es sich doch darum, eine Braut zu mustern.

Die einzige Tochter des reichen Konsuls Zimmermann, des Besitzers sehr großer Hütten- und Bergwerke, sowie mehrerer Gießereien, heirathete heute, und die ganze Stadt fast, in welcher der Konsul Zimmerman lebte, feierte dieses Fest mit. Gehörte er doch zu den höchst angesehenen Bürgern, und nicht nur wegen seiner Erfolge und wegen seiner Wohlthätigkeit wurde er geachtet, sondern vor Allem deshalb, weil er sich selbst zu dem gemacht hatte, was er war, weil er sich stolz zu jenen Leuten zählen konnte, welche sich aus kleinen Anfängen zu einem außerordentlich großen Erfolge emporgearbeitet haben.

Vor ungefähr vierzig Jahren war Zimmermann in die Stadt gekommen, um da in einer Fabrik als Former und Gießer Arbeit zu finden, und heute war er nicht nur Besitzer jener Fabrik, in die er als wandernder Arbeiter eingetreten war, sondern auch aller anderen Fabriken des Ortes von gleicher Art, die allmählig in seine Hände übergehen mußten, weil sie die Konkurrenz mit den Werken des Konsuls nicht auszuhalten vermochten.

Er war dabei ein schlichter und einfacher Mann geblieben und hatte mit seiner ebenso einfachen Frau in sehr glücklicher Ehe gelebt. Dann war seine Frau gestorben, und so machte er denn heute allein den Brautvater bei seiner Tochter Hedwig, deren Hochzeit um so mehr Aufsehen hervorrief, weil es sich um eine Verbindung der reichen Industrie mit dem hohen Adel des Landes handelte.

Das einfache, bürgerliche Fräulein Hedwig Zimmermann heirathete den Baron Hermann v. Hagen-Sachsenheim, einen der elegantesten Cavaliere, den selbst diejenigen Damen, die ihm feindlich gesinnt waren, für einen schönen Mann erklären mußten, und der bis dahin als Rittmeister in der Stadt M. garnisonirte, in der auch der Konsul Zimmermann lebte.

Man erstaunte, als es bekannt wurde, daß der Rittmeister plötzlich seinen Abschied genommen habe, noch mehr aber war man überrascht, als die Kunde von der Verlobung zwischen ihm und Fräulein Zimmermann in die Oeffentlichkeit drang. Man kann sich denken, wie viel Gesprächsstoff die heute stattfindende Hochzeit bereits abgegeben hatte.

Da rückten soeben die Arbeiter des Konsuls an, geführt von ihren Werkmeistern, Alle in sonntäglichem Staat und mit Blumen in den Knopflöchern, und inmitten dieses Zuges befanden sich Musikcorps, Fahnen und Gewerks-Embleme. Die Massen stellten sich vor dem villenartigen Hause des Konsuls, das fast am Ende der Stadt lag, auf, um ein langes Spalier zu bilden, und die durch dieses Spalier zu beiden Seiten festgehaltene Volksmasse blickte aufmerksam nach der Stadt zu, von wo man die ersten Wagen erwartete, welche die Gäste und das Brautpaar von der Kirche bringen sollten.

Unterdessen herrschte im Festhause das regste Leben. In der oberen Etage, in welcher sich die großen Festräumlichkeiten befanden, waren die Tafeln gedeckt, Lohndiener zusammen mit den Dienern des Hauses liefen hin und her, und draußen vor der Thür fuhr Wagen auf Wagen vor, bald verspätete Gäste bringend, die nur zur Tafel kamen und der kirchlichen Feierlichkeit nicht beigewohnt hatten, bald Abgesandte verschiedener Geschäfte, die noch Dekorationen für die Tafel, Blumen und wohl auch Geschenke für das Brautpaar brachten.

Durch die Masse vor dem Hause geht eine Unruhe, alle Hälse recken sich heraus und Aller Augen blicken gespannt in der Richtung nach der Stadt zu. Dort unten am Ende der Straße sieht man den ersten Wagen, der im vollen, schlanken Trab angejagt kommt, hinter ihm erscheint Kutsche auf Kutsche. Besonders unter den zuschauenden Frauen, die allen Schichten der Bevölkerung angehören, wächst die Unruhe mehr und mehr. Der erste

Wagen fährt vor der Freitreppe des Hauses vor, und die Diener, die in höchste Gala gekleidet aus dem Hausflur hervorstürzen, reißen den Schlag auf. Ein Herr hilft einer Dame aussteigen, deren Toilette eifrig von den herumstehenden sachverständigen Kritikerinnen gemustert wird.

Der zweite und dritte Wagen kam herangejagt, es entstiegen ihm Offiziere mit ihren Damen, und mehr und mehr machte sich das Interesse der Zuschauer geltend.

Diese Hochzeit der Tochter, das sagen sich die Leute da draußen, ist eigentlich der größte Triumph für den Vater. In welchem Ansehen und in welcher Achtung muß er in allen Kreisen stehen! Der Oberbürgermeister der Stadt in Amtstracht, mit der silbernen Kette, an welcher das goldene Wappenschild hängt, hat es sich nicht nehmen lassen, der Feierlichkeit in der Kirche beizuwohnen. Er entsteigt mit seiner ehrwürdigen Gattin, von einigen Bürgern durch Zurufe begrüßt, dem nächsten Wagen. Der kommandirende General in voller Gala-Uniform folgt mit Frau und Tochter, dann die Vertreter und Spitzen der Behörden der Stadt, die Vertreter der Industrie, des Großhandels, der Landwirthschaft u. s. w.

Die Zuschauer haben kaum Augen genug, um Alles zu sehen. Das ist ein Geflimmer und Gewirr von Gold und Silber, von Roth, Blau, Grün und Weiß der Uniformen, eine Farbenpracht in den Toiletten der Damen, die dieser endlosen Reihe von Kutschen entsteigen, ein sinnverwirrendes Gefunkel von Brillanten, ein feierliches Neigen und Nicken von kostbaren Federn, ein Rauschen von schweren

Kleidern, daß es Einem ganz wirbelig im Kopfe werden kann.

Jetzt tritt eine längere Pause ein, bevor neue Wagen anfahren, dann erscheint in einem Wagen zusammen mit seiner einzigen alten Schwester der Konsul Zimmermann, ein kleiner, weißhaariger Herr mit einem bartlosen Gesicht, das heute durch die Aufregung geröthet erscheint. Seine grauen Augen, die sonst so kühl und klug in die Welt hinaus blicken, sind heute verschleiert, und es sind wohl Freudenthränen, die in ihnen schimmern. Er fährt sich mit der Hand über die Augen, als die brausenden, jubelnden Zurufe aus den Reihen seiner Arbeiter ihn begrüßen. Er weiß es ja sehr wohl, diese Zurufe kommen aus dem Herzen. Mit diesen Hochrufen wollen sie ihm ihre Verehrung und aufrichtige Achtung bezeugen, und wohl gilt dem Manne, der ein echter Sohn der Arbeit ist, diese Ovation mehr, als die Theilnahme der vornehmsten Leute der Stadt, ja der Provinz, in der dieselbe liegt. Man sieht es dem alten Herrn an, wie ergriffen er von dieser Ovation ist, die ihm hier vor seinem eigenen Hause dargebracht wird, aber schon blicken Aller Augen nach dem nächsten Gefährt, das herankommt.

Eine geschlossene Glaskutsche, deren geschliffene Scheiben vollen Einblick in das Innere gewähren, wird gezogen von einem Viererzug von Rappen, die vom Sattel aus von Jockeys in silberbetreßten Röcken, grauen Allongeperrücken und schwarzen Sammetmützen gelenkt werden. Das gleiche Kostüm trägt auch der Vorreiter, der vor dem Viererzug dahersprengt und zur Seite ausbiegt, als

jetzt vor dem Portale des Hauses durch eine prachtvolle Parade der Jockeys die Glaskutsche mit einem Male zum Stehen kommt. Die Arbeiter des Konsuls und auch viele der anwesenden Männer, die ihm und seiner Familie Achtung und Liebe schenkten, schwenkten die Hüte und schrien, die Frauen aber betrachteten zuerst den Bräutigam, der jetzt heraussteigt, eine Gestalt vom schönsten Ebenmaß, imponirend und biegsam, ein rundes, frisches Gesicht mit schwarzem Schnurrbart, der sehr gut zu dem vollen, schwarzen, gekräuselten Haar paßt.

Der Baron trägt die Uniform des Dragonerregiments, in dem er gestanden, da er mit der Erlaubniß zum Tragen derselben seinen Abschied bekommen hatte und dieselbe an seinem heutigen Ehrentage anlegen zu müssen glaubte. Er sieht „entzückend" aus, so sagen die Frauen leise und laut rings herum. Er hilft seiner jungen, ihm soeben durch die Segnungen der Kirche verbundenen Gemahlin beim Aussteigen. Eine Wolke von weißem Atlaß schwebt aus dem Wagen heraus, und wie ein Engelsbild erscheint jetzt, in einen kostbaren Spitzenschleier gehüllt, die kleine, zierliche junge Frau, die dem Gatten kaum bis an die Schulter reicht und so kindlich-mädchenhaft neben ihm aussieht. Die Frauen können sich nicht satt sehen an ihrem Gesicht. Dieses Gesicht ist nicht das einer blendenden Schönheit, aber es ist regelmäßig und durchaus nicht geistlos, sein Hauptgrundzug aber ist Herzlichkeit, und dieses Köpfchen mit den schweren blonden Haarflechten paßt so gut zu der vollen Figur.

Heute ruht auf diesem Gesicht ein Glanz von Glück-

seligkeit, wie ihn nur eine Braut an ihrem Ehrentage zeigen kann. Die thränenverschleierten Augen dieses lieblichen, jungfräulichen Geschöpfes leuchten in einem fast überirdischen Glanze, und als sie zum Dank für alle die jubelnden Zurufe, die ihr von Allen hier zu Theil werden, den Kopf zur Rechten und Linken neigt, da stimmen selbst die Frauen in diese Zurufe ein.

Das Vierergespann wird von den Jockeys gewendet und fährt ab, während der Vorreiter jetzt hinter der Glaskutsche einher trabt. Die Menge verläuft sich, der große Zug der Arbeiter ordnet sich wieder, und unter dem Schmettern der Musik marschirt er ab. —

In dem großen Festsaal, der sich in der ersten Etage des Hauses befindet, waren die Gäste versammelt, und in zwangloser Unterhaltung saßen sie theils auf den Divans und Fauteuils, die an den Wänden des großen Saales standen, oder auch in den Nebenräumen, wo kleine, lauschige Ecken in den fürstlich eingerichteten Räumlichkeiten zum Plaudern einluden. Das junge Ehepaar hatte hier noch die Gratulationen derjenigen Gäste in Empfang zu nehmen, die nicht mit in der Kirche gewesen waren, oder die wohl bei der Feierlichkeit anwesend gewesen, aber keine Gelegenheit gehabt hatten, ihre Glückwünsche dort auszusprechen.

Jetzt verabschiedet sich der junge Gemahl von seiner Gattin mit einem Handkuß und einer Verbeugung, wie es einem Cavalier zukommt, und die erröthende Braut verläßt den Festsaal, um sich vor dem Beginn des Diners in ihrem eigenen Boudoir noch etwas zu erholen.

In diesem Gemach mit perlgrauen Tapeten von gewebter Seide, mit weißlackirten und schwervergoldeten Rococomöbeln herrscht durch die herabgelassenen Gardinen, welche die ganzen Fenster bedecken, und durch die schweren Uebergardinen eine wohlthuend gemilderte Helligkeit. Eine Staffelei in der einen Ecke mit ein paar Bildern von Blumen und auch mit dem Versuch einer Landschaft zeigen, daß die Bewohnerin dieses Raumes auch den Künsten nicht fremd ist. Die ordnende weibliche Hand zeigt sich auch in dem Arrangement der Möbelstücke, auch in dem der Nippessachen, Etagèren und auf dem kleinen Damenschreibtisch; und wenn auch das Zimmer in seinem prächtigen Schmuck zuerst fast überladen und beängstigend vornehm aussieht, so berührt doch wieder angenehm die geschmackvolle Anordnung, die sich in allen Dingen zeigt.

Hedwig ist allein in ihr Zimmer getreten und blickt erstaunt nach ihrem Schreibtisch, auf dem ganze Dutzende von Briefen der Eröffnung harren. Alle diese Briefe bringen Glückwünsche für sie, und die alte Anna, der jungen Gattin ehemalige Kinderfrau, die bis heute im Hause geblieben und hoch gehalten worden ist, hat es allein gewagt, in dieser Stunde der jungen Dame in ihr Zimmer zu folgen. Dieselbe weist mit Thränen in den Augen auf diese papierenen Grüße und sagt: „Sie wünschen Dir Alle Glück, und so will ich es jetzt auch hier thun, liebes Kind. Du weißt ja, wie lieb Du mir bist, und daß ich seit Wochen in meinen Gebeten nur Deiner gedenke und wünsche, daß es Dir so gut geht, wie es mein Herz von Gott erfleht."

Die alte Frau, die heute in ihrem altväterischen Sonntagsputz so rührend aussieht, bricht in lautes Schluchzen aus, das jetzt in Freudenthränen übergeht, als Hedwig die Alte an ihre Brust zieht und sie unter Thränen küßt. Welche rührende Gruppe bilden diese beiden so sehr verschiedenen Frauengestalten in der Umrahmung dieses Zimmers?

„Warum hat die arme Mutter diesen Tag nicht erlebt?" sagt Hedwig jetzt, nachdem sie ihre Thränen getrocknet hat. „Heute habe ich Niemand als Dich, Anna, der Mutterstelle bei mir vertritt. Deshalb danke ich Dir auch so herzlich, daß Du gerade in dieser Stunde gekommen bist, mir Deine Glückwünsche darzubringen. Du glaubst es nicht, wie erfreut ich bin, hier allein zu sein mit Dir! Hier, wo man nicht beobachtet wird von allen den hundert Augen, die ich auf mich gerichtet sah, in der Kirche und unterwegs, die mich betrachteten wie eine Puppe, wie ein Schaustück, und die Alle zusammen nicht den hundertsten Theil von der Liebe zu mir empfanden, die Du für mich in Deinem Herzen trägst."

Hedwig hielt die Hände der alten Frau fest, und so konnte diese nicht die auf's Neue hervorbrechenden Thränen aus ihren Augen wischen.

„Du glaubst es gar nicht," fuhr Hedwig dann fort, „wie mich das Alles beängstigt, alle diese Pracht um mich herum, diese vornehmen Leute, dieser Glanz! Du weißt ja doch, wie einsam wir gelebt haben, Vater, Mutter und ich, wie wir uns nie in jene Kreise gedrängt haben, denen ich jetzt für immer angehören soll und vor denen mir wirklich bangt."

„Und wohin Du auch gehörst!" sagte jetzt mit Stolz Anna. „Glaube nur, ich habe sie Alle beobachtet, die geputzten Damen, die vor Dir herauskamen. Wenn ich ein Mann wäre, dann wüßte ich wohl, welche für mich die Schönste wäre. Du bist es, denn aus Deinen Augen sieht das gute Herz, und ich weiß nicht, ob diese anderen stolzen Damen so viel Liebe besitzen, wie Du selbst mir alten Dienerin schenkst."

Ein Klopfen an der Thür machte dieser herzlichen Scene zwischen den beiden Frauen ein Ende. Ein Diener brachte auf einer silbernen Präsentirplatte einen Brief und entschuldigte sich gleichsam mit den Worten: „Er ist abgegeben worden für die Frau Baronin. Er ist sehr eilig."

Zum ersten Male hörte sich Hedwig mit diesem neuen Titel ansprechen, sie wurde fast verlegen vor dem alten Diener, aber die alte Anna hob stolz den Kopf aus den Schultern hervor und betrachtete Hedwig, als sei es ihr Verdienst, daß diese junge Dame da in dem bräutlichen Gewande jetzt eine Baronin sei. Noch einen letzten Blick voll Stolz und Freude warf Anna auf das junge Weib, dann war Hedwig allein.

Aufathmend setzte sie sich auf den Fauteuil vor ihrem Schreibtisch nieder. Die Ruhe that ihr wirklich wohl. Sie war nicht an ein öffentliches Auftreten gewöhnt, und heute war sie dazu berufen, eine der Hauptpersonen bei einem ganz außerordentlich großen Feste zu machen. Sie hielt den Brief auch noch in der Hand, ohne ihn zu öffnen, weil sie wahrscheinlich gar nicht mehr an denselben dachte, bis er ihr aus der Hand fiel. Sie hob ihn auf

und sah auf der Adresse eine Frauenhandschrift. Der Brief schien dick und inhaltsreich. Hedwig öffnete das Couvert und zog verschiedene Bogen beschriebenen Papiers heraus. Sie entfaltete langsam und ohne viel Interesse den ersten Bogen, plötzlich flog eine dunkle Röthe über ihr Gesicht, und sie fing an zu lesen mit einer Hast, die immer fiebernder wurde, die immer mehr Aufregung über dieses junge Weib brachte. Ihre Brust hob und senkte sich in raschen Athemzügen, über ihr Gesicht flog wechselnd eine jähe Röthe und eine tiefe Blässe, und als sie ausgelesen hatte, entfielen die Blätter ihrer Hand und mit geschlossenen Augen lehnte Hedwig ihren Kopf an die Rücklehne des Fauteuils. In der Umrahmung des weißen Spitzenschleiers hatte dieses bleiche Gesicht fast etwas Leichenähnliches. Im nächsten Augenblick aber sprang Hedwig auf und preßte beide Hände auf ihre Brust, als wolle sie dort einen Schrei des Schreckens und der Verzweiflung zurückhalten; dann sanken ihre Arme kraftlos herab und sie griff nach einem Stuhl, um sich auf dessen Lehne zu stützen. Ein paar hastige Schritte machte sie durch das Zimmer, wobei die lange schwere Schleppe des weißen Atlaßkleides rauschte wie die Wellen eines Gebirgsbaches. Einen einzigen verzweifelten Blick warf Hedwig um sich, dann verließ sie ihr Boudoir durch eine Nebenthür ...

Ein Schuß fällt im Hochzeitshause.

Der gellende Schrei einer Frauenstimme.

Laufen und Durcheinanderrufen, insbesondere hört man Frauen um Hilfe schreien. Aus dem Festsaal hervor

stürzen schreckensbleich die Gäste; wie von einem unsichtbaren Magneten werden sie Alle hingezogen nach demjenigen Raume des Hauses, wo ein entsetzlicher Anblick ihrer harrt.

In dem Arbeitszimmer des Konsuls liegt in der Nähe des Schreibtisches auf dem bunten schweren Teppich ein Etwas, von weißem Atlaß und Spitzenschleier umhüllt. Dort liegt leblos die junge Gattin; aus einer schweren Wunde an der Stirn rinnt stromweise das Blut über das schneeweiße Kleid; aus dieser Wunde fließt das Blut, das den Spitzenschleier tränkt und von dem Teppich gierig aufgesogen wird. Die Rechte der am Boden Liegenden hält noch den Revolver umspannt, den sie gegen ihre eigene Stirn gerichtet hat.

2.

Im Festsaal brennen zischend die Glasflammen und beleuchten die weißgedeckte, mit Silber und Blumen besetzte Tafel, an der sich die Gäste nicht niedergelassen haben. Nachdem der verhängnißvolle Schuß gefallen, nachdem zum allgemeinen Entsetzen die Nachricht bekannt geworden, daß die soeben noch in Glück und Schönheit strahlende Braut Hand an sich selbst gelegt, hatten die Gäste fluchtartig das Haus verlassen, als fürchteten sie Unglück für sich selbst und die Angehörigen, wenn sie länger an diesem Orte des Schreckens und der Trauer blieben. Sie flohen den herzzerreißenden Anblick, den der vollständig gebrochene Konsul bot; sie flüchteten vor dem bleichen Gesicht des Bräutigams, zwischen dessen zusammengezogenen Augenbrauen Zorn und Aufregung saßen.

Sie waren Alle geflohen, selbst die intimsten Freunde des Hauses, und nur die Aerzte waren zurückgeblieben.

Im Speisesaal schreitet mit auf den Rücken gelegten Händen, mit bleichem Gesicht der Bräutigam auf und ab. Auch ihn hat die Schreckensthat der Braut überrascht und wie ein Blitzstrahl getroffen. Aber es ist weniger der Schmerz darüber, daß die Unglückliche aus irgend welchen Gründen Hand an sich selbst gelegt hat, durch welchen er aufgeregt wird, sondern der Gedanke an den unvermeidlichen Skandal, den diese That seiner jetzigen Gattin hervorrufen muß. Er denkt daran, was er nach seiner Ansicht aufgeben mußte, um die Verbindung mit dem Mädchen einzugehen, an deren Geld ihm lediglich lag.

Seine glänzende Stellung in der Gesellschaft, seinen Rang in der Armee mußte er opfern, mit seiner Familie mußte er sich überwerfen, ja es sich sogar gefallen lassen, daß seine hochadeligen Verwandten ihm alle Freundschaft und allen Umgang kündigten; und jetzt wagte dieses nichtssagende, thörichte Geschöpf, ihn in den Augen der ganzen Welt lächerlich zu machen, ihn, den ersten Cavalier der Stadt, zum Stichblatt der Klatschereien und wahrscheinlich der frivolsten Witze zu machen! Sein Herz war voll Grimm und Zorn gegen das leichenblasse Weib, das da unten auf dem rasch aufgeschlagenen Lager bewußtlos im Wundfieber lag. Sein Herz war voll Haß und Grimm gegen den alten Vater, der sich so fassungslos den überwältigenden Gefühlen hingab. Haß und Grimm erfüllten ihn fast gegen sich selbst. Er kam sich vor wie ein Dumm-

kopf, der sich selbst verkauft und der jetzt die Folgen seiner Thorheit zu tragen hat.

Wenn dieses thörichte Weib da unten starb, was hatte ihm dann sein wahnsinniger Entschluß genutzt, sich durch diese Heirath ein Vermögen zu verschaffen? Dann erbte ja der Vater wieder das ganze Geld zurück, und er, der hochgeborene Cavalier, hatte das Vergnügen, den Wittwer dieses wahnsinnigen Weibes spielen zu können!

Was hatte er nicht Alles geopfert!

Er blieb an dem Tische stehen und seine Finger zeichneten auf das Tischtuch Buchstaben. Wer diesem Finger gefolgt wäre, hätte den Namen „Waleska" herausgelesen. Noch finsterer wurde das Gesicht des Barons.

„Wie wird sie lachen!" murmelte er. „Ich darf nicht daran denken, in ihr höhnisches Gesicht zu sehen, denn ihre Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Wie habe ich dieses Weib geliebt, und ich habe sie geopfert! Ihre Prophezeiung ist eingetroffen. Viel früher, als sie es wahrscheinlich selbst gedacht. Ich habe ‚va banque' gespielt und habe verloren! Und alle diese höhnischen Gesichter, denen ich begegnen werde in der nächsten Zeit, verurtheilt, die Rolle eines sentimentalen Dummkopfes zu spielen, dem man mit theatralischem Applomb einen Strich durch die Rechnung gemacht hat."

Baron Hermann warf sich in einen Sessel und legte den Kopf mit geschlossenen Augen zurück. Das Klirren des Säbels, den er noch immer an der Seite trug, weckte ihn aus seinem Nachsinnen. Er schnallte den Säbel ab und warf ihn wüthend in die Ecke; er knüpfte die silberne

Schärpe los und warf sie dem Säbel nach. Wie geistesabwesend blickte er auf das Muster des Teppichs zu seinen Füßen, und erst als Jemand vor ihm stand, fuhr er aus seinen Träumen empor und zwang sich, ein weniger finsteres Gesicht zu machen.

„Ich kann Ihnen noch keine guten Nachrichten bringen, Herr Baron," sagte der alte Sanitätsrath, der vom Krankenbette heraufgekommen war. „Wir können die Kugel nicht finden und werden wahrscheinlich zu einem operativen Eingriff schreiten müssen. Indeß verlieren Sie die Hoffnung und den Muth nicht, Herr Baron, vertrauen Sie auf Gott."

Um die Mundwinkel des Barons zuckte es, und wahrscheinlich hätte sich der alte Sanitätsrath, der über den Unglücksfall selbst erschrocken genug war, entsetzt, hätte er in diesem Augenblick die Gedanken lesen können, die hinter der weißen Stirn des jungen Ehemannes bei seiner Rede sich drängten. Doch der Weltmann zwang sein Gesicht zu einem schmerzlichen Ausdruck und sagte murmelnd: „Es ist fürchterlich!"

„Ja, es ist entsetzlich!" sagte der alte Sanitätsrath. „Wer wie ich Ihre junge Frau Gemahlin gekannt hat seit frühester Kindheit, wer wie ich als Arzt und Freund des Hauses stets glaubte, in dem Herzen dieses reinen, herzensguten Mädchens lesen zu können, der muß sich entsetzen, weniger vor der Katastrophe, die eingetreten ist, als vor dem entsetzlichen Etwas, das die Bedauernswerthe zwang, gerade in dieser Stunde Hand an sich selbst zu legen."

Baron Hermann murmelte etwas vor sich hin, was der Sanitätsrath wahrscheinlich für Ausdrücke des Schmerzes und des Mitgefühls hielt, dann fuhr er fort:

„Ich kann mir Ihren Schreck und Ihre Verzweiflung denken, Herr Baron, trotzdem müssen Sie es mir verzeihen, wenn ich Sie in diesem Augenblick mit einer Frage belästige. Aber ich habe ein Recht, Auskunft von Ihnen zu fordern als Arzt und Freund des Hauses, denn von dieser Auskunft wird vielleicht das weitere Verhalten der Aerzte am Krankenbette abhängig sein, wenn es uns nämlich gelingt, die Kranke vom Tode zu retten. Ich frage Sie also, Herr Baron, wissen Sie vielleicht, ahnen oder kennen Sie das fürchterliche Motiv, das Ihre unglückliche Gattin zum Selbstmord getrieben hat?"

Der Offizier fuhr auf und sich selbst vergessend sagte er heftig: „Weiß ich, wie die Wahnsinnige dazu kam, gerade in dieser Stunde . . .?" Dann aber beherrschte er sich mühsam und fuhr ziemlich ruhig fort: „Ich weiß in der That nicht, was eingetreten sein muß, um die Unglückliche zu diesem Schritte zu zwingen. Ich habe mich von meiner Gattin getrennt, nachdem wir aus der Kirche gekommen waren, und aus ihrem ganzen Benehmen war nicht zu vermuthen, daß sie die Absicht habe, das Schreckliche zu thun. Ich bin vollkommen unschuldig an diesem Schritt und weiß von nichts."

„Wissen Sie, Herr Baron," fragte der Sanitätsrath weiter, „daß Ihrer Gattin unmittelbar, nachdem sie aus der Kirche gekommen war, ein Brief übergeben wurde?"

„Nein,“ sagte aufhorchend der Baron Hermann, „davon weiß ich nichts.“

„Die alte Anna machte mir davon Mittheilung,“ erklärte der Sanitätsrath. „Sie ist selbst vor einer Stunde erst wieder zu sich gekommen, weil sie bis dahin in Weinkrämpfen lag. Es wurde ein eiliger Brief an die Frau Baronin abgegeben, und die alte Dienerin fürchtet fast, daß der Inhalt dieses Schreibens auf die unselige That Einfluß gehabt habe.“

„Wo ist dieser Brief?“ fragte der Baron. „Hat man ihn aufgefunden?“

„Nein,“ entgegnete der Sanitätsrath. „Man hat ihn bis jetzt nicht gefunden. Aber ich habe noch eine zweite Bitte an Sie, Herr Baron. Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, an das Krankenbett herunter zu kommen? Sei es auch nur, um Ihren Herrn Schwiegerpapa zu beruhigen, für den ich fast ebensoviel fürchte, wie für seine unglückliche Tochter. Ihre Gattin liegt im heftigsten Wundfieber und nennt beständig Ihren Namen.“

Ein verächtlicher Zug wurde um die Lippen des jungen Mannes sichtbar, dann erklärte er: „Es ist wohl meine Pflicht, mich an das Krankenbett zu begeben. Kommen Sie, Herr Sanitätsrath!“

Er schritt hinter dem Arzt die Treppe herab und trat in das Krankenzimmer. Dicht neben dem Arbeitszimmer des Konsuls befand sich ein Salon, und in diesem war das Bett aufgeschlagen worden, auf welchem die Kranke lag. Dort in der Mitte des Zimmers stand das geschnitzte Bettgestell und auf seinen Polstern sah Baron

Hermann ein entsetzlich bleiches Gesicht, das noch grauenerregender durch die blutige Binde um den Kopf, durch das vom Blut verklebte Haar erschien, das wirr und kraus auf dem Polster sich ringelte. Das Licht der beiden Lampen im Zimmer war durch grüne Schirme gemildert, und erst allmählig entdeckte Baron Hermann neben dem Bett der Bewußtlosen den auf den Knieen liegenden Konsul, der in der Apathie des verzweifelten Schmerzes nun schon seit Stunden neben dem Lager des einzigen Kindes schluchzte und stöhnte.

Der Baron trat an das Lager und warf einen forschenden Blick auf das blasse Gesicht Hedwig's. Der Sanitätsrath aber wandte sich sofort zu dem unglücklichen Vater und hob ihn sanft auf.

„Fassen Sie sich, mein Freund," sagte er. „Fassen Sie sich, und denken Sie an Gott und seine unendliche Weisheit. Fassen Sie sich, oder wir haben zwei Kranke anstatt einer."

„Was ist das Leben noch für mich?" murmelte halb bewußtlos der Konsul, der sich kaum an dem Hausarzt, an dem langjährigen Freunde aufrichten konnte. „Was ist das Leben noch für mich? Was muß geschehen sein, um mein armes Kind zu diesem Schritt zu treiben? Gott, Du Allmächtiger, vor Dir klage ich ihren Mörder an!"

Der Sanitätsrath blickte erschrocken auf und sah den Baron Hermann wanken und nach einem Stuhl greifen. Er sah, wie der Mann, der ihm bisher so übernatürlich gefaßt und ruhig erschienen war, jetzt zitternd auf einen Stuhl sank und nach dem Gesicht der Kranken hinüber

starrte, die unablässig in ihren Fieberdelirien sprach, bald leise flüsternd, bald laut einzelne abgerissene Worte rufend. Der Sanitätsrath ließ den alten Mann in einen Sessel gleiten, der neben dem Krankenbette stand, und wendete sich zu dem plötzlich so veränderten Offizier.

„Fühlen Sie sich unwohl?“ fragte er. „Sie scheinen fürchterlich ergriffen von dem Anblick, und ich hätte Ihnen denselben vielleicht jetzt noch ersparen sollen.“

Er faßte mechanisch die Hand des Barons und fühlte seinen Puls, der wild und aufgeregt schlug. Im nächsten Augenblick aber sprang Baron Hermann hastig auf und raunte dem Arzt zu: „Wo ist der Brief, von dem Sie sprachen? Ich will den Brief sehen!“

Er hatte den Arm des Sanitätsraths ergriffen und drückte denselben so heftig, daß der alte Herr fast aufschrie.

„Ich weiß es nicht!“ sagte er. „Ich erzählte Ihnen bereits, daß der Brief bis jetzt nicht aufgefunden wurde.“

„Er muß sich finden! Ich muß diesen Brief haben!“ sagte der Baron; dann stürzte er aus dem Zimmer hinaus, mit einer Hast, die den alten, erfahrenen Arzt fast erschreckte.

Der Baron stürmte nach dem Boudoir Hedwig's. Er riß die Thür auf und beachtete nicht den Gruß der alten Dienerin, welche, in Thränen aufgelöst, in einem Sessel gelegen hatte und sich jetzt bei dem unvermutheten Eintritt des Barons erhob. Er trat eilig an den Schreibtisch, auf dem, noch immer uneröffnet, die zahlreichen Gratulationsbriefe lagen. Diese uneröffneten Briefe warf

er achtlos bei Seite, weil ja von ihrem Inhalt die Unglückliche da unten noch keine Kenntniß haben konnte.

Da steckte der Schlüssel in einer der Schubladen des eleganten Damenschreibtisches. Der Baron zog die Schubladen sämmtlich heraus und stürzte ihren Inhalt auf die Platte des Schreibtisches, aber er fand nicht, was er suchte.

Mit Schreck und Erstaunen sah die alte Dienerin Anna dem merkwürdigen Treiben des Barons zu. Noch mehr aber erschrak sie, als er sich jetzt hastig zu ihr wendete und sie fragte: „Wo ist das Brautkleid meiner Frau?"

„Das Brautkleid?" fragte verwirrt die alte Dienerin.

„Ja, das Brautkleid!" wiederholte der Baron. „Seien Sie doch nicht so schwerfällig! Wo ist das Brautkleid, das meine Frau getragen hat?"

„Es liegt wohl noch im Arbeitszimmer des Herrn Konsuls," antwortete zitternd die alte Dienerin. „Ich will es holen, wenn der Herr Baron befehlen."

„Lassen Sie!" sagte hastig der junge Mann und eilte dann selbst nach dem bezeichneten Zimmer. Unwillkürlich dämpfte er jedoch seine Schritte, als er in dasselbe eintrat, denn neben dem Arbeitszimmer lag ja die Kranke.

Da, am Boden sah er das blutbefleckte weiße Atlaßkleid liegen. Der Baron hob es auf und suchte nach einer Tasche, die er auch bald unter dem Tablier des Kleides, verborgen unter Spitzen fand. Er griff in diese Tasche hinein, und seine Hand fühlte Papier. Hastig zog er einen zusammengefalteten Brief heraus, klappte ihn auseinander und schrie fast laut auf, als er die Hand-

schrift desselben erblickte. Eilig verließ er das Arbeitszimmer wieder und eilte hinauf in den Festsaal, um allein zu sein.

Als er sich hier auf einen Sessel warf und den Brief vor sich ausbreitete, erschrak er und ein Zittern durchbebte seinen Körper. An seiner Hand klebte Blut von dem blutbefleckten Kleide seines unglücklichen Weibes. Er trocknete dieses Blut mit seinem Taschentuch und faßte dann nach seinem Kopf, als könne er nicht glauben, daß er wirklich wache. Vor ihm aber lag der Brief, den er jetzt mit gierigen Augen durchflog.

„Sie glauben, Frau Baronin," las er, „glücklich zu sein in dieser Stunde, in welcher ein Ehrloser, Elender Sie zu seinem Weibe gemacht hat, lediglich um Ihres Geldes willen; ein Elender, der Sie betrügen wird, wie er mich, die Verlassene, betrog. Ich weiß es, Sie lieben ihn. Sie lieben ihn mit aller Kraft der Unschuld und der ersten Liebe, aber ich bedaure Sie deshalb. Rechnen Sie niemals auf eine Erwiederung Ihrer Neigung. Wo man verachtet, liebt man nicht, und Ihr Gatte verachtet Sie, das sehen Sie aus den beifolgenden Briefen von seiner Hand. Diese Briefe sind an mich gerichtet. Diese Briefe schrieb er mir noch vor wenigen Wochen, nachdem Sie bereits seine Braut geworden waren.

Lesen Sie diese Briefe und richten Sie darnach Ihr Verhalten gegen den Mann ein, der mich und Sie betrogen hat. Waleska v. Malszinska."

Der Baron knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Diese Bestie in Weibesgestalt!" sagte er. „Sie hat

die unglückselige Arme mitten in's Herz getroffen. Mit dem Raffinement eines Teufels hat sie gerade jene Stunde gewählt, um das unglückliche Mädchen in das Verhängniß zu stürzen."

Er durchflog die Briefe, die diesem sonderbaren Schreiben beigelegt waren — seine Briefe. Ja, diese Schwüre voll Leidenschaft hatte er an das Weib gesendet, das jetzt dieselben Schriftstücke dazu benutzt hatte, um ihre Rivalin zu tödten.

Der Baron schlug die Hände vor das Gesicht und blieb lange in dumpfem Brüten sitzen.

Als er sich unten im Krankenzimmer über das Bett der Bewußtlosen beugte, hatte er von ihren Lippen das Wort flüstern gehört: „Schlossermädchen!"

Dieses Wort wirkte furchtbar auf ihn. In diesem Augenblicke ahnte er, daß durch eine niederträchtige Intrigue, wohl aber nicht ohne seine eigene Schuld, dieses unglückliche Geschöpf in den Tod getrieben worden war.

Er wußte, daß er diese Worte in verächtlichem Sinne gebraucht hatte, aber nur gegenüber einer einzigen Person, dem Weibe gegenüber, das er damals mehr als sein Leben liebte, um dessen willen er sogar das Opfer brachte, sich mit dem unbedeutenden Mädchen, das da vor ihm lag, zu vermählen.

— — — — — — — — — — — —

Wer kann sie verfolgen alle die sonderbaren Pfade, alle die Krümmungen und Abweichungen vom Wege, welche die Leidenschaften und Gefühle eines Menschenherzens wandeln? Wer will Richter sein über das Herz eines an-

deren Menschen und nicht selbst erröthen über die widerspenstigen Gefühle, die wohl so oft in seinem eigenen Herzen sich aufbäumten und Handlungen hervorriefen, die der Richtende heute tief bedauert?

Wie ein Komet am Himmel war in der Gesellschaft von M. plötzlich ein Weib erschienen, welches alle Männer sofort, wie eine Zauberin, gefangen nahm. Waleska v. Malszinska war eine Polin mit der ganzen lebhaften, koketten Schönheit, die diese „Französinnen des Ostens" auszeichnet.

Sie stand am Ende der zwanziger Jahre und war eine verführerische Schönheit, eine üppige Gestalt, welche sich noch dadurch mit einem gewissen Nimbus zu umgeben wußte, daß sie über ihre Schicksale den Schleier des Geheimnisses warf. Sie wußte mit Geschick den Glauben zu erwecken, daß sie die Frau eines edlen Polen sei, der in Sibirien in der Verbannung lebe, und den sie angeblich zu befreien gedachte, indem sie sich bald hier, bald dort für ihn verwendete und insbesondere in Deutschland Bekanntschaften anzuknüpfen suchte. Sie verfügte über Geldmittel, hatte angeblich große Güter im Innern Rußlands und in Polen selbst, und war begleitet von einer älteren polnischen Dame, welche die Ehrendame zu machen schien, und einer Dienerin von ebenfalls polnischer Abkunft.

Einer der Ersten, die in ihren Fesseln schmachteten und vor ihren Triumphwagen gespannt worden waren, war Baron Hermann. Neben den ziemlich spießbürgerlichen Damen der mittelgroßen Provinzialstadt mußte

diese neue Erscheinung entschieden einen großen Eindruck auf ihn machen.

Wohl aus Eitelkeit zuerst näherte er sich dieser Dame, weil er lebhaft wünschte, von ihr bevorzugt zu werden. Aber bald mischte sich eine rasende Leidenschaft in das Spiel. Er liebte, liebte wirklich die schöne Polin, und zwar mit jener Leidenschaft, die in's Verderben führen muß.

Zum ersten Male trat er hier einem Weibe gegenüber, das ihn zwang, das ihn in Fesseln schlug, während er bis dahin mit allen den harmlosen jungen Mädchen getändelt und gescherzt hatte, die ihm in den Weg getreten waren. Wie ein thörichter Knabe ging er in alle die Netze, die ihm die Polin stellte, welche nichts weiter als eine Abenteurerin war, deren Adel als ebenso zweifelhaft, wie ihre angeblichen Güter in Rußland und Polen betrachtet werden konnte.

Diesem Weibe lag nur daran, durch eine Heirath mit einem Cavalier, wie Baron Hermann, für immer in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Ihre Koketterie richtete ihr ganzes Spiel darauf, den Baron dazu zu veranlassen, daß er ihr seine Hand zum Ehebunde reichte.

Vielleicht hätte sie auch ihren Zweck erreicht, wenn nicht in den Geldverhältnissen des Barons Hermann plötzlich eine bedenkliche Katastrophe eingetreten wäre. Er hatte nur die Wahl, weiter zu dienen, sich mit seinem Einkommen zu begnügen und auf die Liebe der schönen Polin zu verzichten, oder aber sich durch eine Heirath Geld zu verschaffen, um dann später die Beziehungen zu der schönen Frau fortsetzen zu können.

Er sagte sich in den lichten Momenten, die ihm seine Liebesraserei ließ, daß er daran sei, einen Schurkenstreich niedrigster Art zu begehen, indem er um des Geldes willen ein Mädchen heirathete, nur um es unglücklich zu machen und um eines anderen Weibes willen zu verrathen; aber diese lichten Momente waren bei dem von der Leidenschaft besessenen Offizier selten genug. Er beruhigte sein Herz damit, daß die meisten Ehen, die in der guten Gesellschaft geschlossen werden, nichts als Konvenienzehen sind, die man eben um des Geldes oder anderer Vortheile willen eingeht, und in denen gewöhnlich der Ehemann, sowie die Ehefrau ihre eigenen Wege gehen und „Diskretion und Takt" genug besitzen, um sich nicht mit Sentimentalität und Eifersucht zu stören.

So war er von einem Bekannten auf die Tochter des Konsuls Zimmermann aufmerksam gemacht worden, weil diese eine große Mitgift zu erwarten habe. Der flotte Offizier hatte sehr bald die Bekanntschaft der Familie und der Dame angeknüpft und, nachdem er die Sicherheit gewonnen hatte, daß eine nach Millionen zählende Mitgift, wenn auch nicht sofort, so doch nach dem Tode des Konsuls zu erwarten sei, hatte er, wie seine Kameraden sagten, „angebissen" und sich verlobt. Er hatte es natürlich auch für nothwendig erachtet, seiner Braut gegenüber die landesüblichen Phrasen von Liebe und ewiger Treue nicht zu sparen, trotzdem ihm diese Lügen oft recht schwer fielen.

Für ihn war dieses unbedeutende Geschöpf, wofür er Hedwig Zimmermann hielt, nichts als ein Mittel zum Zweck. Er heirathete ja gewissermaßen nicht sie, sondern

ihr Geld, und diese Braut war in seinen Augen nur eine unangenehme Zugabe zu der Summe, die ihm laut Uebereinkunft unmittelbar nach der Eheschließung vom Schwiegervater zur Verfügung gestellt werden sollte.

Natürlich war aber Waleska v. Malszinska ganz außer sich, als sie von dem Heirathsprojekte ihres Seladons erfuhr. Vergeblich suchte ihr dieser seinen Plan auseinander zu setzen, nach welchem er jene Ehe nur einging, um sich die Mittel zu verschaffen, welche nothwendig waren, um das Verhältniß mit der Polin weiter fortsetzen zu können. Die Abenteurerin spekulirte ja lediglich auf seine Hand und auf seinen Namen, und mochte er sie zehnmal seiner Liebe versichern, so war ihr das gleichgiltig genug. Nicht an seiner Liebe, sondern an seinem Namen und an seiner Stellung in der Gesellschaft lag ihr.

So hatte er denn wiederholt beruhigende Briefe an die Polin gerichtet, in denen er sich von seiner Leidenschaft hinreißen ließ, selbst verächtliche Ausdrücke von seiner Braut, wie die Bezeichnung „Schlossermädchen" zu gebrauchen. Er hatte das Weib, das er über Alles liebte, beschworen, ihm zu glauben, daß er nur um seiner Liebe willen den Schritt der Verheirathung thue. Die Polin war zuletzt wüthend geworden wie eine Megäre, und in einer heftigen Scene, in der sie von ihm die sofortige Aufhebung der Verlobung gefordert, hatte sie sich von ihm getrennt.

Aber nicht mit Groll im Herzen ging er von ihr, im Gegentheil, er hoffte fest auf eine baldige Versöhnung.

Und jetzt? —

In diesem Augenblicke empfand er zum ersten Male, daß er ein Schurke sei, daß er unverantwortlich, unehrlich an dem armen Mädchen gehandelt habe, das er zu seiner Frau machte. In diesem Augenblicke empfand er, daß er ein Mörder sei, wenn sie durch diese traurige Katastrophe ihren Tod fand.

Binnen einer Stunde ging eine völlige Wandlung in ihm vor.

Wie gebrochen sitzt jetzt der bisher so zornerregte Mann in dem Sessel. Gewichen ist von seiner Stirn die Falte des Grolls, sein Gesicht ist bleich und seine Brust arbeitet mächtig. Er blickt in dem weiten Raum wie hilfesuchend um sich, und jeder Gegenstand, auf den sein Auge fällt, scheint ihn höhnisch anzugrinsen; selbst das Muster, das auf den Atlaß des Fauteuils gepreßt ist, scheint ihm in verschlungenen Arabesken das Wort „Schurke“ entgegenzustrahlen.

Wehe dem Menschen, den plötzlich die Selbsterkenntniß zwingt, verächtlich von sich selbst zu denken.

Er erhebt sich taumelnd und wankt nach der Thür. Er hat nur noch einen Gedanken, den nach dem Revolver, mit dem sein unglückliches, betrogenes Weib seinem Leben ein Ende zu machen suchte. Durch diesen selben Revolver will er sich den Kopf zerschmettern. Er fühlt, wie ihn eine unsichtbare, dämonische Gewalt nach dem Zimmer hinzieht, wo er vorhin auf dem Schreibtisch des Konsuls den Revolver liegen gesehen hat. Niemand begegnet ihm, als er, aschgrau im Gesicht und wankend, hinunterkommt und das Zimmer betritt.

Seine Hand streckt sich aus nach der Mordwaffe. Doch zuckend sinkt seine Hand zurück. Von da drinnen aus dem Nebengemach tönt ein leises Stöhnen, ein Lebenszeichen des verrathenen, betrogenen, unglückseligen Geschöpfes.

Mit explosiver Kraft wird in dem Herzen des moralisch gebrochenen Mannes ein anderes Gefühl rege, als das der Verzweiflung, das Gefühl des Mitleids und des fürchterlichen Jammers, das Bewußtsein, daß es noch eine andere Sühne gibt als die, Hand an sich selbst zu legen. Eine unsichtbare Stimme aus seinem Herzen, die Stimme seines wiedererwachten Gewissens, ruft ihm zu, daß er nicht sterben dürfe, bevor er nicht versucht, von den Lippen des durch ihn zur Verzweiflung gebrachten Weibes ein einziges Wort der Verzeihung, aus ihren Augen nur einen Blick der Versöhnung empfangen zu haben.

Seine Hand drückt auf die Klinke und er wankt in das Zimmer, in dem auf dem Leidensbette sein jungfräuliches Weib liegt. Von Jammer überwältigt, ist der alte Konsul in dem Sessel neben dem Bett eingeschlafen. Der Sanitätsrath hat sich in das Vorzimmer zurückgezogen, um dort, ebenfalls im Sessel sitzend, zu schlafen, damit er sofort zur Hand ist, wenn etwas nöthig sein sollte.

Baron Hermann sinkt neben dem Lager seines Weibes auf die Kniee und erfaßt die Hände der Unglücklichen. Er bedeckt sie mit seinen Küssen und benetzt sie mit seinen Thränen. Schluchzen erschüttert den Körper des Mannes, der von der höchsten Stufe des Hochmuths hinabgestürzt ist in den Abgrund der Selbstverachtung.

Die Lippen der Kranken flüstern einen Namen. Der

Baron erhebt sich und hält sein Ohr an die Lippen der Bewußtlosen. Ihn schaudert.

„Hermann, o Hermann! Ich will sterben für Dich!" flüstert die Bewußtlose.

Er kann nicht anders, er muß ihre bleichen Lippen küssen. Seine heißen Thränen fallen auf ihr Gesicht. Die Kranke richtet sich auf im Fieberwahn und starrt ihn an mit fürchterlichen, gläsernen Augen.

„Hermann!" sagte sie halblaut. „Du bist gekommen, ich wußte es, Du verläßt mich nicht. Ich liebe Dich mehr als mein Leben! Ich habe Dich geliebt vom ersten Augenblicke an, in dem ich Dich sah!"

Plötzlich aber stößt sie einen furchtbaren Schrei aus: „Du hast mich betrogen! Du hast mich verrathen!"

Sie greift in der Raserei nach den Binden an ihrem Kopf und will sie herabreißen. Selbst mit der äußersten Kraftanstrengung vermag Baron Hermann ihre Arme nicht zurückzuhalten. Aber der gellende Schrei der Wahnsinnigen hat den Vater, hat den im Vorzimmer schlummernden Arzt geweckt. Sie eilen herbei, und ihren vereinten Kraftanstrengungen gelingt es, das unglückliche Weib auf die Kissen des Bettes niederzudrücken.

Auf die ungeheuerliche Erregung folgt eine vollständige Apathie. Mit geschlossenen Augen, mit kaum noch hörbarem Athem, mit kaum noch fühlbarem Puls liegt die Kranke, mehr einer Leiche als einem lebendigen Wesen gleichend, auf ihrem Lager. Der Verband hat sich verschoben und das Blut rinnt langsam über die Schläfe und das leichenblasse Gesicht.

Mit zitternder Hand fühlt der Sanitätsrath nach dem Puls der Kranken. Ein neuer Schrei läßt ihn hinter sich blicken.

Dort ist Baron Hermann an dem Sterbebette seiner Frau bewußlos zusammengebrochen. Er wälzt sich in konvulsivischen Zuckungen. Kopfschüttelnd wendete sich der Sanitätsrath zu dem mit Schaum vor dem Munde am Boden Liegenden und um sich Schlagenden.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser Mann Ihre Tochter so sehr liebt," sagte er zu dem fassungslosen Konsul.

3.

Einige Wochen sind vergangen. Sie haben in dem Zustande der kranken jungen Frau eine bedeutende Besserung gebracht. Schon am andern Tage gelang es, die kleine Kugel aufzufinden. Wahrscheinlich hatte Hedwig in jenem unglückseligen Momente den Revolver zu dicht an die Stirn gepreßt, die Kugel hatte infolge dessen viel von ihrer Durchschlagskraft eingebüßt und war um den Schädelknochen herum fast bis hinten zum Genick gegangen, wo sie aufgefunden wurde und entfernt werden konnte.

Die durch den Schuß unvermeidliche Gehirnerschütterung hatte die Kranke indessen doch länger an das Lager gefesselt, als man glaubte, und selbst, als sie sich zum ersten Male erhob, war sie so schwach, daß der alte Sanitätsrath sofort erklärte, innerhalb des nächsten Jahres würde man sich wohl noch mit einer energischen Nachkur beschäftigen müssen.

Welch' ein furchtbares Erwachen gab es für Hedwig, als sie nach langer Bewußtlosigkeit zum ersten Male die Augen aufschlug und sich allmählig daran erinnerte, wo sie sei und wie sie in die Situation gekommen, in der sie sich augenblicklich befand. Ihr erster Gedanke, als sie wieder zum Bewußtsein kam, war der des Schreckens und der Angst. Sie schloß unwillkürlich die Augen, weil sie fürchtete, in das Antlitz ihres Gatten sehen zu müssen. Vor ihm empfand sie ein Grauen, gemischt aus Furcht und Abscheu. Sie war nahe daran, den Augenblick zu verfluchen, in dem sie wieder zum Leben erwacht war, zwang er sie doch zum Nachdenken über ihr zerstörtes Lebensglück.

Aber wenn sie dann wieder in die kummervollen Augen ihres Vaters sah, dann sagte sich Hedwig, daß sie nicht sterben dürfe, daß sie gezwungen sei, zu leben, um wieder gut zu machen an ihrem greisen Vater, was sie durch ihren übereilten Schritt verschuldet hatte. Wie dankte sie ihm im Innersten ihres Herzens, daß er keine Frage an sie richtete wegen ihrer unseligen That! Wie dankte sie ihm im Innersten ihres Herzens dafür, daß er sie jetzt behandelte nur wie ein krankes Kind, daß er keine Verantwortung von ihr verlangte für das, was sie gethan!

Weiter vergingen die Tage und Wochen langsamer Genesung, der Sanitätsrath lächelte bereits, wenn er seine Krankenbesuche machte, und scherzte in seiner liebenswürdigen und harmlosen Weise. Aber weder der Arzt, noch der Vater sagten ihr etwas von dem Gatten, der niemals zu sehen war.

Da endlich meinte eines Tages der Sanitätsrath: „Ich vermuthe, Sie fühlen sich stark genug, um heute vielleicht eine Unterredung mit mir und in einigen Tagen eine Unterredung mit einer anderen Person aushalten zu können.“

Er hielt unwillkürlich inne, als er sah, wie Hedwig erbleichte.

„Sagen Sie es mir,“ erklärte dann der alte Herr mit möglichst sanfter Stimme, „wenn Sie das Sprechen anstrengt.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann Sie also fragen, ob Sie in den nächsten Tagen mit Ihrem Gatten zusammenkommen wollen, um sich mit diesem auszusprechen. Sie wissen, mein liebes Kind, daß ich Ihnen nicht nur als Arzt, sondern auch als der Freund Ihres Vaters und als Ihr eigener väterlicher Freund gegenüberstehe, und deshalb sage ich Ihnen, es ist nothwendig, daß es zu einer Aussprache zwischen Ihnen und Ihrem Gatten kommt, schon deshalb, um die Motive zu erfahren, die Sie zu dem fürchterlichen Schritte veranlaßt haben, den Sie thaten.“

Der Sanitätsrath hielt inne. Er beobachtete die Gesichtsfarbe und den Puls der Rekonvaleszentin, dann fuhr er nach einiger Zeit fort: „Sie werden zugestehen, daß Sie darüber einigermaßen, wenn nicht Rechenschaft, so doch Aufklärung schuldig sind, allen den Menschen gegenüber, die Ihnen mit so viel Liebe zugethan sind. Ich glaube aber nicht, daß Sie ein Mensch mehr liebt, als Ihr Gatte. So viel Liebe, wie er zu Ihnen hat, so viel

Rücksicht bewies er auch dadurch, daß er, seit Sie wieder zum Bewußtsein gekommen sind, nie an Ihr Bett trat, weil er nicht wollte, daß Ihnen durch seinen Anblick auch nur die Spur eines Vorwurfes bereitet würde. So lange Sie dagegen in Bewußtlosigkeit lagen, ist er nicht von Ihrem Lager gewichen, hat er Sie gepflegt mit einer Aufopferung, die um so bewundernswürdiger war, als er selbst durch Ihr Unglück eine solche Erschütterung seines Nervensystems erlitt, daß ich an den Ausbruch einer gefährlichen Krankheit bei ihm glauben mußte. Wenn Sie nichts dagegen haben, so werde ich Ihrem Gatten mittheilen, daß Sie morgen seinen Besuch erwarten."

Der Sanitätsrath entfernte sich und ließ Hedwig zurück in einem Labyrinth von Gefühlen, aus dem sie zuerst keinen Ausweg fand. Sie hatte die Worte des ärztlichen Freundes auf sich wirken lassen wie ein berauschendes Getränk. Was er ihr erzählte von der Liebe, von der Theilnahme ihres Gatten, erfüllte sie so lange mit unsagbarer Seligkeit, bis sie sich sagen mußte, daß auch dieser Freund getäuscht wurde durch ein heuchlerisches Gebahren des Mannes, der für sie, für sein Weib, nie etwas Anderes empfunden hatte, als nur das Interesse des Selbstsüchtigen an seinem Opfer.

Dann trat an die Stelle jenes seligen Empfindens die Empörung, dann glaubte sie zu fühlen, wie sie diesen Mann haßte.

Sie durchlebte vierundzwanzig Stunden voll Aufregung, Schlaflosigkeit und innerer Qualen, in denen sie sich schließlich in eine Stimmung hinein zürnte, in der

sie glaubte, die Unterredung mit ihrem Gatten wagen zu können. Ja, sie wollte ihm sagen, wie sehr sie ihn haßte und verachtete. Sie wollte ihm zehnfach jeden Vorwurf wiedergeben, den er ihr über ihre That zu machen wagen würde.

Sie zitterte aber doch in dem Augenblick, als sie zum ersten Male seit langer Zeit mit Hilfe der alten Anna in eine andere Toilette als die eines Krankennegligé's sich kleidete. War es weibliche Eitelkeit, war es die unbewußte Absicht, dem Manne, der in der nächsten Stunde wissen sollte, daß sie für immer für ihn verloren sei, diesen Verlust möglichst fühlbar zu machen, sei es irgend ein dunkles, unbestimmtes Etwas, was die Rekonvaleszentin dazu veranlaßte — Hedwig hatte das Gefühl, daß sie sich heute besser kleiden müsse, als je. Sie hatte das Gefühl, daß sie nicht als eine schwächliche Kranke dem gehaßten Manne gegenüber treten dürfe, sondern als das stolze Weib, welches Rechenschaft zu fordern hat.

Sie wählte ein dunkles Sammetkleid, das die Blässe ihres Gesichtes mit der rothen Narbe an der rechten Stirnseite noch mehr hervortreten ließ, das aber wiederum mit seinen hellgelben Schleifen die Blässe dieses Gesichtes hob und das zarte Oval mit den unschuldsvollen Augen durchgeistigte, um Vieles verschönert erscheinen ließ.

Auf ihrem Rollstuhl war Hedwig durch die lange Zimmerflucht bis zu einem kleinen Salon geschoben worden, wo sie der Sanitätsrath noch einmal besuchte und sie lächelnd für kräftig genug erklärte, um jede, auch die schlimmste Unterredung aushalten zu können.

Dann hatte er sich entfernt und Hedwig blieb allein. Sie fühlte, wie ihr Herz so laut klopfte, daß es ihre Brust zu zersprengen drohte. Sie fühlte, wie sie zitterte vor Erwartung und Aufregung, bis sie draußen auf dem Teppich des Vorzimmers gedämpfte Schritte hörte und bis an die Thür des Salons geklopft wurde, in dem sie sich allein befand.

Sie ruft „Herein!“ mit gesenkten Augen und hört die Thür des Zimmers gehen. Eine unsichtbare Gewalt richtet ihren Kopf in die Höhe und zwingt sie, nach der Thür zu blicken.

Dort stand ihr Gatte, und Hedwig wußte nicht, woher sie die Kraft fand, ihn anzublicken. Sie sah, daß er dunkle Civilkleidung trug, daß sein Gesicht bleich war und daß er die Augen zu Boden gesenkt hatte. Sie sah ihn an, so fest und prüfend, wie sie es noch nie in ihrem Leben gethan, und in diesem Augenblicke fühlte sie, wie ihr Herz in Stücke zu springen drohte.

Das war der Mann, den sie so sehr geliebt, der sie so schmählich betrogen und belogen hatte. Mit Mühe und Noth hielt sie die Thränen zurück, aber die Aufregung und Bewegung, die in ihrem Inneren tobten, verhinderten sie, irgend ein Wort der Begrüßung, irgend ein Wort zu sagen, durch welches sie angedeutet hätte, daß sie wisse, um was es sich handle.

„Ich habe Sie gebeten,“ sagte ihr Gatte jetzt, „mir eine Unterredung zu bewilligen, und unser ärztlicher Freund hat mir dieselbe für heute gestattet, da Sie so freundlich waren, mir dieselbe schon vorher zu be-

willigen. Fürchten Sie nichts! Ich will Sie nicht überflüssig aufregen, aber ich muß mit Ihnen sprechen, wenn auch das vielleicht nicht angenehm ist, was ich Ihnen zu sagen habe."

Bei dem Ton seiner Stimme, deren Klang Hedwig so oft gelauscht hatte wie himmlischer Musik, fühlte sie ihr Innerstes erbeben. Es war ihr, als wollten die rebellischen Gefühle der Zuneigung und der Liebe, die sie jetzt in Wochen langem Kampfe unterdrückt hatte, wieder lebendig werden für den Besitzer dieser Stimme. Aber das kalte, förmliche „Sie", mit dem er sie anredete, wirkte auf sie wie ein kaltes Sturzbad.

Die Aufregung, in der sie sich befand, drohte sie zu überwältigen. Sie schloß die Augen und fühlte es selbst, wie alles Blut aus ihrem Gesichte wich. Baron Hermann hatte einen Stuhl genommen und sich in ihre Nähe gesetzt, ohne seine Gattin anzublicken. Bevor er aber jetzt zu reden begann, warf er einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht, und seine Augen blieben gefesselt von der eigenthümlichen Schönheit dieses bleichen Weibes, er ließ seine Blicke lange auf ihr ruhen, voll Theilnahme, voll Bewunderung, und erst, als Hedwig mühsam die Augenlider hob und ihre Blicke ihn trafen, senkte er die seinen wieder zu Boden. Man hörte den leisen Seufzer, der Hermann's Brust hob, so groß war die Stille in dem Zimmer, in dem die zwei Menschen saßen, die durch die Formeln und Gesetze des Lebens mit einander verbunden waren, und zwischen denen doch eine so tiefe Kluft lag.

„Ich hätte diese Unterredung nicht gewünscht," sagte

Baron Hermann langsam und stockend, „wenn ich nicht gehofft hätte, Ihnen durch dieselbe Ruhe und Frieden zu bringen. Sie sehen vor sich einen Menschen, der nicht etwa gekommen ist, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen, sondern der gekommen ist, um Ihnen zu sagen, daß er unwürdig ist Ihrer Verzeihung, und daß er niemals glaubt, das an Ihnen gut machen zu können, was er an Ihnen verschuldete. Ich weiß, weshalb Sie jene unglückselige That begingen. Ich habe in der Tasche Ihres Kleides den Brief gefunden, den jene Frau an Sie geschrieben. Ich lege denselben in Ihre Hände zurück, denn ich will Sie keiner Waffe gegen mich berauben. Es gibt für meine Handlungsweise keine Entschuldigung."

Er schwieg eine Weile, dann, als Hedwig nicht antwortete, fuhr er leise fort: „Und doch gäbe es etwas, um dessen willen Sie mir vielleicht verzeihen würden, aber ich darf es nicht zu Ihnen sagen, am wenigsten in dieser Stunde, weil ich kein Recht habe, keinen Anspruch darauf, daß Sie mir jemals wieder glauben. — So bin ich denn heute gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, frei, wie Sie es waren, bevor ich mich Ihnen näherte. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß mein Anblick Sie nie wieder verletzen soll, und daß ich selbstverständlich um keinen Preis Anspruch machen will auf die Rechte eines Gatten Ihnen gegenüber. Die Aerzte halten es für nothwendig, daß Sie mindestens für ein Jahr zur Nachkur nach Italien gehen. Es wird daher nicht auffallen, wenn wir von einander getrennt leben, und es werden sich dann wohl später Gründe finden lassen, die

es Ihnen ermöglichen werden, einen Scheidungsantrag gegen mich zu stellen. Ich erkläre Ihnen im Voraus, daß ich mich in alle Ihre Vorschläge fügen werde, und daß ich nur um Ihrer selbst willen bitte, bis nach Ihrer vollständigen Genesung mit diesem Scheidungsantrag zu warten. Leben Sie wohl, und wenn es Ihnen möglich ist, so verzeihen Sie mir, trotzdem ich fürchte, ich habe zu schwer an Ihnen gesündigt!"

Er hatte sich erhoben, sie sah, wie er ihr eine jener Verbeugungen machte, die sie an ihm stets so elegant und chevaleresk gefunden hatte, dann war er zur Thür hinaus.

Er sah es nicht mehr, wie sie in ihren Stuhl zurücksank, um in herzzerreißendes Schluchzen auszubrechen.

## 4.

Elbersdorf ist eine Sommerfrische, welche abseits von der großen Heerstraße des Verkehrs liegt. Im Walde versteckt, liegt das Oertchen so ruhig und idyllisch, daß es nicht nur im Sommer von Gästen besucht wird, sondern daß in dieser Abgeschiedenheit auch im Winter Menschen wohnen, die sich aus dem Leben und Treiben da draußen, aus dem Hasten und Jagen zurückziehen, um in Einsamkeit und Stille zu leben, vielleicht auch, um ihren Schmerz zu vergessen.

In einem kleinen Häuschen, hinter dem sich ein ziemlich großer Garten erstreckt, der wiederum an andere Gärten grenzt, wohnt die Wittwe Anna Flemming mit ihrer Tochter Eva. Wer mit den Bewohnern des Hauses des Konsuls Zimmermann vertraut ist, erkennt in dieser

Wittwe Anna Flemming die alte Dienerin Anna wieder, und wenn er Mitwisser des Geheimnisses wird, welches die Tochter Eva umgibt, so wird er nicht wenig erstaunt sein, in Eva Flemming niemand Anderes, als Hedwig zu finden. Allerdings, ihr eigener Vater würde sie nicht sofort erkennen, denn um die Narbe an der Stirn, die ihre Erscheinung so sehr auffallend macht, zu verdecken, trägt Hedwig eine besondere braune Haartour, unter welcher sich das blonde Haar verbirgt.

Sie hat absichtlich diese Verkleidung und den Namenswechsel gewählt, damit sie Niemand wiedererkenne, weil sie gar zu traurige Erfahrungen damit gemacht hatte, Gegenstand des Klatsches und der öffentlichen Neugier zu sein, wo immer sie auch hinkam.

Der Arzt hatte Hedwig an die Riviera gesandt, und obgleich sie dort mit der alten Dienerin in vollster Abgeschiedenheit und Einfachheit lebte, so blieb ihre Erscheinung doch wegen der blutrothen langen Narbe, welche die Kugel an der Stirn zurückgelassen hatte, auffallend, und nach vierzehn Tagen wußte die ganze klatschsüchtige Gesellschaft, wer das einfache, schwarzgekleidete Weib sei. Ihr ganzer Lebensroman befand sich, verdreht und entstellt, im Munde aller männlichen und weiblichen Klatschschwestern. Hedwig merkte, wie man ihr nachsah, wie man flüsterte, wenn man an ihr vorüberging, und wie man sich ihr in auffallender Weise zu nähern suchte, und sie entsetzte sich darüber so, daß sie fluchtartig Italien verließ, um sich mit ihrer alten Dienerin in dem kleinen Gebirgsorte zu verbergen.

Um allen Belästigungen und um jedem zufälligen Erkanntwerden aus dem Wege zu gehen, wählte Hedwig die Namensänderung und Verkleidung, und in der That hatte das den gewünschten Erfolg. Niemand kümmerte sich um die Wittwe Flemming und ihre Tochter.

Die beiden Frauen lebten so einfach, daß man glauben mußte, sie litten zwar nicht Noth, aber sie verfügten auch nicht über irgend welches Vermögen. Außerhalb des Hauses sah man die Beiden fast nie zusammen; gewöhnlich war nur Frau Anna, die angebliche Mutter, unterwegs, um Einkäufe zu besorgen, und so konnte denn Hedwig so abgeschieden leben, wie auf einer wüsten Insel, die noch nie eines anderen Menschen Fuß betreten hatte. Sie bedurfte aber auch der Ruhe, der Einsamkeit, denn in ihrem Herzen tobte ein heftiger Kampf gegen ihr eigenes Gefühl, gegen ihre Liebe.

Ja, sie liebte den Mann, der sie betrogen hatte und von dem sie geschieden werden sollte, ohne je in Wirklichkeit mit ihm vereinigt gewesen zu sein! Des Weibes Herz mit seiner unendlichen Gefühlsfähigkeit ist nur zu gern bereit, zu vergeben und zu verzeihen, selbst dort, wo es auf das Tiefste und Schmählichste gekränkt worden ist. Das Herz eines liebenden Weibes verzeiht das Fürchterlichste dem Manne, den es liebt.

Wäre Baron Hermann in jenem Gespräch nach Hedwig's Genesung ihr anders gegenüber getreten, hätte er sie zur Rechenschaft gezogen wegen ihrer That, Hedwig hätte sich dann vielleicht so weit überwunden, das Gefühl der Liebe gegen ihn, wenn auch nicht zu unterdrücken, so

doch nicht zu der Mächtigkeit anwachsen zu lassen, zu der es in den letzten Monaten thatsächlich gediehen war. Aber gerade, weil er ihr mit einer demüthigen Bitte nahte, als reuiger Sünder zu ihr kam, weil er sein Unrecht einsah, erschien er ihr schon in demselben Augenblick nicht mehr wie ein Verräther, erschien er ihr fast nicht mehr schuldig, wenn auch immerhin noch etwas schuldiger, als jetzt, wo sie seit vier Monaten von ihm getrennt war und Tag und Nacht keinen anderen Gedanken hatte, als an ihn, wo sie Tag und Nacht nichts Anderes hörte, als den Klang seiner vor Aufregung und Reue zitternden Stimme, wo sie Tag und Nacht seine Augen auf sich gerichtet glaubte, die Augen des Mannes, dem jeder Pulsschlag ihres Herzens gehörte. Mit derselben Leidenschaft, mit der sie ihn geliebt hatte, liebte sie ihn noch immer, und diese Liebe bereitete ihr Qualen und Schmerzen, die sie fast um den Verstand brachten.

Sie war ihm gleichgiltig! Er hatte sie um Verzeihung gebeten, und sie hatte ihm verziehen, wenn sie auch kein Wort der Verzeihung ausgesprochen hatte. Aber selbst wenn sie allen weiblichen Stolz, wenn sie alles Taktgefühl bei Seite geworfen hätte, um ihm ihre Liebe zu gestehen, was hätte sie damit erreicht?

Vielleicht hätte er sie aus Mitleid und Reue als seine Gattin angenommen, sie, die nach Liebe lechzte, die nichts verlangte, als Liebe, die davor schauderte, daß ihr Mann sie aus Mitleid neben sich dulden könnte. Wenige Monate vergingen ja wahrscheinlich nur, bis sie auch formell von ihm geschieden wurde; dann war er und

sie frei, und gewiß kehrte er dann in die Arme jenes Weibes zurück, das er über Alles geliebt hatte, selbst als er der kleinen Hedwig Zimmermann gegenüber Liebe heuchelte.

Unter solchen seelischen Kämpfen und Aufregungen verbesserte sich der Gesundheitszustand Hedwig's nur langsam, und wenn auch wieder frische Lebensfarbe in ihre Wangen zurückkehrte, so schien doch die Hoffnung auf vollständige Genesung ausgeschlossen, so lange diese Herzensqualen fortdauerten.

Selbst Schwächezustände und Ohnmachten stellten sich jetzt bei Hedwig ein, die früher nie an solchen Zufällen gelitten hatte, und so war die alte Dienerin denn auch nicht allzusehr erschreckt, als sie an einem der letzten Tage, von einer Besorgung zurückkehrend, Hedwig auf dem Sopha ohnmächtig liegend fand. Sie wendete die gewohnten Belebungsmittel an, und Hedwig erwachte, um sich mit einem Schrei schluchzend an die Brust der treuen Dienerin zu stürzen.

Vergebens versuchte die Alte zu erfahren, was geschehen sei. Hedwig schüttelte den Kopf und verweigerte jede Auskunft, Anna Flemming aber sah, wie Hedwig ein Zeitungsblatt vor ihr zu verbergen suchte, das auf dem Boden neben dem Sopha gelegen hatte. Sie kannte dieses Zeitungsblatt ganz genau, denn es war der kleine Lokalanzeiger des Oertchens, ein Inseratenblättchen, welches den Leuten umsonst in's Haus geschickt wurde, und in welchem Kaufleute und Gastwirthe ihre Waaren und Lokale anpriesen, und in welchem außerdem öffentliche

Bekanntmachungen, Kundgebungen u. s. w., auch Miethgesuche und Dienstanerbietungen veröffentlicht wurden.

Gegen Abend hatte sich Hedwig etwas beruhigt und befand sich im Garten. Trotz der dringenden Bitte der Dienerin hatte sie erklärt, den Abend nicht im Zimmer verbringen zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, sich zu erkälten.

Auf der anderen Seite des Hausflurs in dem kleinen Häuschen, welches die Wittwe Flemming mit ihrer angeblichen Tochter bewohnte, lebte ein altes Ehepaar. Zu diesem schlüpfte Anna am Abend hinüber und bat sich das Inseratenblättchen aus. Sie durchsuchte es und erschrak fast selbst, als sie den Namen „Waleska v. Malszinska“ fand, noch mehr aber, als sie die genaue Adresse ansah und aus dieser erfuhr, daß die Polin die direkte Nachbarin von ihr sei. Die Polin suchte eine Kammerjungfer, oder wenigstens ein Mädchen, das sich zu einer solchen ausbilden wollte, als Dienerin. Sie schien erst seit einigen Tagen in dem Kurorte zu verweilen.

Anna war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses und der Ursache jenes Unglücks, welches Hedwig betroffen hatte. Nur der treuen Dienerin hatte sie es gesagt, weshalb sie Hand an sich gelegt. Nicht einmal ihr Vater hatte genau erfahren, um was es sich eigentlich gehandelt hatte.

Deshalb konnte Anna sich sofort erklären, welchen Eindruck dieser Name und das Bewußtsein, gerade diese Frau zur Nachbarin zu haben, auf Hedwig gemacht haben mußte. Jetzt verstand sie auch, warum die Unglückliche den Abend im Garten verbrachte. Sie sehnte sich wahr=

scheinlich darnach, in selbstquälerischer Thorheit die Frau zu sehen, die eigentlich die Hauptschuld an ihrem Unglück trug, vielleicht mit diesem Weibe in nähere Berührung zu kommen.

Anna schwieg wohlweislich über ihre Entdeckung. Sie ging indeß sofort in den Garten, um Hedwig zu veranlassen, daß sie sich in's Haus begebe. Trotzdem die Unglückliche kein Wort sprach, merkte doch die alte Dienerin die Erregung, die in ihr tobte.

In der Nacht stand die alte Dienerin mehrmals auf, um an der Thür der Schlafkammer Hedwig's zu horchen, und sie hörte deutlich das Schluchzen derselben, das ihr selbst die Thränen in die Augen trieb.

Am nächsten Morgen war Hedwig blaß, aber sie schien gefaßt, und Anna bemerkte sogar um ihren Mund einen Zug von Energie, den sie so noch nie gesehen hatte.

Nach dem Frühstück, das stillschweigend eingenommen worden war, wollte sich die alte Frau nach der Küche begeben, aber Hedwig hielt sie zurück.

„Es ist Dir bekannt," sagte sie, „daß ich nichts ohne Deinen Rath thue, weil ich weiß, wie treu Du mir ergeben bist. Ich will daher auch jetzt Dir Mittheilung machen von dem, was ich vorhabe, obgleich ich weiß, daß Du den Schritt, den ich thun will, mißbilligen wirst. Aber ich schwöre Dir, ich will diesen Schritt thun, und gelte es mein Leben, das ja so wie so bis an sein Ende trostlos und freudlos sein wird. Jenes Weib, um dessen willen ich so unglücklich geworden bin, ist hier im Ort, ja, sie ist unsere Nachbarin. Sie sucht durch das Blätt=

chen eine Kammerjungfer. Ich werde zu jener Frau gehen und mich ihr für die ausgeschriebene Stelle anbieten."

Die alte Frau hatte zuerst neugierig zugehört, jetzt sprang sie entsetzt auf und sagte: „Um's Himmels willen, Kind, was willst Du thun?"

So groß aber die Erregung der alten Frau war, ebenso groß war die Ruhe Hedwig's. Diese erklärte jetzt bestimmt: „Ich habe Alles wohlweislich überlegt, und ich kann meinen Beschluß nicht ändern. Ich muß diese Frau kennen lernen, und ich will auch noch etwas Anderes erfahren."

Die letzten Worte hatte Hedwig fast flüsternd und doch mit vor Schmerz bebender Stimme gesagt.

„Sie will sich unter einem falschen Namen als Kammerjungfer vermiethen. Es ist undenkbar, es ist unmöglich!" rief die alte Frau und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Kind, um's Himmels willen, Du bist im Fieber, Du bist krank! Wie kannst Du auf solche Gedanken kommen!"

„Beruhige Dich!" erklärte Hedwig fest. „Ich habe Alles überlegt. Verweigere mir Deine Beihilfe nicht und lege mir nicht unnütze Hindernisse in den Weg. Mein Entschluß ist unabänderlich, und ich werde mich durch nichts von seiner Ausführung abbringen lassen."

„Und ich werde," erklärte die alte Frau zitternd vor Aufregung, „diesen unsinnigen Entschluß um jeden Preis verhindern! Und müßte ich selbst zu jenem Weibe gehen und ihr sagen, daß die Baronin v. Hagen sich unter

falschem Namen bei ihr vermiethen will! — Ich werde es thun!" sagte die alte Frau so energisch, so bestimmt und in einem Ton, den sie wohl noch nie gegen ihren Schützling angewendet hatte.

Im nächsten Augenblick lag Hedwig zu Füßen der alten Frau und rief: „Hilf mir! Hilf mir! oder ich sterbe. Ich muß erfahren, ob er sie noch liebt!"

Die alte Frau war ganz erschüttert durch diesen plötzlichen Gefühlsausbruch. Sie hob die Unglückliche auf und zog sie an ihre Brust. Jetzt wußte sie, aus welcher Absicht der Plan Hedwig's entsprungen war. Die Unglückliche liebte noch immer den Mann, der sie betrogen hatte, und mit der Unlogik der Verzweiflung wollte sie sich den höchsten Schmerz bereiten und sich vielleicht die Sicherheit verschaffen, daß jenes Weib noch immer die Geliebte des verrätherischen Scheingatten sei.

Die alte Frau war trotz ihrer einfachen Erziehung Weib genug und besaß Herz genug, um zu begreifen, was Hedwig wollte, deshalb sagte sie jetzt so mild, als wenn man zu einem kranken Kinde spricht: „Und wenn Du Deinen Zweck erreichst und wenn Du erfährst, daß er sie noch liebt, was dann? Wirst Du nicht noch mehr Schmerz empfinden, als jetzt? Wird Dein Schmerz nicht furchtbar werden, wenn Du die entsetzliche Gewißheit hast, ganz abgesehen von allen Demüthigungen, denen Du von Seiten jenes Weibes Dich aussetzest! Mein Kind, unterlaß diesen Schritt. Ich fürchte, er kostet Dich Dein Leben. Einmal bist Du dem Tode glücklich entronnen; versuche Gott nicht zum zweiten Male."

„Welchen Werth hat dieses Leben noch für mich?" entgegnete Hedwig schluchzend. „Was bietet es mir noch, selbst wenn ich mir Gewißheit verschaffe? Fürchte nichts, ich werde nicht zum zweiten Male zum Revolver greifen; ich werde mich durch das Leben dahinschleppen, sei es auch ohne jeden Trost und ohne jegliche Freude, schon um zu sühnen, daß ich in jener verzweifelten Stunde Hand an mich legte. Aber wenn Du wüßtest, wie sehr sich mein Herz nach Ruhe und Entscheidung sehnt, wenn Du ahntest, was ich leide, Du würdest mich nicht hindern an dem Schritte, den ich thun will. Vielleicht führt dieser Schritt, wenn auch nicht zum Glück, so doch zur Beruhigung, vielleicht kann ich Ruhe finden, wenn ich Gewißheit habe. Vielleicht kann ich meine Liebe vergessen, wenn ich weiß, daß er ihrer wirklich unwürdig ist. O, Anna, ich liebe ihn, ich liebe ihn! Und der Himmel hat kein Erbarmen!"

Hedwig war so erschüttert, daß sie ohnmächtig zu Boden sank, und als sie wieder erwachte, war sie so aufgeregt, daß sich die alte Anna, wenn auch mit schwerem Herzen, entschließen mußte, ihr ihre Beihilfe zu dem verzweifelten Unternehmen zu leihen. So begab sich denn die Wittwe Flemming noch am Vormittage zu Frau v. Malszinska, um dieser ihre angebliche Tochter für die ausgebotene Stelle einer Kammerjungfer anzubieten.

Die Polin erklärte sich bereit, sich das junge Mädchen vorstellen zu lassen, und befahl der Wittwe Flemming, ihre Tochter ihr am Nachmittag zu präsentiren.

Welche Stunden der fürchterlichsten Aufregung ver-

gingen für Hedwig, bis sie vor das Weib hintrat, das so rauh und rücksichtslos in ihr Leben eingegriffen hatte, vor das Weib, welches auch jetzt noch vielleicht das Herz des Mannes ausfüllte, den das unglückliche junge Weib so leidenschaftlich liebte. Räuberin des Glücks und Nebenbuhlerin zugleich war diese Polin, der jetzt die Unglückliche Auge in Auge gegenüberstehen sollte.

Halb liegend, halb sitzend in einem Fauteuil, empfing die Polin die Wittwe Flemming mit ihrer Tochter. Die erröthende Hedwig sah vor sich ein üppiges und, wie sie selbst sagen mußte, verführerisch schönes Weib mit einem ovalen, alabasterweißen Gesicht, das durch schwarzes, krauses Haar und schwarze Augen noch weißer und zarter aussah.

„Wie heißt Du, mein Kind?“ fragte herablassend Frau v. Malszinska.

„Eva Flemming!“

„Wie alt bist Du?“

„Einundzwanzig Jahre!“

„Was hast Du gelernt?“

„Ich verstehe allerlei Handarbeiten, auch das Nähen, und ich hoffe, der gnädigen Frau mich nützlich machen zu können.“

„Kannst Du französisch?“

„Nein!“ entgegnete Hedwig vorsichtig.

„Nun, das thut nichts,“ entgegnete die Polin. „Vielleicht lernst Du es noch, wenn Du mich nach einiger Zeit nach Paris begleitest.“

Dann wandte sie sich an die angebliche Mutter Hed-

wig's und verabredete mit ihr die Bedingungen des Engagements für deren Tochter. Demnach sollte vom nächsten Morgen ab Hedwig ihren Dienst als Kammerjungfer antreten und dafür als Entgeld den landesüblichen Lohn und Geschenke beziehen. Es sollte ihr gestattet sein, täglich einmal, in den Nachmittagsstunden, wenn ihre Herrin schlief, ihre Mutter zu besuchen. Diese Bedingung hatte die Wittwe Flemming ausdrücklich ausgemacht, und die Polin war darauf eingegangen unter der Gegenbedingung, daß dafür die Wittwe Flemming keine Besuche bei ihrer Tochter mache, weil sie dieses Hin- und Herlaufen nicht liebe.

Die Polin warf dann noch einen prüfenden Blick auf die vor Aufregung zitternde und beständig in Erregung glühende Hedwig und verabschiedete Mutter und Tochter mit einer Handbewegung.

Sie hatte die ganze Unterhaltung in deutscher Sprache geführt, die sie so ziemlich beherrschte. Sie hatte ein angenehmes, volles Organ, und wenn sie mit der den Polen eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit sprach, so blitzten ihre Augen, belebten sich ihre Züge in vortheilhafter Weise, und zwischen den rothen Lippen schimmerten kleine, gleichmäßig weiße Zähne, die Hedwig wie das Gebiß einer schillernden Schlange erschienen.

Dieser erste Besuch hatte Hedwig so sehr aufgeregt, daß sie einiger Stunden bedurfte, um sich zu erholen. Noch einmal versuchte die alte Dienerin, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; jetzt gab es aber, nachdem die bisherige Ausführung geglückt war, für Hedwig kein

„Zurück“ mehr. Sie erklärte auch entschieden am nächsten Morgen, ihren Dienst antreten zu wollen. Sie verbrachte eine Nacht unter Thränen und Gebet, und am nächsten Morgen erhob sie sich frühzeitig, um unter Küssen und Thränen von ihrer alten Anna Abschied zu nehmen.

5.

Nach jener Unterredung mit Hedwig begab sich der Baron sofort zu seinem Schwiegervater, um diesem mitzutheilen, daß er auf den Wunsch des Arztes Hedwig zur Erholung allein nach Italien reisen lassen wolle, und daß er zu einem Freunde in der Provinz zu einem mehrmonatlichen Besuche gehe. Der Konsul Zimmermann war an und für sich so gebrochen durch die That seiner Tochter, er fühlte sich auch außerdem so gedrückt gegenüber dem Manne, der durch den unglücklichen Schuß der Tochter in der Gesellschaft eine schwere moralische Niederlage erlitten hatte, daß er vor dem Schwiegersohn zitterte und Gott dankte, als dieser fort war.

In der That beabsichtigte Baron Hermann auch, zu verreisen, aber nicht, um einen Besuch zu machen, sondern um den Schwur zu erfüllen, den er sich am Krankenbette Hedwig's geleistet hatte, nämlich den, fortab ein anderes Leben zu beginnen. Sein Vermögen war so gut wie aufgebraucht, und mit dem geringen Rest desselben konnte er nur noch einige Zeit bei größter Sparsamkeit auskommen. Daß er von dem Vermögen der Gattin, welches ihm laut Ehekontrakt zufiel, nicht einen Pfennig annehmen konnte, war ihm ganz und gar klar; mußte doch so wie so nach

einigen Monaten die Scheidung der Ehe ausgesprochen werden, weil jedenfalls Hedwig nicht zögern würde, den Scheidungsantrag in irgend einer Form zu stellen.

Es galt diesem Manne jetzt mehr als alles Andere, Ruhe und Frieden in seinem Inneren zu gewinnen. Es galt ihm nach ganz materieller Erwägung auch, sich eine neue Stellung im Leben zu verschaffen; vielleicht aber auch wollte er flüchten vor dem Weibe, das ihn um den Glauben an sich selbst wie an der Menschheit gebracht hatte, das er verabscheute, weil sie ihre Netze auf's Neue gegen ihn auswarf, ihn in sehnsuchtsvollen Briefen zu sich zurückrief.

Hermann verbarg sich in einem kleinen Städtchen Westphalens, um dort seinen Studien obzuliegen. Er hatte sich als Offizier und besonders auf der Kriegsschule viel mit der Feldmeßkunst beschäftigt und wollte sich jetzt durch Privatstunden und später durch praktischen Unterricht in irgend einem Vermessungsbureau darin so weit vervollkommnen, daß er die vorgeschriebene Prüfung ablegen konnte. War ihm dies gelungen, so wollte er mit dem Rest seines Vermögens nach Südamerika gehen, wo in den letzten Jahren eine starke Nachfrage nach deutschen Vermessungsbeamten geherrscht hatte, welche die Triangulation Brasiliens und der südamerikanischen Republiken vornehmen sollten.

Dort, jenseit des Oceans, wollte er dann vergessen, wollte er entfernt sein von dem Schauplatz seines früheren Lebens, mit dem er vollständig gebrochen hatte.

Die Abgeschiedenheit und Ruhe, in der er sich befand,

wirkte in Verbindung mit der regelmäßigen Arbeitsthätigkeit günstig auf sein zerrüttetes Innere. Es gab aber noch Stunden, in denen eine fürchterliche Erregung ihn beherrschte, es gab insbesondere Augenblicke, in denen das Bild eines verführerischen Weibes vor ihm erschien und sein Herz beunruhigte. Aber noch eine andere Erscheinung drängte sich ihm, zuerst seltener, dann öfter und öfter auf, die Erscheinung Hedwig's, wie sie mit geschlossenen Augen vor ihm im Rollstuhl saß, als er gekommen war, ihr mitzutheilen, daß sie frei, daß sie nur dem Namen nach seine Gattin sei.

Wenn so in seinem Geiste ihr blasses Gesicht mit den geschlossenen Augen und dem Ausdruck des Schmerzes, den das Leiden hervorgerufen hatte, vor ihm erschien, dann ergriff ihn eine Wehmuth, die ihn oft zu Thränen zwang. Mit verdoppeltem Eifer warf er sich auf seine Studien, während sich in seinem Innern ein Gefühl entwickelte, das er bis dahin nicht gekannt hatte, das Gefühl jener Liebe, die lediglich den heiligsten und idealsten Regungen des Menschenherzens entspringt.

Der Gegenstand dieser Liebe aber war das Weib, von dem Baron Hermann nie auch nur einen Augenblick Glauben oder Vertrauen, viel weniger denn gar Liebe erwarten durfte, das Weib, das nach dem Gesetze sein war, und zwischen dem und ihm doch eine so abgrundtiefe, unüberbrückbare Kluft lag.

Von diesen Vorgängen in der Seele Baron Hermann's ahnte natürlich Frau v. Malszinska nichts, als sie ihm einen Brief schrieb, in dem sie den letzten, allerdings auch

den großartigsten Versuch machte, ihn wieder reuig zu sich zurückzuführen. Es war ihr gelungen, seine Adresse zu erfahren, und nun schrieb sie ihm einen Brief, in dem sie ihn an seine Schwüre und an seine Leidenschaft erinnerte, in welchem sie ihn beschwor, zu ihr zurückzukehren.

Dieser französisch geschriebene Brief athmete so viel Liebe und Leidenschaft, daß der Baron sicher in einen neuen Zwiespalt seiner Seele hineingeworfen worden wäre, wenn er noch eine Spur von Liebe für dieses Weib in seiner Seele gefühlt und wenn nicht das Bild Hedwig's sein ganzes Innere erfüllt hätte.

Er schrieb ihr sehr kühl, daß er um ihren teuflischen Schritt gegen seine unschuldige Gattin wüßte und daß er sie bitten müsse, ihn fürderhin als nicht mehr vorhanden zu betrachten.

Dieser Brief versetzte Frau v. Malszinska in gelinde Raserei. Sie empfand es wie eine schmähliche Beleidigung, daß er sie jetzt verachtete und durch seine Abweisung beschimpfte.

Sie verbrachte einen Tag voll Grimm und Zorn und regte sich so über die Absage auf, daß sie sich früher als sonst zu Bett legte; die Kammerjungfer Eva erhielt den Auftrag, neben dem Schlafzimmer sich aufzuhalten, damit sie auf jeden Glockenschlag ihrer Gebieterin herbeieilen könnte.

Hedwig kam diesem Befehle nach und saß, irgend eines Zeichens harrend, auf einem Stuhl in der Nähe der Thür, die zum Schlafzimmer ihrer Herrin führte.

In der Nacht befahl ihr die Polin, von ihrem Schreib-

tisch ein Flacon zu holen und an das Bett zu bringen. Hedwig führte den Befehl aus. Als sie aber in einem der Schreibtischschubfächer nach dem Flacon suchte, schrie sie fast auf, denn auf der Schreibtischplatte lag ein Brief in französischer Sprache, in welchem sie nur zu deutlich die Handschrift des Barons Hermann, ihres Gatten, erkannte. Sie kannte diese Züge zu genau, sie übten auch jetzt auf sie einen so erschütternden Eindruck, daß sie fast wankte und ihre Augen nicht von dem Briefbogen zu erheben vermochte.

Aber sie dachte an ihre Pflicht, sie suchte und fand das Flacon und brachte es ihrer Gebieterin zurück, die ihr befahl, weiter im Nebenzimmer ihres Rufes gewärtig zu bleiben.

Wieder stand Hedwig vor dem Schreibtisch und kämpfte einen schweren Kampf. Jene Frau, die da von Zorn und Grimm erkrankt im Bette lag, hatte in ihrer Aufregung den Brief achtlos liegen lassen, weil niemand Anderes als Hedwig in das Zimmer kam, die ja angeblich der französischen Sprache nicht mächtig war. Durfte Hedwig nun die Indiskretion begehen, diesen Brief zu lesen, der im Vertrauen auf ihre Unkenntniß der Sprache liegen geblieben war? Beging sie nicht ein Unrecht, wenn sie sich in die Geheimnisse dieses Weibes drängte, das sie allerdings als ihre erbittertste Feindin betrachten durfte?

In diesem Kampf aber zwischen Kopf und Herz pflegt das Herz gewöhnlich Sieger zu bleiben. Ehe sich noch Hedwig über Recht und Unrecht klar wurde, hatte sie den Brief aufgenommen, und ihre thränenüberfüllten Augen

durchflogen zitternd den Inhalt, bis sie kraftlos nach Beendigung der Lektüre auf einen Stuhl niedersank, um lautlos zu weinen vor Seligkeit und Glück.

Sie konnte es kaum fassen, daß in ihrem Gatten, in dem Manne, den sie so sehr liebte, eine solche Veränderung vorgegangen sein sollte; aber da las sie seine Absage an das Weib, das er dereinst geliebt; da las sie von seiner festen Handschrift im Anfange des Briefes die Worte, durch welche er jede, auch die letzten Beziehungen zwischen sich und Waleska v. Malszinska abbrach. Aber noch eine andere Stelle gab es in dem Briefe, welche sie glauben ließ, sie träume, ihre Phantasie gaukle ihr das vor, was sie so sehnsüchtig erwünschte. Sie hob die thränenverschleierten Augen und las noch einmal: „Sie sind gerächt, mehr, als Sie glauben! Sie haben nicht nur mich gesellschaftlich unmöglich gemacht, nicht nur das unglückliche Weib, an dem ich mich versündigte, zu der furchtbaren That getrieben, Sie haben mir auch jedes Lebensglück und jeden Lebensmuth geraubt. Ein Werkzeug des Hasses und der Rache wollten Sie sein und sind das Gegentheil geworden, allerdings nur, um mich unglücklicher zu machen, als ich es je vorher gewesen bin. Wer sagt Ihnen, daß ich das Weib, das Sie in den Tod trieben, nicht liebe, daß ich nicht zur Einkehr gekommen bin in mich selbst, um mir zu sagen, daß ich der Glückseligste aller Sterblichen wäre, wenn ich dieses keusche, unschuldige Weib, dessen Herz keinen Haß und keine Bosheit kennt, so lieben dürfte, wie ich es in Wirklichkeit liebe? Ja, ich liebe mein Weib, und ich muß schweigen, weil ich

nicht das Recht habe, von ihr den Glauben an meine Liebe zu verlangen. Ich liebe das Weib, das mein ist und mir doch niemals gehören kann; und nachdem ich Ihnen dieses Geständniß gemacht habe, werden Sie es nicht mehr versuchen, eine Annäherung zwischen uns herbeizuführen. Möge es Ihnen genügen, daß ich zum Mindesten ebenso unglücklich bin, wie Sie es zu sein vorgeben, nur mit dem Unterschied, daß Ihr Schmerz sich bald beruhigen wird, während der meinige zum Fluch meines ganzen Lebens werden dürfte!"

Er liebte sie! Es durchschauerte sie, und sie empfand eine Seligkeit in ihrer Brust, daß sie glaubte, sie müsse sterben und vergehen. So hatte sie gezittert, damals, als sie zum ersten Male in seinen Armen ruhte, und er ihre Lippen küßte und das Geständniß seiner Liebe murmelte.

Damals begriff sie noch kaum, was in jenen Worten lag, jetzt aber empfand sie mit vollem Bewußtsein dieses selige Gefühl, von ihm geliebt zu sein, von ihm, um dessen willen sie so viel gelitten!

Wie vergab sie ihm jetzt von ganzem Herzen Alles, was er an ihr gethan! Wie schickte sie jetzt unausgesprochene Gebete zum Himmel empor, mit dem sie gehadert hatte, weil er sich ihrer unglücklichen Liebe nicht erbarmen wollte.

Ein Glockenzeichen rief sie nach dem Zimmer der Polin. Hedwig sprang auf, schritt durch das Gemach und trat an das Bett ihrer Feindin.

„Mein Kind!" sagte diese mit matter Stimme. „Draußen auf meinem Schreibtisch liegt ein französischer Brief, bring mir ihn doch herein."

Hedwig holte den Brief. In diesem Augenblick überkam sie ein Gedanke plötzlich wie Wahnsinn. Sie fühlte das Bedürfniß zu fliehen, nur, um den Brief mitzunehmen, der die größte Glückseligkeit ihres Lebens enthielt, den Brief, durch dessen Inhalt die Nacht um sie gewichen war, um den hell erleuchtenden Strahlen der Glückssonne Platz zu machen, diesen Brief, der die Erlösung aus dem Bann des Grams und der Sorge für sie bedeutete.

Aber Hedwig faßte sich schnell und trug den Brief zu ihrer augenblicklichen Herrin. Sie sah, wie die Hände Waleska's zitterten, als sie sich des Briefes bemächtigte und ihn mit einem Wuthschrei in Stücke riß; sie sah den Haß aus den Augen des beleidigten Weibes blitzen und hörte sie durch die Zähne die Worte zischen: „Wirf diesen Brief in's Feuer! Verbrenne ihn und dann geh' zu Bett. Mir ist besser. Sei morgen früh bei Zeiten wieder auf!"

Hedwig hatte sich fast entsetzt, als sie diesen Wuthausbruch der Polin sah; sie war erschreckt einen Schritt zurückgetreten und dachte unwillkürlich daran, was wohl dieses Weib beginnen würde, wenn sie jetzt erführe, wer diese angebliche Zofe sei.

Sie ging hinaus und eilte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, in das Kämmerchen, das ihr zum Aufenthalt und als Schlafraum diente.

Natürlich warf sie den Brief nicht in's Feuer, natürlich küßte sie die zerrissenen Stücke und drückte sie an ihr Herz; natürlich weinte sie Thränen des Glückes und der Erlösung, bis sie mit einem Lächeln auf den Lippen ein-

schlief, zum ersten Mal seit vielen Monaten ohne Kummer, ohne Sorge, zum ersten Mal voll Glück, voll Bewußtsein, daß eine Zukunft kommen würde, die Glück und Frieden für sie bringen mußte.

## 6.

Am nächsten Morgen fand Hedwig, als sie in das Zimmer der Polin trat, diese bereits angekleidet an dem Schreibtisch sitzend und schreibend.

Hedwig ahnte, an wen dieser Brief gerichtet war, den ihre Gegnerin schrieb. Sie machte sich auch in der Nähe zu schaffen, als räume sie auf, nur damit es ihr möglich würde, einen Blick über die Schulter der Schreibenden zu werfen. Es gelang ihr dies jedoch nicht, um so weniger, als Waleska sie heftig anfuhr, sie solle sie jetzt nicht stören, weil der Brief, den sie schreibe, sehr wichtig sei.

Nach ungefähr einer Stunde rief die Polin Hedwig herein und fragte sie, ob sie den Weg nach dem Telegraphenamt und der Post wisse. Sie bejahte, und ihre Herrin übergab ihr einen Brief, bei dessen Empfang die Hand Hedwig's zitterte, denn der Brief trug die Adresse ihres Gatten. Aber Frau v. Malszinska war so von ihrer Leidenschaft beherrscht, so von einem einzigen Gedanken erfüllt, daß sie wenig oder gar nicht auf ihre Dienerin achtete. Aber Hedwig sah, daß das Gesicht der Polin heute noch blasser als gestern war, daß aus ihren Augen noch mehr Ingrimm und Zorn sprühte, und daß aus dem energischen Zug um die Mundwinkel und aus den fest aufeinander gepreßten Zähnen, die sich Minuten lang

in die Lippen gruben, auf den Zorn Waleska's zu schließen sei.

Außer dem Brief erhielt Hedwig von der Polin noch einen Zettel, auf welchem die Worte standen:

„Kasimir v. Z. in B. Sofort hierher kommen. Anwesenheit dringend nothwendig. Waleska."

Hedwig erhielt den Auftrag, den Inhalt dieses Zettels als Depesche aufzugeben, den Brief aber auf der Post zu sofortiger Beförderung abzuliefern.

Was hätte Hedwig darum gegeben, wenn sie Kenntniß von dem Inhalt des Briefes gehabt hätte. Sie mußte sich jedoch begnügen, durch ihn die Adresse ihres Gatten zu erfahren, von dessen Verbleib sie bisher nichts wußte.

Sie gab die Depesche und den Brief auf, kehrte zurück, fand ihre Herrin ruhiger und erhielt von dieser die Erlaubniß, ihre angebliche Mutter zu besuchen.

Anna, die treue Dienerin, die Vertraute, sie, die mit ihr geweint, die sich mit ihr gegrämt hatte, sollte Theil haben auch an der Freude und Glückseligkeit Hedwig's. An dem Herzen dieser mütterlichen Freundin weinte Hedwig ihr Glück aus, und wie ein Kind sich Märchen erzählen läßt, so ließ sie von der ebenfalls freudig erregten und ergriffenen Frau sich die Zukunft ausmalen, eine Zukunft voll Glück an der Seite des geliebten Mannes.

Dann sprach Hedwig auch mit Anna über ihre Herrin und deren Zorn, und die alte Frau sagte mit Recht: „Sei auf Deiner Hut, mein Kind! Ich fürchte, diese Polin gibt so leicht einen Plan nicht auf und verzeiht vielleicht nie eine Beleidigung. Sei auf Deiner Hut,

damit sie nicht etwa gegen den Mann etwas unternimmt, der Dich liebt, und den Du wieder liebst. Dann aber laß Dir von mir noch einen Rath geben. Thue keinen Schritt Deinem Gatten gegenüber, sondern überlaß lieber der Zukunft oder dem Zufall eine Begegnung zwischen ihm und Dir. Ist seine Liebe zu Dir wirklich so aufrichtig und so groß, so wird er vielleicht, selbst auf die Gefahr hin, von Dir zurückgewiesen zu werden, sich Dir zu nähern suchen."

Am anderen Morgen traf Besuch bei Frau v. Malszinska ein, ihr Vetter Kasimir, ein polnischer Adeliger und Abenteurer, wie sie insbesondere in den sechziger Jahren die größeren Städte des Kontinents unsicher machten. Glücksritter, Falschspieler und Hochstapler aller Art sündigten damals auf das Konto ihrer braven Landsleute, die für die Befreiung des Vaterlandes von den Russen Gut und Blut eingesetzt hatten. Jeder Pole, der damals in das Ausland kam, gab sich für einen Flüchtling, für ein Opfer russischer Willkür aus und benutzte das Mitleid, das man in der ganzen Welt den armen Polen entgegenbrachte, die so blutig und so vergeblich um ihre Freiheit kämpften.

Kasimir besaß äußeren Schliff und elegante Manieren, war aber im Innersten seines Herzens ebenso bar aller Bildung, wie in seinem Kopf, und seine ganze Wissenschaft beschränkte sich auf etwas Französisch, das er ziemlich fertig sprach und schrieb.

Er wurde von seiner Cousine sofort empfangen, als er sich melden ließ. Hedwig schöpfte gegen diesen Mann

sofort Verdacht, sie wußte selbst nicht warum. Sie mußte für ihn etwas kalte Küche auftragen und es sich gefallen lassen, daß er sie in die Backen kniff.

Nachdem er sich aber gestärkt und insbesondere eine größere Quantität Wein getrunken hatte, schloß sich die Polin mit ihm ein, um eine Berathung zu pflegen, die in französischer Sprache geführt wurde, Nur die dünne Thür schloß Hedwig von dieser Unterredung aus, und es bedurfte für sie wirklich nicht eines allzu indiskreten Lauschens, um den Inhalt des Gespräches zu erfahren, das Frau v. Malszinska mit ihrem Vetter hielt. Mit Entsetzen hörte Hedwig, daß ein teuflischer Plan gegen Baron Hermann vorbereitet wurde. Die Polin war gegen ihn auf das Höchste empört; nur noch ein Gefühl kannte sie, das der Rache. Sie wollte sich an ihm rächen, und sei es dadurch, daß sie ihm das Leben nahm. Aus dem Gespräch vernahm Hedwig Folgendes:

Kasimir sollte sich in dem Orte für einige Tage einmiethen und warten, bis ihm Nachricht zukäme, daß Baron Hermann, den die Polin aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, erschienen sei. Sie erklärte, daß er auf jeden Fall erscheinen würde. Sei er bei ihr, so sollte Kasimir überraschend eintreten, sich als den Bräutigam der Frau v. Malszinska aufspielen und den Baron in brutaler Weise zur Rede stellen. Kurz, er sollte mit ihm einen Streit herbeiführen, der womöglich mit Thätlichkeiten endete, und durch welchen Baron Hermann gezwungen wurde, den Polen zu fordern. Als Geforderter hatte dann Kasimir bei einem Duell den ersten Schuß, und

diesen sollte er bei seiner Geschicklichkeit im Pistolenschießen dazu benützen, um den Baron niederzuschießen.

Der Plan war teuflisch und doch ebenso einfach, als in der Ausführung leicht. Die Ehre, wie auch der Rang in der Gesellschaft, welcher Baron Hermann angehörte, zwangen ihn, Genugthuung zu fordern von einem Subjekt, das auf die gleichen Rechte dieser Gesellschaft Anspruch machte, ohne derselben freilich im Mindesten würdig zu sein.

Mit leidenschaftlichem Eifer, oft fast schreiend, weil Haß und Zorn sie beherrschten, hatte Waleska diesen Plan ihrem Vetter vorgetragen. Derselbe hatte hin und wieder durch ein Brummen seine Zustimmung zu erkennen gegeben, dann fragte er mit der Unverschämtheit eines italienischen Bravo: „Und was gedenkst Du bei der Sache anzulegen? Mach' mir keinen zu niedrigen Preis, denn ich komme doch in Ungelegenheiten. Ich muß in's Ausland gehen und eine solche Reise kostet verdammt viel Geld."

„Du weißt," entgegnete die Polin, „daß ich selbst nicht über allzu viel Mittel verfüge. Indeß auf fünfhundert Rubel soll es mir nicht ankommen."

„Fünfhundert Rubel!" entgegnete Kasimir. „Was soll ich mit der Bagatelle? So viel kostet mich die Reise nach Paris oder London, und was soll ich dann dort anfangen ohne Geld und ohne weitere Mittel?"

„Ich habe aber nicht mehr Geld augenblicklich disponibel," erklärte die Polin. „Ich kann Dir nicht mehr an baarem Gelde geben."

„Dann warten wir mit der Angelegenheit," entgegnete Kasimir, „bis Du mehr Geld hast! Ich würde Dir sogar vorschlagen, Du suchst von diesem dummen Deutschen Dir Geld zu verschaffen, denn ich finde es ganz selbstverständlich, daß er die Kosten, die er verursacht, auch bezahlt."

„Laß Deine Scherze!" entgegnete Frau v. Malszinska. „Du merkst wohl, daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt bin. Ich kann Dir nicht mehr geben, als fünfhundert Rubel. Aber ich habe Schmucksachen, Brillanten. Willst Du diese annehmen? Du kannst sie ja in London oder in Paris verkaufen."

„Ueber die Sache läßt sich reden," entgegnete Kasimir. „Ich will mir einmal die Brillanten ansehen und sie untersuchen lassen. Traue der Teufel Deinen Brillanten!"

Mit einem Schrei der Wuth sprang die Polin auf, aber Kasimir lachte laut auf, als er ihr wuthverzerrtes Gesicht sah und erklärte: „Du glaubst nicht, wie häßlich Du aussiehst, wenn der Zorn Dein Gesicht so entstellt! Ich denke, wir werden einig; aber Vorsicht ist eben nun einmal meine Losung. Ich werde Deine Brillanten von einem Juwelier in der nächsten großen Stadt untersuchen lassen und dann das Geschäft mit Dir machen. Wann glaubst Du, daß dieses Barönchen hier ankommt?"

„Ich glaube übermorgen. Du kennst ihn doch nicht persönlich?"

„Nein!" entgegnete der Pole. „Ich habe nicht das Vergnügen, diesen Gimpel zu kennen. Ich hörte nur seinen Namen, als ich erfuhr, daß Du ihn rupftest und

daß Du auf dem besten Wege seiest, seine Frau zu werden. Aber lassen wir jetzt die Rederei; denken wir an unser Geschäft! Gib mir die Brillanten und etwas Vorschuß an Geld, damit ich nach der nächsten Stadt fahren kann."

Als Frau v. Malszinska unmittelbar nach dieser Unterredung in's Nebenzimmer kam, fand sie ihre Zofe so erschöpft in einem Stuhle sitzend, daß diese sich kaum erheben konnte. Das Mädchen war anscheinend von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden und nur mit Mühe und Noth einer Ohnmacht entgangen.

In der That war Hedwig dem Wahnsinn nahe vor Schreck und Angst, als sie von dem teuflischen Plane hörte, der gegen den Mann ihrer Liebe, gegen ihren Gatten in's Werk gesetzt werden sollte.

Sie sollte ihn wiedersehen! Sie sollte ohne alle Vorbereitung, vielleicht schon binnen weniger Stunden, vor ihm stehen, nach dessen Anblick sie sich so sehr gesehnt hatte! In welche Verwirrung gerieth sie nicht durch die plötzliche Ankunft des Gatten, wenn dieser sie erkannte! Was mußte er von ihr denken? Was geschah dann von Seiten der Polin?

Hedwig war so verwirrt und bestürzt, daß sie kaum Worte fand, um ihre Herrin zu bitten, sie auf einige Stunden zur Erholung zu ihrer Mutter gehen zu lassen.

Die alte Anna aber dachte ruhiger über die ganze Angelegenheit. Sie machte zwar auch ihrem Zorn über die geplante Bosheit der Polin, welche sie geradezu eine Mörderin nannte, in energischen Worten Luft. Dann

aber erklärte sie Hedwig, daß diese nunmehr gezwungen sei, auf ihrem Posten auszuharren, um Alles für die Rettung ihres Gatten zu thun. Sie berieth und besprach mit ihr auch allerlei Mittel zur Abwehr gegen den teuflischen Plan, von denen sich indeß auch nicht sofort das Beste und Sicherste treffen ließ.

Als aber am Abend Hedwig wieder zu Frau v. Malszinska zurückkehrte, war sie gefaßt und entschlossen, Alles zu wagen, um den geliebten Mann vor Schaden zu bewahren. Mochte geschehen, was da wollte, sie konnte nicht dulden, daß er gewissermaßen unter ihrer Mitwissenschaft zu Grunde ging! Sie hoffte, daß er sie nicht erkennen würde, wenn er kam, denn gerade dieses Erkennen wäre für sie das Furchtbarste gewesen. Nur nicht vor ihn treten müssen, nachdem sie ihm irgend einen Dienst erwiesen hatte, nur jetzt nicht! Aber sie träumte davon, wie herrlich es sein würde, vielleicht nach Monaten vor ihn zu treten und ihm zu sagen: „Ich habe damals Dir das Leben gerettet!"

Sie bangte vor den Stunden, welche schon die nächste Zukunft bringen mußte, und die vielleicht alle ihre Energie, allen ihren moralischen Muth herausfordern würden, aber sie war entschlossen, nicht von ihrem Platze zu weichen.

## 7.

Baron Hermann hatte nicht geglaubt, daß er auf seinen Absagebrief von der Polin noch irgend eine Antwort erhalten würde. Er war daher nicht wenig erstaunt, als schon nach so kurzer Zeit wieder ein Brief

von ihr an ihn anlangte. Er war nur zu sehr geneigt, diesen Brief zurückzuschicken, aber diese Zurücksendung wäre eine neue und schwere Beleidigung für die Absenderin gewesen, und eine solche wollte Baron Hermann vermeiden. Dann dachte er daran, den Brief uneröffnet in's Feuer zu werfen; er erinnerte sich aber daran, daß dieses Verbrennen von ungelesenen Briefen eine große Thorheit ist, weil der Empfänger, wenn er den Brief erst erhalten, gewissermaßen auch für alle Folgen des Briefes verantwortlich bleibt, selbst wenn er von dem Inhalt absichtlich keine Kenntniß genommen hat. Er erbrach den Brief und begann zu lesen.

Nach einigen einleitenden Worten stieß er auf eine Stelle, die ihn geradezu frappirte. Dieselbe lautete folgendermaßen:

„So sehr also war es möglich, daß die Entfernung von mir Sie mich vollständig verkennen ließ! Wie unrecht thun Sie mir, und welchen Schmerz bereiten Sie mir damit! Glauben Sie, dieser Verdacht, dieses Mißtrauen schmerzt mehr, als die schroffe Absage, schmerzt mehr, als jede andere Wunde, die meinem Herzen jemals geschlagen wurde! Und doch will ich nichts Anderes, als Ihr Glück!

Sie wissen, daß ich mich gegen Ihre Verheirathung mit jener Dame gewendet, aber nur aus dem Grunde, weil Sie Ihre zukünftige Gattin nicht liebten. Jetzt schreiben Sie mir, daß Sie dieses Weib dennoch lieben und verehren, und von diesem Augenblicke an gibt es natürlich für mich keine andere Pflicht, als Sie mit Ihrer

Gattin, von der ich Sie trennte, wieder zusammen zu führen, damit Sie in einander und durch einander glücklich werden. Von diesem Augenblick an kenne ich nur noch das Glück, das aus der Verbindung zwischen Ihnen und Ihrer Gattin erwachsen kann.

Glauben Sie ja nicht, es handle sich bei mir um eine Phrase! Ich will Ihnen durch die That beweisen, welchen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme.

Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen betreffs Ihrer Gattin, und, wie ich gleich hinzusetzen will, sehr angenehme Mittheilungen. Ich will und werde Ihnen diese Mittheilungen aber nur persönlich machen. Werden Sie meiner verletzten Eitelkeit den Triumph gönnen, daß Sie persönlich bei mir erscheinen, um aus meinem Munde zu vernehmen, daß ich nichts will, als Ihr Glück, daß Sie persönlich zu mir kommen, um mir durch einen Blick, durch einen Händedruck abzubitten all' das Unrecht, das Sie mir angethan haben? Aus meinen Händen sollen Sie Ihr Glück empfangen, aus meinem Munde sollen Sie das hören, was Sie über Alles glücklich machen wird. Gönnen Sie mir, der Entsagenden, das Glück dieses letzten Wiedersehens, durch welches unsere Beziehungen ein Ende nehmen, wie durch einen harmonischen Akkord."

Baron Hermann war durch die Lektüre dieses Briefes wie betäubt. So sehr er dem plötzlichen Gefühlswechsel der Polin mißtraute, so sehr beschäftigten ihn die Mittheilungen, die sie ihm über seine Gattin machen zu können vorgab. Was konnte sie wissen — was war vorgefallen mit Hedwig?

Er ging noch sinnend in seinem Zimmer auf und ab, als eine Depesche eintraf, welche lautete:

„Brief abwarten. Nicht abreisen. Man will Ihnen eine Falle stellen."

Diese Depesche war aus einer größeren Provinzialstadt, und wie er sich auf der Karte überzeugte, lag diese Stadt einige Meilen von Elbersdorf, wo Frau v. Malszinska wohnte. Diese Depesche trug keine Unterschrift und brachte natürlich neue Beunruhigung für den Empfänger.

Am Abend aber traf ein Eilbrief ein, der von ungelenker Frauenhand geschrieben schien und ungefähr lautete:

„Sie haben eine Einladung von einer Dame in Elbersdorf erhalten, zu der Sie früher Beziehungen hatten. Man will Ihnen eine Falle stellen. Ein Mann Namens Kasimir v. Z., ein Landsmann und Helfershelfer der Dame, wird Sie mit ihr überraschen und Sie zu einem Duell zwingen, in dem er Sie tödten soll. Es handelt sich um eine abgekartete Angelegenheit. Seien Sie auf der Hut. Eine Freundin!"

Das erste Gefühl, welches Baron Hermann nach Empfang dieses Briefes empfand, war das des Aergers und des Zornes. Er hatte sich vollständig aus der Gesellschaft zurückgezogen, und jetzt war er mit einem Schlage in eine Intrigue verwickelt, über deren Zweck er sich gar keine Erklärung geben konnte.

Was bedeuteten dieser Brief und diese Depesche, die offenbar auf den Brief der Frau v. Malszinska Bezug hatten? Wer war denn die „Freundin", die ihm hier eine Warnung vor einem Komplott zukommen ließ,

welches von Bosheit und Gemeinheit strotzte und das in direktem Widerspruch mit dem liebenswürdigen Briefe der Polin stand?

Er entschloß sich, zu reisen; er wollte Aufklärung, wollte zugleich die schändlichen Pläne der Polin durchkreuzen.

8.

Frau v. Malszinska saß an ihrem Toilettentisch und wendete alle Künste an, um ihre Schönheit zu erhöhen. Neben ihr stand die Zofe, mit der heute ausnahmsweise die Polin scherzte und lachte. Heiterkeit schien sie zu erfüllen. In der That aber war es nichts, als die boshafte Freude, daß sie so nahe vor der Rache stand.

Baron Hermann hatte geantwortet, daß er kommen würde, sobald es seine Zeit erlaube, daß darüber wohl drei Tage vergehen könnten. An diesem Vormittag sollte er nun eintreffen, und Waleska wollte ihm entgegentreten in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit, die dereinst diesen Mann so sehr geblendet hatte. Zum Mindesten war in ihr die E[illegible]t ebenso groß und mächtig, wie die Rachsucht, u[illegible] vielleicht wäre ihr Triumph noch größer gewesen, wenn der Treulose reuig zu ihr zurückgekehrt wäre, als daß sie nöthig gehabt hätte, ihn der Waffe ihres Helfershelfers zu überliefern.

Mit welchen Gefühlen aber leistete Hedwig ihrer Feindin bei diesen Toilettenkünsten Hilfe! Sie wußte es sehr wohl, daß dieses Weib sich schmückte, um den Gatten zu berücken, und Zagen und Angst wollten die Unglückliche beschleichen, wenn sie daran dachte, wie schön ihre

Feindin sein und welchen Eindruck sie auf den Mann machen würde, der sie dereinst so sehr geliebt hatte. Sie dachte dann auch an sich selbst und an ihr Aeußeres, und wie sehr ein Vergleich zwischen ihr und der schönen Polin zu ihren Ungunsten ausfallen mußte.

Sie wußte aus einem Gespräch zwischen Waleska und Kasimir, daß ihr Gatte erwartet wurde. Seine Verzögerung in der Ankunft hielt sie für ein günstiges Zeichen, veranlaßte sie zu dem Glauben, daß ihre Warnung — denn natürlich waren Depesche und Brief von ihr ausgegangen — den Gatten vorsichtig gemacht hätte.

Näher und näher rückte die Stunde jetzt, in der sie ihn wiedersehen sollte, ohne daß er ahnte, wie nahe sie ihm sei. Näher und näher rückte die Stunde, die vielleicht Todesgefahr dem Manne ihrer Liebe brachte. Unter diesen Umständen empfand Hedwig nicht einmal ganz das Eigenthümliche der Situation, durch welche sie gezwungen wurde, ihrer Nebenbuhlerin bei deren Verschönerungskünsten Hilfe zu leisten.

„Reiche mir die Puderbüchse jetzt herüber!" sagte Frau v. Malszinska, und Hedwig reichte ihr mit zitternder Hand die elegante, vergoldete Büchse, aus der die schöne Polin jetzt Gesicht, Hals und Nacken mit dem weißen Reispulver kunstvoll überschüttete. Sie betrachtete sich prüfend im Spiegel und wendete sich dann lächelnd mit der Frage zu der Zofe: „Bin ich schön heute?"

„Ja, Sie sind es!" entgegnete Hedwig, und sie fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog bei dem Zugeständniß, das sie ihrer erbittertsten Feindin machen mußte.

„Ja, ich will auch heute schön sein!" sagte Frau v. Malszinska, und in diesem Augenblicke blitzten ihre Augen vor Stolz und Rache. „Ich will heute schön sein! Höre wohl, Eva, auf das, was ich Dir sage. Es wird in einiger Zeit ein Herr kommen, der nach mir fragt. Führe ihn zu mir in den Salon, wo ich ihn erwarte. Sollte dann späterhin der andere Herr kommen, der in diesen Tagen mich öfter besucht hat, so laß ihn ohne ihn zu melden ein. Es handelt sich um einen freundschaftlichen Besuch."

Noch einen letzten prüfenden Blick warf die schöne Polin in den großen Toilettenspiegel, dann zog sie sich nach ihrem besten Zimmer zurück, um dort mit einem Buch in der Hand die Ankunft des Baron Hermann zu erwarten.

Hedwig räumte den Toilettentisch auf, aber oft unterbrach sie sich in ihrer Arbeit, um ihre Hände gegen die Schläfe oder auf ihre Brust zu drücken. Es war ihr, als wolle das Blut aus ihrem Kopfe dringen, als wolle das übermäßig schlagende Herz die Brust zersprengen.

Sie sollte ihn empfangen! Sie sollte ihn anmelden! Wie oft begab sie sich nach dem Zimmer, von dem aus man den Weg zu der Straße übersehen konnte, auf welcher der Erwartete jedenfalls von der benachbarten Eisenbahnstation mit einem Wagen herüberkommen mußte.

Endlich knirschte draußen der Sand unter Rädern und Pferdehufen. Hedwig sprang an das Fenster und sah ihren Gatten aus dem Wagen steigen. Sie sah wieder seine hohe Gestalt, sein edles Gesicht, das nur jetzt bleich

war, und sie fühlte, wie ihre Füße zitterten, wie ihre Sinne zu schwinden drohten.

Dann hörte sie seinen Schritt draußen im Hausflur, und gleich darauf schloß sich die Thüre des Salons, in der Frau v. Malszinska ihn selbst erwartete, hinter ihm.

Einen Augenblick noch blieb sie wie gebannt stehen, im nächsten Moment aber stand Hedwig als Lauscherin an dem Thürpfosten, aber ihre Kräfte verließen sie, sie sank in die Kniee, um unwillkürlich ihr Ohr an die Thürspalte zu legen und zu hören, was da drinnen gesprochen wurde.

Sie hörte die Stimme der Polin, die möglichst mild und mit einem Anflug von Rührung sagte: „Sie sind also doch gekommen und haben meine letzte Bitte erfüllt! Ich wußte es, daß ich nicht vergeblich an Ihre Gerechtigkeit, an die Güte Ihres Herzens appelliren würde."

Kalt und ruhig klang die Stimme Baron Hermann's, als er entgegnete: „Ich bin Ihrer Aufforderung nachgekommen, weil Sie mir erklärten, wichtige Mittheilungen betreffs meiner Gattin mir machen zu wollen. Ich weiß allerdings nicht, in welche Beziehungen Sie zu meiner Gattin gekommen sein mögen. Indeß ist mir Alles das, was mein Weib betrifft, so wichtig und theuer, daß ich nicht verfehlen wollte, mir diese Begegnung mit Ihnen zu verschaffen, welche genug des Peinlichen für uns Beide haben muß, und welche ich Sie bitten möchte, möglichst abzukürzen."

Dieser Ton schien Frau v. Malszinska verletzt zu

haben, denn sie entgegnete jetzt mit höhnischer Betonung: „Ah! Der Baron v. Hagen fürchtet sich!“

Ein Geräusch ließ Hedwig, welche gespannt dieser in französischer Sprache geführten Unterredung zuhörte, um sich blicken, und mit einem Schrei sprang sie auf. Hinter ihr stand Kasimir, der im richtigen Momente kam, um den von Bosheit und Rache inscenirten Akt zu Ende zu spielen. Der brutale Mann riß Hedwig auf und rief ihr zu: „Man horcht also an den Thüren?“

Dann öffnete er die Thür des Zimmers, in dem sich Frau v. Malszinska und Baron Hermann befanden. Er zog die widerstrebende Hedwig mit sich hinein.

„Ich bringe Ihnen Ihre Kammerjungfer,“ schrie er, wie es schien, erregt, „welche an der Thür horchte. Aber was sehe ich? Was ist das? Sie empfangen in meiner Abwesenheit Besuche? Was soll das heißen?“

Meisterhaft war das Spiel der Polin, welche jetzt die Rolle einer überraschten, treulosen Geliebten übernahm. Verwirrt blickte sie zu Boden, abwehrend streckte sie die Hände aus und sagte: „Es ist nichts! Herr Baron v. Hagen stand früher zu mir in freundschaftlichen Beziehungen.“

„Er stand zu Ihnen in freundschaftlichen Beziehungen?“ sagte Kasimir und trat frech auf Baron Hermann zu. „Und Sie erdreisten sich, diese Beziehungen fortzusetzen, Sie erdreisten sich, hier heimliche Besuche zu machen?“

Hedwig, welche zitternd neben der Thür stand, und die man gar nicht beachtete, wagte nicht, sich von ihrem Platze zu rühren, und doch sah sie, wie es jetzt dämo-

nisch aufblitzte in den Augen der Polin, weil diese glauben mußte, daß auf die brutale Anrede ihres Helfershelfers der überraschte Baron Hermann eine heftige Antwort ertheilen würde.

Mit einer Kaltblütigkeit aber, die wie erstarrend auf die Polin und ihren Helfershelfer wirkte, erklärte Baron Hermann, der ruhig aufgestanden war: „Ich würde Ihnen empfehlen, Kasimir v. Z., sich lieber um Ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, die wahrlich unangenehm genug sind, da man Sie wegen Falschspiels polizeilich sucht. Ich war auf meiner Durchreise in der Garnisonstadt H. und habe erfahren, daß Sie dort mit Schimpf und Schande aus dem Offizierskasino entfernt worden sind, weil Sie beim Spiel betrogen. Sie sind der Helfershelfer dieses Weibes da, das mich hierher gelockt hat, um mich zu einem Duell mit Ihnen zu zwingen, in welchem Sie mich gegen gute Bezahlung in das Jenseits befördern sollten. Dieses Duell wird nicht stattfinden, weil kein Ehrenmann sich mit einem Betrüger und Hochstapler schlägt."

Mit einem polnischen Fluch stürzte sich Kasimir auf den Baron Hermann, der ihm mit einem Faustschlag in's Gesicht antwortete, durch welchen der Pole zurücktaumelte und vorläufig nicht wagte, sich wieder dem kaltblütigen Feinde zu nähern.

„Wir sind verrathen!" schrie er jetzt Frau v. Malszinska zu. „Wir sind behorcht! Diese freche Person hat uns belauscht!"

Er wies auf Hedwig, die immer noch regungslos an

der Thür stand, und auf welche sich jetzt Frau v. Malszinska stürzte. In diesem Augenblicke kam die volle Rohheit, alle Bosheit, alle Nichtswürdigkeit in der Seele dieses Weibes zum Ausbruch. Was Erziehung und Umgang in der Gesellschaft ihr gewissermaßen als schillernde Schminke und Firniß angelegt hatte, fiel jetzt von ihr, als sie sich verrathen, betrogen um ihre Rache sah, verächtlich gemacht von dem Manne, an dem sie sich rächen wollte.

Mit einem Hilfeschrei wollte Hedwig flüchten, aber schon griff die Hand der Polin nach ihr, während gleichzeitig Baron Hermann, in der Absicht, einer Wehrlosen zu helfen, auf sie zutrat. Die Hand der Polin krallte sich in das Haar Hedwig's, im nächsten Augenblick fiel die braune Haartour von dem Kopfe Hedwig's, das goldblonde Haar wurde sichtbar und unter diesem an der Stirn die lange rothe Narbe, welche die Kugel zurückgelassen hatte.

Die Polin stutzte trotz ihrer Wuth, in demselben Augenblick aber schrie eine Stimme, eine zitternde, jubelnde Stimme: „Hedwig!"

Dann sah die Polin noch, wie ihre Zofe an der Brust des Mannes lag, an dem sie sich rächen wollte, und die Sinne verließen sie.

— — — — — — — — — — — —

Drüben in dem Häuschen, in welchem die Wittwe Flemming bisher mit ihrer angeblichen Tochter wohnte, stand Baron Hermann neben seiner Gattin. In fliegender Hast hatte sie ihm erzählt, was sie gethan, und als er

sie jetzt fragte: „Und das thatest Du um meinetwillen, um mich, den Unwürdigen, der nicht werth ist, Dich in seine Arme zu schließen? Warum thatest Du es?"

Da senkte Hedwig die Augen und flüsterte, übergossen von Röthe, zitternd vor Scham und Glückseligkeit: „Weil ich Dich liebe."

Mit einem Jubelschrei zog er sie an sich und küßte sie heiß auf Augen, Mund und Stirn. Er hob sie in seinen Armen empor, als wolle er sie forttragen aus diesem Leben voll Kampf und Noth, aus diesem Dasein, in dem die Liebe so selten zur Geltung kommt.

Er führte sie zu dem einfachen Sopha und sank vor ihr in die Kniee.

„Kannst Du mir verzeihen?" sagte er. „Kannst Du mir verzeihen, was ich an Dir gethan? Verzeihen um meiner Reue willen, mir verzeihen, weil ich Dich anbete, weil dieser Augenblick der glücklichste meines Lebens ist?"

Aus seinen Augen leuchtete ihr so viel unendliche Liebe entgegen, daß sie glaubte vergehen zu müssen.

„Willst Du mir verzeihen?" fragte er noch einmal leise, und sie legte die Arme um seinen Hals und antwortete nur: „Ich liebe Dich ja!"

Am Abend ging eine Depesche an den Konsul Zimmermann ab mit der Nachricht, daß seine Tochter mit ihrem Gatten soeben die Hochzeitsreise angetreten habe, und daß die alte Anna am nächsten Tage persönlich eintreffe, um alle nähere Aufklärung zu bringen.

Während am nächsten Tage das junge Ehepaar nach dem Süden abdampfte, reisten Frau v. Malszinska und

ihr Vetter nach Paris, um auf diesem für Abenteurer aller Art günstigen Boden ein besseres Feld für ihre Operationen zu suchen.

Es ist wohl anzunehmen, daß das Schicksal Beide dereinst ebenso erreichen wird, wie das Glück, das der Himmel für Hedwig und Hermann festgesetzt hatte, auch diesen zu Theil wurde während der Jahre, die sie bisher lebten, und daß es ihnen wohl treu bleiben wird auch während der Jahre, die sie noch verleben werden.

Ist doch selbst der alte Konsul durch dieses Glück wieder jung geworden, und sieht er jetzt fast täglich so strahlend glückselig aus, wie an dem Hochzeitstage, an dem er bereits das Glück gekommen glaubte, das mit seinem Eintreffen so lange zögern sollte.

---

# Am Hofe des Kaisers Nikolaus.

## Nach den Denkwürdigkeiten eines Diplomaten

mitgetheilt von

**Hans Marschall.**

(Nachdruck verboten.)

Wie heute das kaiserliche Berlin der Mittelpunkt der europäischen Politik geworden ist, so war dies bis nach dem Zusammenbruch des zweiten französischen Kaiserreichs das napoleonische Paris, und vorher, in den letzten Jahren der Regierung des Zaren Nikolaus I., St. Petersburg. Die maßgebenden Persönlichkeiten, welche an diesen Höfen lebten und die Sonne der so allmächtigen Majestät umkreisten, werden immer ein hohes geschichtliches Interesse erregen, um so mehr, wenn man sie durch einzelne Züge ihres Wirkens schärfer charakterisirt erhält. In dieser Beziehung sind neuerdings höchst werthvolle Mittheilungen von diplomatischer Seite gemacht worden, und unter ihnen nehmen die Denkwürdigkeiten des früheren sächsischen Gesandten Grafen Vitzthum v. Eckstädt einen bedeutenden Rang ein.

Als derselbe im Jahre 1852 nach Petersburg kam. galt dies in der politischen Welt für die Hauptstadt des mächtigsten Reiches in Europa und des gewaltigsten Monarchen, nach dessen Willen die Geschichte seiner Zeit

gemacht wurde. Vor dem Zaren Nikolaus beugte sich, wie selbstverständlich, die Politik von Oesterreich, Preußen und auch England. Theils war dies durch eine Ueberlieferung aus den Tagen der heiligen Allianz der Fall, durch die der Kaiser Alexander I. in eine romantische Glorie als Retter Europa's gesetzt worden war; theils lag es an der Persönlichkeit und dem Hochmuth seines ihm 1825 auf dem russischen Throne nachgefolgten Bruders Nikolaus, der vermeinte, mehr als alle anderen Fürsten zu sein. Oesterreich, dem er 1849 Ungarn erobert, sah er für ein Geschöpf seines Willens an, Preußen erschien ihm als eine Art Vasallenstaat, England glaubte er in der Hand zu haben, und Frankreich im Pfuhl der Revolution versunken. Napoleon III. war ihm ein Emporkömmling, den er auch später durchaus nicht mit dem üblichen Brudertitel in seinen Briefen beehrte, sondern wie den Präsidenten der nordamerikanischen Union nur als seinen „großen Freund" anredete. Ganz Europa war nach seiner Ansicht der Revolution verfallen, und Fürsten wie Völker hatten daher nur Gnade und Hilfe von ihm, dem allgewaltigen Zaren, zu erhoffen, dessen Wink Millionen in sklavischem Gehorsam folgten.

Er war in seinem unumschränkten Despotismus während seiner ganzen Regierung nicht gestört worden, und die Natur hatte zur Erhöhung seiner Selbstvergötterung sich außerdem darin gefallen, ihn körperlich mit großen Vorzügen auszustatten. Noch in seinen fünfziger Jahren galt er als schöner Mann mit jugendlich-kräftiger Hünenfigur. Die Schönheit seiner Erscheinung beeinträchtigte

es nicht, daß mit den Jahren sein Schädel fast entblößt worden war, die niedrige Stirn überhaupt wenig Entwickelung zeigte und mit der männlichen Nase eine gerade Linie bildete. Das Hinterhaupt war außergewöhnlich stark und bezeugte damit seine große Willenskraft; mächtig der Nacken auch, auf dem sein dagegen auffällig kleiner Kopf ruhte. Gern zeigte er sich zu Pferde, auf Thieren, die sehr groß und ausnehmend kräftig sein mußten. Bei Paraden wechselte er sie mehrere Male, da keins derselben länger als eine Stunde das Gewicht eines solchen Reiters aushielt. Ein Zittern in allen Gliedern verrieth dies dann bei den wohldressirten Thieren, die sonst kaum ein Ohr, geschweige denn einen Fuß bewegten.

Wiewohl er niemals für sich Kriegslorbeeren errungen, hielt er sich doch für einen großen Soldaten und geborenen Feldherrn. Das Regieren betrachtete er dagegen wie ein ihm von der Vorsehung verliehenes Amt, das nicht eigentlich seines Handwerks sei. Dennoch pfuschte er denen, die es berufsmäßig trieben, immer hinein und betrachtete seine Minister selbst nur wie Beamte in seinem Dienst, auf die Rücksicht zu nehmen er als ihr Herr und Kaiser nicht nöthig habe. Unter diesen Ministern stand bis zu seinem Tode Graf Nesselrode obenan, der schon der Vertraute Alexander's gewesen war, ein kleiner Mann mit einer großen Brille, von unermüdlicher Arbeitskraft, geschmeidig sich stets nach den Launen des Kaisers richtend.

Einen unbedingten Einfluß auf ihn übte nur seine Gemahlin aus, die Kaiserin Alexandra, Tochter Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, durch die Verehrung, die

sie ihm zollte und die er in höchster Ritterlichkeit ihr erwiederte. Er ließ sie z. B., wenn sie aus dem Wagen stieg und er dabei war, nicht den Boden berühren, ehe sie nicht den Fuß auf seine hingehaltene Hand gesetzt hatte, und solche Galanterie vor allem Volk zu üben, schmeichelte sichtlich seiner Eitelkeit, die überhaupt immer bei seinem öffentlichen Auftreten mitspielte. Die Kaiserin war eine hagere Gestalt, die in dem lichten Gewande, das sie zu tragen liebte, unwillkürlich an die weiße Frau erinnerte, die im Berliner Schlosse umgehen soll. Ihre Schönheit soll in ihrer Jugendzeit nicht gering gewesen sein, und noch als ältere Dame hatte sie Spuren davon; doch prägte sich ihr nervöses Leiden auch ihrem bleichen Gesicht auf und bewirkte ein fortwährendes unfreiwilliges Nicken mit dem Kopfe.

Der Mann am Hofe, welcher mit Nikolaus und seiner ganzen Familie am vertrautesten stand, war der alte Fürst Peter Wolkonski. Er wurde endlich schwer krank und zerfiel sozusagen bei lebendigem Leibe. Aber sein Einfluß auf die kaiserliche Familie blieb bis zum letzten Athemzug derselbe. Jedes Mitglied derselben besuchte den Kranken täglich. Und als eines Morgens die Großfürstin Marie des entsetzlichen Geruches wegen die übliche Umarmung unterließ, wurde der Sterbende ungehalten und rief: „Nun, Marie, warum küssest Du mich denn heute nicht?“ Worauf sie sich überwand, sein Begehren zu erfüllen.

Nach dem Tode dieses Mannes ordnete Kaiser Nikolaus eine Leichenfeier von größtmöglichem Pomp an.

Mitten im Schiff der Kirche war ein Katafalk errichtet, auf welchem der unverschlossene Sarg, von Tausenden von Wachslichtern umstrahlt, ruhte; alle Würdenträger des Reiches, die Gesandten, die hohe Geistlichkeit, waren darum versammelt. Als der Augenblick kam, den Sarg zu schließen, stieg der Kaiser die Stufen hinauf, küßte die Leiche und kniete dann lange vor dem Sarge. Dann erhob er sich und gab zwölf Unteroffizieren des Regiments, dessen Inhaber der Verstorbene gewesen war, das Zeichen, den Sarg zur Beisetzung in die Gruft zu tragen. Kaum war jedoch der Zug in Bewegung, so schob Seine Majestät den Flügelmann bei Seite, ergriff selbst eine Handhabe des Sarges und half ihn so in die Gruft tragen. Er hatte, wie ein Schauspieler, diese Scene auf den Effekt berechnet, nicht nur, weil er in Bezug auf Würde und Grazie sich als vollendeter Künstler wußte, sondern auch, um sich bei dieser öffentlichen Gelegenheit in großer Uniform, mit in Diamanten funkelnden Ordenssternen, als den demüthigsten und gläubigsten Sohn der orthodoxen Kirche zu zeigen.

Anders hielt er sich, als sein Schwiegersohn, der Herzog von Leuchtenberg, wenige Tage darnach starb, und er dessen Beisetzung auch beiwohnte. Da stand er in kleiner Uniform, nachlässig an einen Pfeiler in der Kirche gelehnt, und wohnte theilnahmlos der Feierlichkeit bei. Auch diesmal in studirter Weise, um eine Gleichgiltigkeit gegen den Katholizismus, dem der Verstorbene angehörte, zur Schau zu tragen. Dieselbe Schauspielerei bethätigte er an jedem Osterfest. Sobald hierbei die Kirchenfeierlichkeit mit dem

Hallelujah, daß der Christ erstanden, beendigt ist, umarmt sich alle Welt nach russischer Sitte. Der Kaiser Nikolaus versäumte dies gewiß nicht und umarmte auch stets die Grenadiere, die vor dem Winterpalais Schildwache standen. Und stolz darauf, daß er zu allen Stunden des Tages und der Nacht allein, ohne Beschützer, die Straßen seiner Hauptstadt durchschreiten könne, sah man ihn fast täglich mit einem alten, abgetragenen grauen Militärmantel solche Gänge machen, wo Jeder aus dem Volke, der ihm begegnete, wie vor einem Gott in die Kniee sank. Als Gott auf Erden wollte er seinen Russen ja auch gelten.

Eine der wichtigsten Persönlichkeiten an seinem Hofe war sein Generaladjutant und zugleich Marineminister seit 1836, Fürst Menschikoff, ein Urenkel jenes unter Peter dem Großen zum Reichsverweser und Marschall emporgestiegenen Bäckerjungen. Er war ein hochgewachsener, stattlicher alter Herr von strammer, militärischer Haltung, ausnehmend höflich und witzig in seinen Reden. Er konnte dem Zaren Alles sagen, freilich mit der Vorsicht, die er im Verkehr mit diesem allerhöchsten Herrn gelernt hatte. Einmal wollte er den Kaiser auf die fortgesetzten Unterschleife eines Generals, der in hoher Gunst bei Hofe stand, aufmerksam machen und führte dies in folgender, verschmitzter Weise aus: Er that einmal, als komme er von der Beichte und sei höchst beunruhigt über die dabei gethane Forderung des Popen, seine Unterschleife einzugestehen, die er sicherlich als großer Herr begangen habe.

„Ich brauche Eurer Majestät,“ fuhr Menschikoff, dem Kaiser berichtend, fort, „die Entrüstung nicht zu schildern, mit welcher ich diese Verdächtigung zurückgewiesen habe. Der Pope schüttelte den Kopf, ertheilte mir endlich die Absolution, und ich nahm das Abendmahl. Als ich später aus der Kirche trat, warf sich mein Beichtvater mir zu Füßen und stammelte händeringend: ‚Vergebung, Herr! In der Dunkelheit habe ich Sie für einen Anderen gehalten; ich glaubte in Ihnen den General X. zu erkennen.‘“

„Was! Der auch?“ rief Nikolaus lachend. Aber er ließ nun eine Untersuchung einleiten, welche den angeblichen Verdacht des Popen bestätigte, worauf der schuldige General seinen einträglichen Posten verlor.

Auch Fürst Orloff gehörte zu den Intimen des Kaisers, zumal nach des erwähnten Günstlings Wolkonski Tode. Er war ein Neffe jenes Orloff, der Peter III. eigenhändig erdrosselt hatte und konnte für sein Theil diese Blutschuld seines Geschlechtes dadurch sühnen, daß er dem Zaren Nikolaus bei der Militärrevolte, die seine Thronbesteigung 1825 in Petersburg erregte, das Leben rettete. Muthig trat damals Nikolaus den Rebellen entgegen, bot ihren Gewehren seine Brust dar und forderte sie auf, zu sagen, was sie begehrten. In der That schritten ihm darauf ein paar Soldaten entgegen und einer davon legte auch das Gewehr auf ihn an. In diesem verhängnißvollen Augenblicke schlug Orloff, als Adjutant neben dem Kaiser stehend, den Verwegenen mit seiner riesigen Faust derartig vor die Stirn, daß der Mann sogleich todt

niederstürzte. Vor Schrecken bleich darüber warfen sich die Uebrigen auf die Kniee und flehten um Gnade. Die Rebellion war zu Ende. Seitdem konnte Orloff auf die Dankbarkeit des Zaren rechnen, der ihn zum Grafen und General, dann zum Minister und Fürsten erhob, und zuletzt ihm auch die berüchtigte, furchtbare dritte Abtheilung des Ministeriums anvertraute, jene geheime Polizeiverwaltung, die überall ihre Spione hielt, die mächtigsten Personen mit ihren, bis in die feinsten Kreise verkehrenden Agenten überwachte und mißliebige oder verdächtige Personen spurlos verschwinden lassen konnte.

Eines Tages war der Kaiser sehr unangenehm davon überrascht worden, daß der englische Gesandte etwas wußte, was er als politisches Geheimniß wichtigster Art ansah. Er ließ Orloff rufen, und in der üblen Laune empfing er ihn wie einen Schulknaben, was ja auch seine Günstlinge sich gefallen lassen mußten. Er polterte heraus, was ihm passirt war.

„Wozu habe ich eine Polizei?“ herrschte der Herr dann den Chef der dritten Abtheilung an.

„Das müssen Eure Majestät am besten wissen,“ entgegnete Orloff kurz.

„Ganz recht, nur weiß ich nicht, wozu sie gut ist. Und wenn Sie mir binnen vierundzwanzig Stunden nicht den Verräther nennen, der dies Geheimniß unter die Leute gebracht hat, so sind Sie kassirt!“

„O,“ versetzte darauf der Fürst mit großer Ruhe, „meine Polizei ist so vortrefflich, daß ich nicht vierundzwanzig Stunden brauche, um den Verräther zu nennen.“

„Sie kennen ihn also? Sie wissen —?"

„Ich weiß, was ich weiß, Majestät. Aber sagen kann ich es nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers."

„Ich ertheile Ihnen diesen Befehl!"

„Der Verräther," berichtete nun Orloff ganz amtsmäßig, „welchen Eure Majestät suchen, heißt Nikolaus Paulowitsch, Zar aller Reußen, Allerhöchstwelcher immer vergißt, wenn er im Salon der Kaiserin von Staatsgeschäften spricht, daß jede der dort anwesenden Hofdamen nicht blos zwei Ohren, sondern Brüder, Vettern und Verwandte hat, denen sie Alles wieder erzählt, was sie hört. Und so verbreitet sich jedes Wort, welches der Kaiser fallen läßt, wie ein Lauffeuer durch die Stadt."

Der Kaiser war entwaffnet; es gehörte in der That zu seinen Schwächen, in den Gesellschaften, die er besuchte, selbstgefällig von dem zu sprechen, was ihn gerade beschäftigte, und sich dabei oft nicht einmal den Zwang höflicher Zurückhaltung im Urtheil über höchste Persönlichkeiten aufzuerlegen. So konnte mancher Gesandte und Hofmann nach 1848 die zornigsten Ausbrüche von ihm über seinen königlichen Schwager in Berlin hören, weil derselbe der Revolution sich zu nachgiebig erwiesen habe. Der preußische Gesandte, Generallieutenant v. Rochow, blieb aber trotzdem unter allen Mitgliedern des diplomatischen Corps in Petersburg das bei ihm beliebteste und auch einflußreichste. Redselig, gutmüthig, ein Diplomat nach der alten Schule, welche die Politik für gewöhnlich nicht tragisch auffaßte, hatte er sich in die Ideen des Kaisers Nikolaus so eingelebt, daß dieser

gern mit ihm plauderte, wie es seine allzu offenherzige Art war, oft laut vor ihm dachte, wie es ihm Orloff so drastisch vorgehalten, und ihm eigentlich mehr Vertrauen schenkte, als seinen eigenen Ministern. So ereignete es sich häufig, daß, wenn der Kaiser dem preußischen Gesandten hochwichtige politische Entschlüsse anvertraute, von welchen Graf Nesselrode keine Ahnung hatte, Rochow um die Erlaubniß bat, den Staatskanzler davon im Interesse der Sache unterrichten zu dürfen. Gewiß ein wundersamer Geschäftsgang!

Auch die anderen Wahrnehmungen bestätigten, daß das feine Gesellschaftsleben in Petersburg unter der strengen Despotie Nikolaus' I. bezüglich der Freiheit seiner Aeußerungen gar nicht zu leiden hatte. In diesen Regionen machte man sich nichts aus der russischen Censur und aus der Furcht vor der dritten Abtheilung des auswärtigen Ministeriums, und diejenigen selber, welche an der Regierungsmaschine mitarbeiteten, um im heiligen Rußland die Geister in sklavischer Disziplin zu halten, sprachen sorglos von verbotenen Büchern und freimüthig über die politischen Zustände und Personen. In den Salons waren die Worte frei, und noch viel mehr, wenn sich die vornehme Welt im Sommer auf den Newa-Inseln mit ihren Villen und Gärten zusammenfand. Abends traf man sich an der sogenannten Pointe, der westlichsten Spitze der Inseln, wo man in der Ferne das Meer erblickte Es war dann dort ein buntes Gemisch von Equipagen aller Art, ein stillstehender Korso. Die Herren verließen ihre einspännigen Droschken, um von Wagen zu Wagen zu

gehen, dort einer Fürstin, hier einer Schauspielerin, die gerade in der Mode war, ihre Huldigungen darzubringen. Es war für die Damen eine beliebte Gelegenheit, ihre Pariser Toiletten gegenseitig zu mustern, für die Männer, in allen Kreisen der Petersburger Welt Bekanntschaften zu machen. Man erfuhr dort außer dem geselligen Klatsch auch die Neuigkeiten des Tages, da die Diplomaten natürlich nicht fehlten, und erging sich darüber in einer Freiheit der Meinung, die einem Fremden in der russischen Luft wohl auffällig erscheinen mußte. Einen der besuchtesten und belebtesten Salons auf diesen Inseln hielt die Großfürstin Helene, Wittwe des jüngsten Bruders des Zaren, eine württembergische Prinzessin, hochgebildet und geistreich, die Schutzpatronin vieler Künstler. Auf höfische Etikette hielt sie nicht viel, und man sprach bei ihr über Politik, als sei man in London.

Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß der Kaiser Nikolaus einestheils an Nervosität litt, die schon an Geistesstörung streifte; anderntheils, daß er trotz seiner Ueberzeugung, ein Hort gegen die Revolution in Europa zu sein, eigentlich stets in der Furcht vor einer solchen lebte. Es gab in den letzten Regierungsjahren des allmächtigen Zaren in Rußland in der That schon geheime Gesellschaften im Lande, deren Zweck der Umsturz alles Bestehenden war. Ueber diese Anfänge des später so furchtbaren Nihilismus äußerte der Leiter der politischen geheimen Polizei zu Graf Vitzthum, daß die Verschwörung „mit einer wahrhaft teuflischen Genialität" organisirt sei. Die Verzweigungen erstreckten sich über alle Pro-

vinzen. In Petersburg sollte der Kaiser und alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, in den Provinzen die Generalgouverneure und Polizei-Organe an einem und demselben Tage ermordet, und Rußland in eine Förderativrepublik verwandelt werden. Der bekannte Bakunin hatte diesen Plan offenbar entworfen. Er wurde von Oesterreich an Rußland ausgeliefert. „Schade um den Menschen!“ meinte über ihn der Polizeiminister. „Ich glaube nicht, daß die russische Armee einen Artillerie-Offizier in ihren Reihen zählt, der an Wissen und Talent es mit ihm aufnehmen könnte.“ Bakunin kam natürlich nebst seinen ergriffenen Mitverschworenen in die Bergwerke Sibiriens. Kaiser Nikolaus gestand denn auch selbst einmal, indem er an diesen revolutionären Versuch dachte, daß der Boden unter seinen Füßen unterminirt sei, meinte aber, so lange er lebe, werde man sich nicht rühren.

Hervorzuheben ist hierbei, daß schon damals, im Anfang der 1850er Jahre, jene nationalrussische Bewegung begann, die zunächst im Deutschenhaß sich bis heute fortentwickelt hat. Man fing in gewissen Salons von Petersburg an, nur russisch mit einer auffälligen Mißächtlichkeit gegen das sonst noch allgemein gebrauchte Deutsch zu sprechen, und schwärmte für Puschkin, den man für Rußlands Goethe erklärte. Man schalt in diesen Kreisen auf den Deutschen Nesselrode, weil er seine Landsleute bevorzugte, und empörte sich, weil in der That die höchsten Stellen in der Armee und in der Diplomatie von Deutschen besetzt waren. Einer unter ihnen warnte sogar im Vertrauen einmal den Kaiser vor diesem wachsenden Uebermuth der russischen

Partei mit den Worten: „Wenn Sie nicht diesem Unwesen steuern, so erleben wir noch unter Ihrer Regierung eine Bartholomäusnacht aller deutschen Beamten," worüber Nikolaus sehr ernst wurde. Auch hierbei mochte er an den Vulkan unter seinen Füßen denken.

Betreffend seine innere Krankeit, so war sie unzweifelhaft eine ererbte, die dann den Charakter von Größenwahn annahm. Bereits in den vierziger Jahren klagte der langjährige Leibarzt des Kaisers, Dr. Arndt, der ihn von Jugend auf kannte, über die Anzeichen einer erblichen Geisteskrankheit desselben mit den Worten: „Ich muß Tag und Nacht auf meiner Hut sein, denn der Kaiser und seine Brüder haben Alle das Leiden des Kaisers Paul." Dieser, der Vater von Nikolaus, wurde zuletzt bekanntlich wahnwitzig und in seiner Raserei von Garde-Offizieren ermordet. Sein ältester Sohn Alexander I. starb, vom Erbübel heimgesucht, 48 Jahr alt in brütendem Tiefsinn, lebensüberdrüssig, einsam in dem fernen Taganrog; der zweite Sohn Paul's, Konstantin, hielt sich wegen seiner Gemüthskrankheit selbst für regierungsunfähig und verzichtete auch auf den Thron, wo er wahrscheinlich nur das tragische Geschick seines Vaters gefunden hätte. Aelter als 52 Jahre wurde er nicht. Noch früher ereilte den jüngsten der Söhne Paul's, Michael, der Tod am Schlagfluß, eine Folge seiner schon bis zum Wahnsinn gesteigerten Reizbarkeit. Und Nikolaus, der dritte Sohn Paul's, gab seit seinem fünfzigsten Lebensjahre so unzweideutige Zeichen von Geistesüberspanntheit, daß ein englischer Arzt, Granville, im Juli 1853 mit Sicherheit in

einem Briefe an Lord Palmerston voraussagte, der Zar habe höchstens noch zwei Jahre zu leben, was sich denn auch bestätigte.

In solcher Ueberspanntheit des Kaisers erzeugte sich die Idee, der Türkenherrschaft in Europa ein Ende zu machen. Er sprach fortan von den Muselmännern am Bosporus nur noch als von „Türkenhunden", „verruchten Ungläubigen", deren „schmutzige Wirthschaft" nicht länger zu dulden sei. Und diese fixe Idee erfüllte ihn so sehr, daß er endlich den Krieg beschloß, um im Siege über die „Türkenhunde" seine höchste Genugthuung zu suchen. Er wurde darüber so blind, daß er gar keiner staatsmännischen Erwägung zugänglich war. Seiner herkömmlichen Hochmüthigkeit gemäß hielt er es für unmöglich, daß eine Macht in Europa, als dessen oberſten Herrn und Schutzpatron er sich ansah, ernstlich gesonnen sein könnte, seinem Willen sich zu widersetzen, mit den Türken aufzuräumen, und er verlachte die Drohungen Englands und Frankreichs, sich diesen Türken zu Liebe mit ihm auf den Kriegsfuß zu stellen.

Eines Abends im Sommer 1853, im Salon der Kaiserin, trat der Kaiser in der besten Laune auf den preußischen Militärattaché Grafen Münster zu und fragte: „Was gibt's Neues?"

„Ich weiß gar nichts. Wenn Majestät mir nichts zu sagen haben —"

„Nun, so mögen Sie's denn wissen. Ich habe das vierte und fünfte Armeecorps auf Kriegsfuß gesetzt."

„Das hätten Sie auch bleiben lassen können, Majestät!" platzte in seinem Schrecken der Graf heraus.

Und dieser Schrecken ergriff jeden der in Petersburg befindlichen Diplomaten, und nicht zum wenigsten die Minister des Kaisers Nikolaus, als sie diese Neuigkeit nun vernahmen. Denn Keiner von ihnen hatte eine Ahnung davon gehabt. Der selbstherrliche Zar hatte diese verhängnißvolle Maßregel einfach durch einen Kurier an die Generäle anordnen lassen, ohne auch nur dem ersten Minister des Reiches davon Kenntniß zu geben. Die Folge davon war der Krimkrieg, an dem sich England, Frankreich und Sardinien gegen Rußland betheiligten.

Kaiser Nikolaus schwelgte in Siegesgewißheit und freute sich schon auf die Nachricht, wie seine Russen die Franzosen und Engländer in's schwarze Meer werfen würden. Als es aber nun ganz anders kam, die Russen an der Alma, bei Balaklava und bei Inkjerman geschlagen, in Sebastopol hart bedrängt wurden, da brach diese Demüthigung dem stolzen Mann in Petersburg das Herz. Er starb vor Zorn, daß seine Macht über Europa gebrochen war, am 2. März 1855.

# Ist die Sorge berechtigt, lebend begraben zu werden?

## Ein Mahnruf für Jedermann.

Von

**L. Haschert.**



Es ist eine Thatsache, daß vielen alten Leuten, die sich dem Ende ihres Lebens nähern, die Sorge schwer auf der Seele liegt, sie könnten lebendig begraben werden, und sie es daher nicht dringend genug ihren Kindern an's Herz legen können, doch ja alle Mittel in Anwendung zu bringen, um unzweifelhaft sicher festzustellen, ob der Tod erfolgt ist oder nicht.

Daß diese Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden gerechtfertigt ist, wird Niemand bestreiten, haben sich doch erst in neuester Zeit in dieser Hinsicht Dinge zugetragen, welche an gewisse schaurige Legenden des Mittelalters erinnern und die allgemeine Aufmerksamkeit in dem Grade auf sich lenkten, daß z. B. die französische Kammer ein Gesetz annahm, durch welches vorderhand wenigstens die fakultative Verbrennung der Leichen in Frankreich eingeführt wird.

Zur Begründung unserer Behauptung wollen wir einige dahin gehörige Thatsachen aus neuer und neuester Zeit anführen.

Im Dezember 1884 wurde in Lecce in Italien ein Packträger nach dem Friedhof getragen, um daselbst nach der ärztlichen Bestätigung des Todes und den sonst üblichen Deklarationen beerdigt zu werden. Da die Nachlassenschaft des Verstorbenen nicht die Kosten für einen Sarg deckte, und auch die Gemeinde nicht geneigt war, sich diese Ausgabe aufbürden zu lassen, so wurde der arme Teufel ohne Sang und Klang nicht nur, sondern auch ohne Sarg, nur in ein Tuch gehüllt, hinausgetragen. Die Todtengräber waren noch mit der Aushöhlung des Grabes beschäftigt. Als sie damit zu Ende, ergriffen sie den Körper, um ihn in die Gruft hinabzulassen. Kaum aber war dieser auf dem Boden angekommen, als er neue Lebenskraft erhielt, die Augen aufschlug und sich zum Sitzen emporrichtete. Die Todtengräber waren darüber so bestürzt, daß sie beinahe die Flucht ergriffen hätten. Wahrscheinlich war der Packträger vorher berauscht gewesen und durch die strenge Winterkälte in eine todtenähnliche Erstarrung versetzt worden. Todt war er aber gewiß nicht. Seine Armuth, die ihm die Einsargung verwehrt hatte, rettete ihn so.

Auch in Belfort kam im Januar des nämlichen Jahres ein ähnlicher Fall vor. Man war dort eben im Begriff, einen anscheinend Todten in den Sarg zu legen, als derselbe zu allgemeiner Bestürzung sich plötzlich emporrichtete und ganz verwundert um sich schaute, ohne im Mindesten

begreifen zu können, was mit ihm vorging. Man suchte ihm beizustehen und in jeder Hinsicht Erleichterung zu verschaffen, seine starrkrampfartige Ohnmacht war bald verschwunden, und er fühlte sich wieder so wohl, daß er am folgenden Tage bereits eine Reise nach Besançon unternehmen konnte.

Im Monat Mai 1883 begrub man in Oran in Algerien zum dritten Mal einen Fleischer, der schon zweimal noch lebend nach dem Friedhof getragen worden war. Das erste Mal geschah es im Jahre 1848. In einen Starrkrampf gefallen, wurde er in einen Sarg gelegt und in das Grab hinabgelassen. In dem Augenblick aber, wo die ersten Steine und Erdschollen auf den Sargdeckel niederdröhnten, vernahm man ein dumpfes Geschrei, das aus der Tiefe emporstieg und von wiederholten Schlägen gegen die engen Holzwände begleitet war. Der Sarg wurde eiligst geöffnet und Herr Focke, so hieß der Fleischer, stieg zum Entsetzen der Leidtragenden zwar ganz verdutzt, doch sonst ziemlich frisch und wohlbehalten aus dem Grabe.

Achtzehn Jahre später fiel der unglückliche Fleischermeister Focke, während gerade eine schreckliche Cholera-Epidemie das Land heimsuchte, abermals in eine schwere Ohnmacht. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden entschloß man sich, die Beerdigung zu veranstalten. Diesmal aber ließ es der nur Scheintodte nicht bis zur Einsenkung kommen, denn kaum war man auf dem Friedhofe angelangt, als er auch in seiner unfreiwilligen Behausung sich zu regen begann und ein ungeheures Gepolter und Geschrei erhob. Natürlich stand der Leichenzug sofort still,

und man beeilte sich, den armen Mann aus seiner ängstigenden Lage zu befreien. Zum dritten und letz Mal wurde derselbe, wie schon gesagt, im Mai 1883 b graben. Eine große Anzahl Nachbarn hatte sich de Trauerzuge angeschlossen, denn Niemand wollte eigentli recht glauben, daß Focke wirklich todt sei. Diesmal w er es jedoch in der That, die Aerzte hatten es aber do auch für nöthig gefunden, durch Oeffnen der Adern si vorher auf das Bestimmteste davon zu überzeugen.

Ein weiterer hierher gehöriger Fall ereignete sich i einem Orte bei Valence, wo man im März 1883 in Begriff war, eine junge Frau zu beerdigen. In demselben Augenblick, als man den in ein weißes Leinentuch gehüllten Körper der Verstorbenen ergriff, um denselben in den Sarg zu legen, schlug die nur Scheintodte plötzlich die Augen auf, versuchte sich emporzurichten und verlangte zu trinken. Man beeilte sich, der Erschrockenen beizustehen, sie aus ihrer Umhüllung zu befreien, und ihr die nöthige Sorgfalt zu widmen. Sie erholte sich bald vollständig wieder, lebt heute noch und freut sich ihres Daseins.

Alle hier angeführten Beispiele sind noch verhältnißmäßig harmloser Natur, denn der Ausgang aller war ja immer noch ein glücklicher. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn der Beerdigte erst wieder zum Bewußtsein gelangt, nachdem das Grab geschlossen worden ist und alle die sich entfernt haben, welche der Feier beiwohnten. Wir sind nicht im Stande, uns eine Vorstellung von dem Schrecken und der Qual zu machen, welche der Aermste die wenigen Minuten, die ihm zu leben noch gestattet

sind, zu erdulden haben mag. Die gräßlichen Verletzungen, sowie die krampfhaften Verschlingungen der Glieder legen ein beredtes Zeugniß von dem, wenn auch kurzen, doch schrecklichen Todeskampfe ab, in dem er schließlich unterliegen mußte.

Aber auch solche haarsträubende Vorkommnisse stehen nicht vereinzelt da, und wie viele kommen wohl nie zur Kenntniß der Menschen!

Ein Bewohner von Eymes litt längere Zeit an einer chronischen Krankheit, deren lästigstes Symptom eine fortwährend anhaltende Schlaflosigkeit war. Ganz erschöpft befragte er endlich einen Arzt. Dieser verschrieb ihm Opium und rieth ihm beim Gebrauch desselben die größte Vorsicht an. Der Kranke jedoch, von dem ziemlich verbreiteten Vorurtheil eingenommen, daß ein Medikament um so besser wirkt, je mehr man davon einnimmt, verschluckte auf einmal eine Dosis, die für mehrere Tage bestimmt war. Bald versank er in einen tiefen Schlaf, aus dem er nach vierundzwanzig Stunden nicht wieder erwacht war. Die Angehörigen fühlten sich in die größte Angst versetzt und riefen den Arzt herbei. Dieser unterwarf den starren Körper einer genauen Untersuchung und fand alle Wärme aus demselben verschwunden, den Puls erloschen, das Herz ohne die leiseste Bewegung. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als den Mann für todt zu erklären. Am folgenden Vormittag schritt man zur Beerdigung, die auch ohne jeden Zwischenfall von statten ging. Nach einigen Tagen jedoch entdeckte man die Unklugheit, welche der Unglückliche begangen hatte. Das

Gerücht, der Mann sei nur betäubt, nicht todt gewesen, veranlaßte endlich die Behörde, die Wiederausgrabung des Beerdigten anzuordnen. Eine große Menschenmenge zieht bestürzt nach dem Friedhofe, man nimmt den Sarg aus dem Grabe, öffnet ihn und ein schrecklicher Anblick bietet sich den Zuschauern dar. Der Unglückliche hatte sich im Sarge umgewendet; die Gesichtszüge des Todten zeigten sich ganz entstellt und verzerrt und seine Glieder krampfhaft zusammengezogen. — Das Gerücht hatte die Wahrheit gesagt.

Aehnlich verhielt es sich mit der armen Frau, welche im Mai 1885 in Paulhaguet begraben wurde, und deren Tod durch den Ortsarzt als sicher bestätigt worden war. Am Tage nach ihrem Begräbniß hatten sich einige Kinder auf dem Friedhofe versammelt, um daselbst zu spielen. Auf einmal vernahmen sie ein dumpfes Getöse und Klagerufe, welche aus dem noch offenen Grabe herausdrangen, in welches man Tags vorher die Frau eingesenkt hatte. Erschrocken liefen die Kinder eiligst davon und verkündeten den ihnen Begegnenden, welche entsetzliche Töne sie aus dem frischen Grabe vernommen. Sofort beeilte man sich, der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen und hob den Sarg aus der Gruft. Doch als man den Deckel entfernt hatte, fand man das arme Weib wohl noch am Leben, allein Gesicht und Hände waren furchtbar zerkratzt und schon nach wenigen Augenblicken schloß sie die Augen für immer.

Noch jünger ist ein Fall, welcher sich im vorigen Jahre in der Nähe von Warschau zutrug. Es wurde dort eine junge Frau von einigen zwanzig Jahren begraben, die

sich in gesegneten Umständen befand. Der Tod hatte sich bei ihr ganz unerwartet eingestellt, ohne daß ihm irgend welche Krankheitssymptome vorausgegangen wären. Da jedoch die Verstorbene durch ihren rohen Mann oft schon mißhandelt worden war, so verbreitete sich bald die Meinung, daß er dieselbe getödtet haben könnte. Ein böses Gerücht findet ja überall gern offene Thüren; so war es auch hier. Die Aufregung, die sich bald der ganzen Gemeinde bemächtigt hatte, nöthigte endlich die Behörde, den Leichnam wieder ausgraben zu lassen.

Welches Entsetzen aber ergriff die Gerichtskommission und alle Umstehenden, als man nach Oeffnung des Sarges zu den Füßen der Beerdigten ein neugeborenes Kind erblickte, das vollkommen entwickelt war und einige Stunden gelebt haben mochte. Der Sarg der Mutter diente ihm gleichzeitig zur Wiege und zum Grabe.

Es war außer allem Zweifel, daß die Mutter noch lebend, nur in einem Zustande von Erstarrung begraben worden war, und daß sie beim Wiedererwachen vor Schrecken über ihre verzweifelte und hoffnungslose Lage das Kind zur Welt gebracht hatte. Welch' furchtbare Schmerzen, welch' namenlose Angst und Qual das arme Weib ausgestanden haben mochte, läßt sich nicht ausdenken. Daß aber der Kampf, in dem sie sich zu Tode rang, ein schrecklicher gewesen sein mußte, zeigte sich zum Theil an dem Blute, das an ihren Lippen zusammengetrocknet klebte, und an der Zunge, welche von den Zähnen förmlich zermalmt worden war.

Wir sehen davon ab, weitere haarsträubende Beispiele

hier anzuführen. Nur auf einen Fall wollen wir noch hinweisen, da er dadurch besonders interessant ist, daß die dem Grabe zugeführte und zum Leben wieder zurückgekehrte Person selbst diese Thatsache mittheilt.

Als man am 27. Februar 1866 im französischen Senat auf die so wichtige Angelegenheit des Lebendbegrabenwerdens zu sprechen kam, berichtete der Kardinal Donnet, Erzbischof von Bordeaux, mit bewegter Stimme die Geschichte eines jungen Priesters, welcher während seiner Predigt plötzlich verstummte, auf der Kanzel zusammenbrach und vom Arzte für todt erklärt wurde. Ein Schlagfluß sollte seinem jungen Leben ein Ende gemacht haben! Trotzdem vernahm der Unglückliche Alles, was um ihn herum vorging. Mit voller Klarheit des Geistes unterschied er die Annäherung von Personen, die ihn noch einmal schauen wollten, vernahm ihre flüsternden Worte, und eine schreckliche Angst bemächtigte sich seiner, als man seinen Körper einhüllte und in den Sarg legte. Und dennoch vermochte er weder ein Glied zu regen, noch ein einziges Wort hervorzubringen.

Die Stunde des Begräbnisses war herangerückt; der Scheintodte hörte das so charakteristische Trauergeläute erschallen, sowie die Todtengebete in seiner Nähe verrichten, und schon gedachte man die letzten Vorkehrungen zu treffen, als es endlich den äußersten Anstrengungen dieses Unglücklichen gelang, den Bann der Erstarrung zu brechen und sich noch rechtzeitig von dem Lebendigbegrabenwerden zu retten. „Und dieser Priester steht hier vor Ihnen, meine Herren," schloß der hohe Geistliche seine Rede.

„Zum Kardinal Donnet geworden, bittet er jetzt die Gesetzgeber, darüber wachen zu wollen, daß die auf die Beerdigung sich beziehenden gesetzlichen Vorschriften strenge beobachtet und noch neue erlassen werden möchten, um ähnlichen entsetzlichen Vorfällen vorzubeugen.“ —

Derartige geeignete Mittel und Wege in Vorschlag zu bringen, ist freilich nicht immer leicht, zumal wenn es sich um Einrichtungen handelt, die auf hundertjährigen Vorurtheilen beruhen. Wir wissen Alle, daß der Stillstand des Herzens, der oft nur scheinbare Verlust der Körperwärme, und das Vorhandensein der sogenannten Todten- oder Muskelstarre insgesammt durchaus keine sichere Bürgschaft bieten, den Tod eines Menschen zu bestätigen. Ebenso ungenügend ist auch eine angeordnete bestimmte Frist, welche zwischen der Zeit des eingetretenen Todes und der des Begräbnisses einzuhalten ist, um uns vor dem Lebendbegrabenwerden sicher zu stellen, da das Erwachen des Scheintodten bald vor, bald erst nach Ablauf dieser Frist stattfinden kann.

Das einzige zuverlässige Zeichen des Todes ist das der eingetretenen Zersetzung oder Verwesung des Leichnams, welche in einer mehr oder weniger langsamen Oxydation der organischen Stoffe durch den Sauerstoff der Luft unter dem Einfluß eines Ferments besteht. In England existirt daher die nachahmenswerthe Einrichtung, keinen Verstorbenen zu beerdigen, bis diese Zeichen äußerlich am Körper sichtbar werden, gleichviel, ob derselbe einmal vierundzwanzig Stunden oder sechsmal vierundzwanzig Stunden auf dem Todtenbett gelegen hat.

Bei uns ist von verschiedenen Seiten an erster Stelle die Leichenverbrennung vorgeschlagen worden, um wenigstens dem Schrecken und den Qualen des Wiedererwachens im Grabe vorzubeugen. So sehr aber auch diese Bestattungsweise dem jetzt gebräuchlichen Ritus schon in ästhetischer Hinsicht vorzuziehen sein dürfte, so sind wir doch überzeugt, daß wir bei der noch so verbreiteten Voreingenommenheit gegen dieselbe noch lange keine Aussicht haben, sie bei uns öffentlich eingeführt zu sehen. Auch ist ja die Leichenverbrennung nicht geeignet, dem nur Scheintodten den Wiedereintritt in's Leben zu ermöglichen.

Man errichtete daher schon vor einer Reihe von Jahren auf den Friedhöfen verschiedener größerer Städte Deutschlands sogenannte Todtenhallen oder Leichenhäuser, worin man die Leichname derer beisetzte, die plötzlich verstorben waren und bei denen man zuverlässige Zeichen des Todes nicht wahrnahm. Dies geschah besonders zu Zeiten, wo Epidemien herrschten und die Menschen von der äußersten Panik ergriffen waren, wie wir dies namentlich bei den ersten Invasionen der Cholera bemerken konnten. Diese Vorrichtungen waren damals freilich noch sehr primitiv; sie bildeten dennoch einen guten Anfang. Man stellte die Leichen im offenen Sarge in die Halle, und befestigte an deren Hände und Füße leichte Schnüre oder Drahtfäden, die mit einem Klingelzuge straff zusammenhingen. Regte nun der Wiedererwachte eine Hand oder ein Bein, so wurde dadurch die Glocke in Bewegung gesetzt und durch deren Töne die angestellten Beamten zur Hilfe herbeigerufen. Anstatt nun diese Vorrichtungen mit der Zeit

weiter zu vervollkommnen, ließ man sie lieber fast allerorts wieder eingehen, hatte man ja keinen von den Todten wieder auferstehen sehen!

Nur in der Hauptstadt des deutschen Reiches, in Berlin, wo man ja nach so vielen Seiten hin seit den letzten Jahrzehnten den Forderungen der Wissenschaft und Humanität gerecht zu werden gesucht hat, ist man auch hinsichtlich unserer Frage nicht zurückgeblieben. Auf dem Jerusalemer Friedhofe, der auf der nach dem Kreuzberg zu führenden Belle-Alliancestraße gelegen ist, befindet sich eine Todtenhalle, welche die Inschrift „Zur Rettung vor dem Scheintode“ trägt und in deren Räumen die Leichname auf Wunsch der Angehörigen in bestimmten, besonders konstruirten Särgen aufbewahrt werden, bis durch die eingetretene Verwesung der sichere Tod des Beigesetzten bestätigt ist. Sollte derselbe aber wirklich nur scheintodt sein und wieder erwachen, so würde dies durch ein elektrisches Läutewerk, das durch Metalldrähte durch den Sarg hindurch mit den Extremitäten des zu beobachteten Körpers in Verbindung gesetzt ist und bei der leisesten Bewegung desselben Alarm schlägt, sofort angezeigt werden.

So wohlthuend uns auch dieser Fortschritt anheimelt, so ist doch der mit Geduld gepaarte deutsche Fleiß hierbei nicht stehen geblieben. Es ist wohl gut, wenn der Eingesargte sofort signalisiren kann, um Andere zu seiner Rettung herbeizurufen, doch ist dies bei weitem nicht genug. Es muß vor Allem dafür Sorge getragen werden, dem in einem so engen Raum Eingeschlossenen fortwährend reine Luft zuzuführen, damit er nicht in der um ihn sich

ansammelnden unreinen Luft erstické, bevor er noch zum Bewußtsein zurückkehrt.

Auf der Gewerbe-Ausstellung in Görlitz hatte nun das internationale Patentgeschäft des Civilingenieurs Richard Lüders einen Apparat zur Rettung Scheintodter ausgestellt, der dieser Anforderung entspricht. Dieser Apparat war aus drei Stücken zusammengesetzt und bezweckte die Desinfizirung der im Sarge sich entwickelnden unreinen Luft, um den noch Lebenden vor der Erstickung zu schützen. Der ziemlich einfach konstruirte Apparat, dessen doppelwandiges Kopfstück zur Aufnahme der geeigneten Desinfektionsmittel bestimmt ist, wird mit seinem trichterförmigen Untersatz im Innern des Sargdeckels befestigt und kann, sobald der Tod des im Sarge Liegenden als sicher angenommen werden kann, leicht wieder beseitigt werden, während die Oeffnung im Sarge durch eine Klappe mittelst Federdruck geschlossen wird. Der Apparat fand vielseitige Anerkennung, ob aber auch Jemand daran gedacht hat, denselben in seiner Gemeinde einzuführen, haben wir bis heute aus den öffentlichen Blättern noch nicht entnehmen können. Ferner hat der Metallwaarenfabrikant Redl einen „Rettungsapparat für scheintodt Begrabene" konstruirt, den er folgendermaßen erklärt: Der Rettungsapparat ist ein elektrischer und tritt in demselben Augenblicke, als der im Grabe ruhende Scheintodte die geringste Bewegung macht, in Funktion. Die Hand des vermeintlichen Todten ist nämlich mit einem Draht umwickelt, der in Kontakt steht mit einer am Sargdeckel angebrachten verschiebbaren Klappe. Durch eine Bewegung

des Scheintodten wird nun diese Klappe geöffnet, es dringen Licht und Luft aus einer bis über die Erdoberfläche ragenden und über dem Grabe in ein angebrachtes Schutzhäuschen führenden Röhre in den Sarg, und gleichzeitig wird die an dem Schutzhäuschen angebrachte elektrische Klingel in alarmirende Bewegung gesetzt. Dem vom Tode Erwachten ist es dann auch leicht möglich, durch diese Röhre sich mit Personen der Oberwelt zu verständigen, und, wenn es nothwendig erscheint, kann ihm auf diesem Wege bis zu seiner Befreiung aus dem Sarge Nahrung zugeführt werden.

Zahlreiche Fälle von Lebendbegrabenen sind festgestellt. Wir sehen aber aus Vorstehendem, daß es leicht genug wäre, solche entsetzliche Vorkommnisse zu verhüten. Die Mittel werden uns geboten, wir brauchen nur zuzugreifen. Da es sich hier nur um die Wenigen handelt, bei denen der Tod nicht genau nachgewiesen werden kann, so ist auch der Kostenpunkt kein so bedeutender. Allein wenn von Hunderttausend, ja einer Million Todten nur Einer scheintodt wäre und gerettet würde, so wären durch diese einzige Rettung schon alle Opfer aufgewogen.

---

# Die Berliner Schloßdiebe und ihr Ende.

Kriminalistische Skizze

von

**A. O. Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Am 13. April 1718 ließ sich bei dem, erst seit fünf Jahren regierenden König Friedrich Wilhelm I. von Preußen der seit Kurzem zum Direktor der Hofmedaillenkammer ernannte Rath La Croce melden, weil er eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Der König empfing den aufgeregten und zitternden Direktor und erfuhr von ihm, daß die königliche Münzen- und Medaillensammlung in unverschämtester Weise bestohlen sei. Es fehlten nicht weniger als 134 der seltensten und kostbarsten Goldmünzen.

Der Diebstahl war erst dadurch entdeckt worden, daß bei dem Direktor ein Goldarbeiter erschien, der ihm drei antike Goldmünzen vorzeigte und ihn nach dem Werthe derselben befragte. Dem Direktor fiel der Werth und die Seltenheit der Stücke auf, er erinnerte sich, daß das königliche Kabinet gleiche Stücke besäße, die er mit den vorgewiesenen zu vergleichen beschloß. Aber die Kästen, in denen sich die Münzen befunden hatten, waren leer,

und es bestand kein Zweifel mehr, daß die von dem Goldarbeiter vorgelegten Stücke zu den fehlenden gehörten.

Der Goldarbeiter gab auf Befragen an, vierzehn Stück solcher Münzen von dem Hofschlossermeister Stief in Zahlung erhalten zu haben. Dieselben sollten allerdings eingeschmolzen und der Goldwerth verrechnet werden, dem Juwelier aber erschienen sie sehr werthvoll, und er wollte sie deshalb erst einem Fachmanne zur Prüfung vorlegen. Der Direktor veranstaltete sofort eine Untersuchung des Inventariums im Münzkabinet, wobei sich herausstellte, daß, wie angegeben, fast anderthalbhundert der werthvollsten Stücke gestohlen waren. Hofschlosser Stief wurde daraufhin verhaftet.

Der strenge König, dessen Zorn keine Grenzen kannte, weil ein Diebstahl im eigenen Schlosse und an so kostbaren Stücken verübt war, befahl sofort, den Verhafteten vorzuführen, um ihn selbst zu verhören. Der vierzigjährige Schlosser Stief, der seit vierzehn Jahren in königlichen Diensten stand, blieb während dieses Verhörs sehr ruhig. Er erklärte, unschuldig zu sein und die Goldmünzen von einem Handelsjuden gekauft zu haben, welcher wiederum ihm erzählt habe, daß die Goldmünzen ihm von einem Cavalier verkauft worden seien, der sich in Geldverlegenheit befand. Dieser Jude sei von außerhalb und habe sich Salomon Jakob genannt. Trotz des Tobens des Königs und trotz Stunden langen Verhörs blieb Stief bei seiner Angabe und mußte entlassen werden.

Auf den Handelsjuden Jakob wurde nun gefahndet, jedoch ohne Erfolg. Dagegen meldeten sich andere Gold-

arbeiter, die von Stief ähnliche Münzen und Theile von goldenen Dosen und Büchschen gekauft hatten. Außerdem meldete sich ein früherer Geselle des Stief, welcher mittheilte, daß er vor einigen Jahren für seinen Meister zwei mächtig große Schlüssel nach Wachsabdrücken angefertigt habe. Der Geselle war im Stande, eine Zeichnung der Schlüssel zu entwerfen, aus der hervorging, daß dieselben zu den großen eisernen Thüren des Kronschatzes gehörten, der ebenfalls im Schlosse verwahrt wurde. Man schritt sofort zu einer Untersuchung des „Tresors", wie der Kronschatz genannt wurde, und fand, daß zwölf Beutel zu 1000 Thaler, also in Summa 12,000 Thaler baares Geld gestohlen waren. Stief wurde sofort wieder gefänglich eingezogen, behauptete jedoch noch immer seine Unschuld.

Der König, welcher durch die neuen Diebstahlsentdeckungen ganz außer sich gerathen war, übertrug die Untersuchung nicht den gewöhnlichen Gerichten, sondern dem Generalauditeur Katsch, zugleich befahl er, gegen Stief bei weiterem Leugnen die Folter anzuwenden. Noch am Abend der zweiten Verhaftung wurden Stief die Daumschrauben angelegt; er hielt furchtbare Schmerzen aus, schrie Ach und Weh über die Richter und Obrigkeit und betheuerte unter den furchtbarsten Eidschwüren, sowie unter Anrufung Gottes seine vollkommene Unschuld. Man legte ihm darauf die spanischen Stiefeln an und zerdrückte ihm fast die Schienbeine, man band ihm die Daumen zusammen, zog ihn daran bis zur Decke empor und hing an seine Füße schwere Gewichte, man zog ihn über eine

mit Stachelzähnen besetzte Rolle, der „gespickte Hase“ genannt, man brachte ihn auf die Streckleiter und riß ihm den Körper fast auseinander — er blieb bei den Betheuerungen seiner Unschuld.

Das machte Eindruck auf den König und die Richter, auch im Publikum war man geneigt, an Stief's Unschuld zu glauben. Da fand man am Morgen des 23. Mai an einem der Portale des königlichen Schlosses einen Zettel angeschlagen, welcher folgendermaßen lautete:

„Das Geld aus der Schatzkammer haben wir 2 Uhr bei Nacht gestohlen und ist es bald ein Jahr und haben's auch alle nach Sachsen gebracht, wollte Gott, wir hätten's noch hier, so wollten wir es gern an einen Ort hinwerfen, weil wir hören, daß der arme Hofschlosser darum so gepeinigt wird, so plagt uns unser Gewissen. Die Schlüssel habe ich bei dem ersten Male, wie die Schatzkammer gemacht worden, alle abgedrückt in Töpferlehm, welches mich ein Schlösser auf der Friedrichstadt gelehrt hat. Bei dem Hoff-Schmidt Jähnicken habe ich drei machen lassen, auf der Friedrichstadt zwei große, in der Crohnengasse einen kleinen und durch einen Schlossergesellen noch drei kleine. Wir haben fast 3 Jahr zugebracht, ehe wir sie haben können zum nachschließen kriegen, welches ich allezeit gethan, wenn mein Vetter die Wache dort hatte. Ich habe einmal zwei Tage darin gesteckt, bis mich mein Vetter rauß half und endlich haben wir alles zu rechte gebracht. Die Schlüssel haben wir alle in die Spree geworfen, weil wir höreten, daß der Schlösser deshalb angepacket wurde, sonst hätten wir diesen Sommer mehr

geholet. Der König muß gute Wache halten lassen, will er sicher sein, und noch besser wäre, wenn er das Geld unter die armen Leute gäbe."

Dieser Anschlag verfehlte nicht, ganz Berlin in unglaubliche Aufregung zu versetzen. Stief war ein vermögender, bisher gänzlich unbescholtener Mann, dem seine Frau ein Haus und einige Tausend Thaler in die Ehe mitgebracht hatte. Man war geneigt, jetzt erst recht an seine Unschuld zu glauben, besonders da er die Aussage des Gesellen, betreffend die Anfertigung der Tresorschlüssel, für einen Racheakt erklärt hatte. Es wurde deshalb durch Trommelschlag in der Stadt bekannt gemacht, daß Derjenige, der etwas über die Urheber des Anschlags wüßte und dies mittheile, 25 Dukaten Belohnung, wenn er es aber verschwiege, die härteste Strafe zu gewärtigen habe.

Nach ungefähr acht Tagen meldete sich ein Student, welcher angab, früher Hauslehrer bei den Stief'schen Kindern gewesen zu sein und den Zettel auf dringendes Bitten der Frau Stief geschrieben zu haben. Diese wurde verhaftet und gestand nach einigem Leugnen, daß ihr im Gefängniß befindlicher Mann sie zu der That bestimmt und auch den Inhalt des Plakates verfaßt habe. Der Zettel selbst sei in der Nacht vom Schloßkastellan Runk angeheftet worden.

Dies Geständniß vergrößerte die allgemeine Aufregung noch mehr, denn durch dasselbe wurde der bisher unverdächtige Schloßkastellan zum Mitschuldigen gemacht. Er wurde nebst seiner Frau verhaftet, und nach längerem Leugnen bequemte er sich zu einem Geständniß. Er gab

an, die Diebstähle mit Stief gemeinsam in den Jahren 1711 bis 1718 vollführt zu haben. Er wurde Stief gegenüber gestellt, und dieser gab nunmehr sein Leugnen auf, gestand Alles reumüthig ein, und bezeichnete sogar den Versteck in seinem Hause, in welchem noch ein großer Theil des gestohlenen Geldes und der Kostbarkeiten aufgefunden wurde.

Er gab an, von Runk zu den Diebstählen verführt worden zu sein, was dieser auch zugestand. Beide machten dann ausführliche Mittheilungen darüber, wie, wann und was sie gestohlen, und in welch' unverantwortlicher Weise sie das in sie gesetzte Vertrauen gemißbraucht hatten.

Während der vielen Reisen des Königs und des Hofes hatten sie stets die Gelegenheit wahrgenommen, alle Räume des Schlosses ungestört zu durchstöbern, und was nur anging, daraus zu stehlen. Sie hatten Schmucksachen, Uhren, goldene Dosen, Brillanten, Brokatstoffe, Bücher, Seide, Spitzen, Ordenssterne gestohlen, sogar die Privatschatullen in den versiegelten Gemächern des verstorbenen Königs mit Nachschlüsseln geöffnet, und daraus rothsammtene Beutel mit 50, 100 und 200 Dukaten, mit holländischen Gulden und Louisd'ors gestohlen. Ihre Frauen wußten um diese Diebstähle. Sie gaben ferner zu, das baare Geld aus dem Kronschatz gestohlen zu haben. Auch diese Frevelthat hatten sie während einer Reise des Königs verübt. Erleichtert wurde ihnen ihre That dadurch, daß der mit der Bewachung des königlichen Kronschatzes beauftragte Lakai seinen Dienst in grober Weise vernachlässigte.

Nach diesem Geständniß wurden die Verbrecher dem ordentlichen Gericht überwiesen, dieses verurtheilte sie schon am 2. Juni 1718 zum Tode durch den Strang und die beiden Ehefrauen zu zweijährigem Aufenthalt im Spinnhause. Der König Friedrich Wilhelm I. war jedoch mit diesem Urtheil durchaus nicht einverstanden. Die Strafe erschien ihm bei der für damalige Zeiten ungeheuerlichen Höhe des Diebstahlsobjekts und dem schweren Vertrauensmißbrauch der beiden Beamten zu gelinde. Er befahl vor Allem die Verurtheilten noch einmal der Folter zu unterwerfen, um noch etwaige Geständnisse zu erhalten, jedoch nicht über die Tortur ersten Grades hinauszugehen. Dann sollten die Diebe von unten auf gerädert und ihre Leichname mit eisernen Ketten an den Galgen gehängt werden. Auf dem Wege zur Hinrichtung sollte Runk dreimal mit glühenden Zangen gerissen werden. Die Ehefrauen sollten durch den Henker den Staupbesen bekommen, gezwungen sein, bei der Hinrichtung ihrer Männer zuzusehen und dann auf unbestimmte Zeit in's Spinnhaus gehen.

Der 8. Juni war als Tag der Doppelhinrichtung bestimmt, ein Beweis, wie schnell und prompt damals in Berlin die Justiz arbeitete. Das Edikt des Königs, welches die Hinrichtung anordnete und vom 6. Juni datirt war, lautete:

„Nachdem Sr. Königlichen Majestät in Preußen 2c. Unserm allergnädigsten Herrn, von dero würklichen Geheimen Kriegs-Rath und General-Auditeur von der Katsch, allerunterthänigst referirt worden, was wessen dero gestrigen

Abends ertheilten Ordre zufolge, an den gewesenen Kastellan und jetzigen Inquisiten Runk in Beysein einiger der Kriminal-Räthe die Tortur dergestalt und soweit vollstrecket worden, als sie nach ihren Gewissen und Pflichten geurtheilt, daß der Inquisit dadurch an seinem Leben keine Gefahr leiden könne, als approbiren allerhöchst gedachte Se. Königliche Majestät nicht allein solch hierunter gebrauchtes Verfahren in Gnaden, sondern Sie befehlen auch abgedachten, dero würklichen Geheimbten Kriegs-Rath von Katsch hiermit allergnädigst, nunmehro gehörigen Orts zu verfügen, daß nechst künfftigen Mittwochs, als den 8. dieses Monahts, an denen Haupt-Inquisiten Stieffen und Runken vorhin verordnetermassen die Exekution vollstrecket werde, daß Beyde und zwar itzgedachter Stieff zuerst, und Runk nachher, von unten auf zu rädern, nachgehends aber deroselben Körper an den eisernen Galgen mit Kette anzuhängen. Bey der Ausführung seyend gedachten Runken drei Zangen-Kniepe an dem Arm, als einer vor der Hausvoigtey, der zweite vor dem Königlichen Schlosse, der Gegend des Tresors, und der dritte in der Spandow'schen Straße beym güldenen Sterne, wo die Gasse nach dem Neuen Markt gehet, von dem Scharff-Richter zu geben."

Die Verurtheilten zeigten sich sehr reumüthig und in ihr Schicksal ergeben. Die Geistlichen der Nikolaikirche, die ihnen beigegeben waren, um sie auf den Tod vorzubereiten und auf ihrem letzten Gange zu trösten, haben genaue Aufzeichnungen über die letzten Stunden und das Ende der Verurtheilten aufbewahrt.

Ein Bataillon Infanterie vom Regiment Forcade stellte die Mannschaften zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und um 7½ Uhr Morgens wurden die Verurtheilten aus der Hausvogtei herausgebracht. Stief ging gefesselt zu Fuß. Hinter einer Abtheilung Soldaten kam, mit dem Gesicht nach rückwärts auf einem zweispännigen Wagen sitzend, der Kastellan Runk. Er war bis zu den Hüften entkleidet und mit den Händen an den Leiterbäumen des Wagens festgebunden. Vor ihm stand ein eiserner Napf mit glühenden Kohlen, in welchem die Zangen lagen, während ein kleiner Knabe mit einem Blasebalg die Gluth anfachte. Man glaubte allgemein, dem Kastellan würde das Kneifen mit glühenden Zangen erspart bleiben, und man wolle ihn nur schrecken, indem man alle Vorbereitungen zu der furchtbaren Exekution traf; als sich aber der Zug in Bewegung setzte, verkündete ein zischendes Geräusch, das Aufsteigen blauen, übelriechenden Dampfes und das furchtbare Stöhnen des Kastellans, daß er den ersten Kniff erhalten habe. So bewegte sich der Zug beim Schlosse vorüber und zum Spandauer Thore hinaus, bis zum Galgen. Als der Kastellan den dritten Kniff erhielt, ging der Henkersknecht unvorsichtig mit der glühenden Zange um, und faßte außer dem Arm auch noch ein Stück der Brust, was dem Mißhandelten ein furchtbares Wehegeschrei entlockte.

Der Galgen bestand aus einer gemauerten Plattform mit drei steinernen Pfeilern, die durch eiserne Stangen und ein eisernes Geländer miteinander verbunden waren. Die Hinrichtung fand am Fuße des Galgens statt.

Zuerst wurde die Exekution an Stief vollstreckt. Derselbe nahm Abschied von seiner Frau und dem Geistlichen, entkleidete sich, murmelte ein Gebet und legte sich nieder. Hände und Füße wurden ihm zwischen vier bereits eingeschlagenen Pflöcken ausgespannt, unter den Körper wurden ihm verschiedene Rundhölzer gesteckt, damit die Glieder hohl lagen, ein Strick wurde ihm um den Hals geschlungen, an welchem ihm ein Henkersknecht den Kopf niederhielt. Der Scharfrichter selbst ergriff das schwere Rad aus Eichenholz und brach ihm mit dem ersten Schlag das rechte Bein. Nun wurden der linke Arm, der linke Fuß und der rechte Arm durch Schläge gebrochen und dann erst wurde dem Delinquenten der Schlag auf die Brust versetzt. Mit großer Geschwindigkeit wurde der Körper darauf herumgedreht und der Henker gab ihm den Gnadenstoß auf das Genick, was indessen bei Stief nicht mehr nothwendig war, da ihn der Schlag auf die Brust bereits getödtet hatte.

Die Frauen der Verurtheilten, welche gezwungen waren, der fürchterlichen Exekution beizuwohnen, hatten sich, während Stief starb, unter furchtbarem Geschrei in die Reihen der Soldaten geflüchtet, um von den grauenerregenden Vorgängen nichts zu sehen und zu hören. Sie wurden mit Gewalt hervorgeholt, um nach Vorschrift des Urtheils der zweiten Exekution beizuwohnen. Sie schrien, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen und warfen sich zu den Füßen der Geistlichen nieder. Diese verhüllten ihnen das Gesicht mit ihren Mänteln, um den armen Weibern den Anblick der zweiten Exekution zu ersparen. Auch der

Kastellan starb, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, allerdings hatte es ja der Henkersknecht, der den um den Hals geschlungenen Strick festhielt, in seiner Gewalt, den Delinquenten zu erdrosseln, bevor er noch die Stöße mit dem Rade erhielt.

Nach Vollziehung der beiden Hinrichtungen bestieg ein Geistlicher die Plattform des Galgens, um von dort aus eine Ermahnungs- und Erbauungsrede an das versammelte Volk zu halten. Unterdeß wurden die zerschmetterten Leichname von den Henkersknechten auf den Galgen geschleppt und dort mit eisernen Ketten angehängt. Wie nach jeder anderen Hinrichtung in damaliger Zeit gab auf Befehl des Königs ein Geistlicher, der Pfarrer Schmitt, eine Flugschrift heraus, welche die Porträts und Thaten der Verbrecher, die Beschreibung ihrer letzten Stunden und ihrer Hinrichtung, sowie passende Buß- und Kirchenlieder enthielt.

---

# Das erste Turnier in Deutschland.

## Kulturhistorische Skizze

von

J. G. Weiß.



In tiefem Dunkel liegt der Ursprung der Turniere, die im Ritterwesen des Mittelalters eine so große Rolle gespielt haben, und am wenigsten weiß man, auf welchem Boden sie anfänglich gewachsen sind, wiewohl man vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten darf, daß es nicht deutscher Boden war.

Die Quellen, die uns über die deutschen Turniere zu Gebote stehen, sind hauptsächlich die alten Turnierbücher, die aber ohne Ausnahme an Unzuverlässigkeit das Mögliche leisten. Die bekanntesten derselben sind die von Rixner (1527 erstmals erschienen), Münster und F. Modius. Zu nennen ist ferner der „Weis-Kunig" (Wien 1775). Wo sich vereinzelt in diesen und jenen Chroniken Angaben über Turniere und Theilnehmer an denselben finden, mögen dieselben zuverlässiger sein, als die Angaben der bekannten Turnierbücher; aber zerstreut und unvollständig, wie sie sind, geben auch sie keinen sicheren Anhalt.

Wiewohl man nun einerseits die deutschen Turniere

bis in die Zeit Karl's des Großen zurückreichen lassen will, tritt doch auf der anderen Seite die ganz bestimmte Angabe auf, daß das Turnier zu Magdeburg im Jahre 935 das erste gewesen sei, und namentlich gibt Rixner hierüber eine ausführliche und weitläufige Erzählung. Es darf deshalb ein kurzer Blick in die wirkliche oder angebliche Vorgeschichte dieses Festes wohl weitere Kreise interessiren.

Als Kaiser Heinrich der Vogler im Jahre 934 nach Niederwerfung der Ungarn, Wenden und Obotriten dem Reiche den Frieden wiedergegeben hatte, da sann er auf ein Mittel, seine Getreuen noch eine Weile um sich versammelt zu halten, weil er fürchtete, es möchten die besiegten Völkerschaften sich wieder erheben, wenn sie erführen, daß sein Heer auseinander gegangen sei.

Die Feste und Lustbarkeiten, die er den Seinen zu bieten wußte, hatten aber ihre Anziehungskraft bald eingebüßt, und Der und Jener begehrte heimzureiten, so daß es neuer Mittel bedurfte, der Zerstreuung des Heeres vorzubeugen. So kam der Kaiser auf den Versuch, die Turniere, wie man sie in Frankreich und in England schon hatte, auch auf deutschen Boden zu verpflanzen, und er eröffnete dieses sein Vorhaben seinen obersten Heerführern, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Herzog in Bayern, dem Herzog zu Schwaben und dem Herzog zu Franken. Die sagten ihm willig zu, „wiewol ihrer auch zumtheyl lieber anheymisch geritten weren," und so wurde bestimmt, daß zur Vorberathung jeder der Fürsten drei Edle ernennen solle, und der Kaiser ernannte dazu drei

weitere, und „da also die fünffzehne erwelt waren, beval jnen der Keyser, daß sie sich one alles verziehen zusammen thetten, und anschlügen, wie solcher Triumph und Ritterspiel, zum aller zierlichsten, und herrlichsten zugericht, angehoben, und vollendet würde.“

Aber als die Herren beieinander saßen, da zeigte sich's, daß Keiner recht wußte, was unter einem Turnier zu verstehen sei, und sie mußten sich Meister Philipp, des Kaisers Sekretarius kommen lassen, daß er ihnen über die Sache Vortrag hielte. Der brachte nun zu ihrer Kenntniß Alles, was er von Turnieren in seinem Leben gesehen, gehört und gelesen hatte, schilderte ihren Einfluß auf des Adels ritterlichen Sinn und zeigte den Vortheil, den sie als Uebungen im Kriegshandwerk hätten. Und da nun die Turnierräthe seine Rede mit Beifall vernommen hatten, that er den Vorschlag, „eynen Thurnier im gemeynen Reich mit wolbedachtem Rathe fürzunemen,“ und es wurde nach seinem Antrage beschlossen und dem Kaiser berichtet.

Der Kaiser ließ darauf zwölf Artikel festsetzen, welche die Bedingungen für die Turnierfähigkeit enthielten. Den ersten Artikel bestimmte er selbst, die vier nächsten stellten die vier Fürsten auf, deren jeder zugleich einen Turniervogt zur Ueberwachung der Durchführung ernannte; der sechste Artikel wurde von den neu ernannten Turniervögten aufgestellt, die vier weiteren von den Turnierräthen, und endlich die zwei letzten von Meister Philipp, dem Sekretarius.

Nach den zwölf Artikeln soll Jeder „im offenen Tur-

nier geschmäht, geschlagen und auf die Schranken gesetzt werden", wer ihren Bestimmungen nicht entspricht und dennoch einreiten will. Diesen Bestimmungen nach aber ist Jeder turnierunfähig, der etwas unternommen hat wider den christlichen Glauben, oder wider Kaiser und Reich, oder wider die Ehre von Frauen und Jungfrauen, wer meineidig, siegelbrüchig und ehrlos, oder ein Verräther oder Feldflüchtiger ist, wer sein Weib oder seinen Herrn erschlagen oder Rath dazu gegeben hat, wer Kirchen, Klausen, Wittwen und Waisen beraubt, oder ohne Fehdebrief einen Anderen angegriffen hat, oder die Ordnung im Reich stört, und endlich, wer nicht vier adelige Ahnen nachweisen kann.

Die äußeren Formen des Turniers, wie sie weiter unten beschrieben werden sollen, wurden nach dem Vorgange anderer Länder bald festgestellt, und so konnte der Kaiser schon unmittelbar darauf ein Turnier nach Magdeburg ausschreiben, zu welchem aber die Theilnehmer doch ihre Vorbereitungen treffen mußten, weshalb es nicht zu umgehen war, daß ein Theil der Fürsten sammt Gefolge auf kurze Zeit abzog. Dies war kaum geschehen, als schon die Botschaft eintraf, es hätten die Wenden und Obotriten sich wieder vom Kaiser abgewendet und hätten die ihnen vorgesetzten Priester und Ritter erschlagen. Das war nun eine schlimme Sache und Heinrich mußte sich beeilen, die weggerittenen Fürsten, darunter besonders den Herzog zu Franken, wieder an sich zu ziehen. Den Letzteren holten die kaiserlichen Boten zu Königshofen ein und übergaben ihm ihre Briefe, worauf er sofort den

Befehl gab, zur Rückreise aufzubrechen und beim Kaiser wieder eintraf, ehe weiteres Unheil geschehen war.

Da war es den Empörern nicht mehr recht geheuer und sie entsandten eine Botschaft nach dem kaiserlichen Lager, um sich Gnade und Verzeihung zu erbitten, welche ihnen auch gewährt wurde, da es ihnen gelang, Heinrich den Beweis zu liefern, daß seine Statthalter selbst nicht ohne Schuld gewesen waren.

Dem Turnier standen nun weitere Hindernisse nicht im Wege. Die Zeit rückte heran, und so versammelte man sich zu Magdeburg am Sonntage nach dem Dreikönigstage 935. (Rixner nennt das Jahr 938, was aber gewiß falsch ist, da Kaiser Heinrich um diese Zeit schon todt war.)

Da kam der Kaiser mit 11 Fürsten und 28 Grafen, sowie vielen Herren, Rittern und Knechten, insgesammt 390 Helme; sodann der Pfalzgraf bei Rhein mit 84 Helmen, darunter 7 Fürsten und 16 Grafen, der Herzog zu Schwaben mit 82 Helmen, darunter 9 Fürsten und 16 Grafen, der Herzog in Bayern mit 96 Helmen, worunter 8 Fürsten und 15 Grafen, der Herzog zu Franken mit 80 Helmen, darunter 4 Fürsten und 20 Grafen, Otto, der Sohn des Kaisers, mit 112 Helmen, darunter 8 Fürsten und 28 Grafen, und Andere mehr.

Am Montag nahm man die Schau und Helmtheilung vor und am Dienstag begann das Turnier, das in vier Abtheilungen bis Donnerstag dauerte. Alsdann „schickten sich die Frauen und Jungfrauen mit höchstem Fleiß, daß sie all, und eyn jegliche besunder (als wol zu glauben ist)

nach Adelichen sitten, und mit dem zierlichsten angethan und bekleydt waren. Also fing manan zu danzen und die dänk ausgeben."

Da nun mit dem Ausgeben der „Dänke" und dem Abendtanz das Fest sein Ende gefunden hatte, schickten sich am Freitag und Samstag die Theilnehmer zur Heimkehr an, und die schon wiederholt genannten Fürsten, nämlich der Pfalzgraf bei Rhein und die Herzöge in Bayern, Schwaben und Franken, baten den Kaiser, sie als die obersten Turniervögte und Richter im Reich zu bestätigen, so daß sie und ihre Erben hinfort dies Amt vom Reiche zu Lehen trügen. „Solchermaaßen," sagt Rixner, „ist das eerlich und löblich Ritterspiel des Thurnirs uff die vier land und Fürstenthumb (nämlich Schwaben, Bayern, Rheinstrom und Franken) Teutscher Nation kommen, darumb die bemelten Fürsten die ersten und obersten Turniervögt gesetzt und geordnet worden, sither die vier land sich derselbigen Freiheit und ihrer brieff und Siegel gebraucht."

Von allen diesen Angaben, sowie auch besonders von den ausführlichen Namensverzeichnissen der Theilnehmer, die für das erwähnte Turnier, wie für spätere gegeben werden, ist natürlich nicht viel zu halten, und es handelt sich hier jedenfalls großentheils um willkürliche Aufstellungen der Verfasser der Turnierbücher. Was dagegen als zuverlässiger gelten kann, das sind die Schilderungen der Formen, unter denen nach dem Vorgange des Magdeburger Turniers die Turniere verliefen.

Der Turnierherr, d. h. der Veranstalter des Turniers,

war als solcher in keiner Weise aktiver Theilnehmer, wenn er nicht etwa aus freien Stücken den einen oder anderen Gang mitmachte. Die Hauptleitung stand den oben genannten vier Fürsten von Schwaben, Franken, Bayern und vom Rhein, oder vielmehr den von ihnen ernannten vier Turniervögten zu, denen wieder Untervögte zur Seite standen. Sie hatten Sorge zu tragen für die Herrichtung des Turnierplatzes, hatten auch bei den fremden Rittern für Geleite und Quartier zu sorgen und über die Zulassung zum Turnier zu entscheiden. Endlich — und dies war das Wichtigste — fungirten sie als Preisrichter und hatten den Theilnehmern auch auf Verlangen schriftliches Zeugniß über ihr Verhalten auszustellen. Als Ausrufer fungirten die Herolde (auch Ehrenholde genannt), die nicht nur den Anfang und Schluß der Uebungen, sondern auch jedes bemerkenswerthe Vorkommniß im Turnier bekannt zu geben und gleichzeitig an der Gesammtaufsicht sich zu betheiligen hatten. Den Herolden zur Unterstützung waren die Persevanten (Poursuivants) beigegeben, die u. A. Stillschweigen zu gebieten hatten, wenn ein Herold etwas verkünden sollte. Sie mußten, wie die Herolde selbst, gleichfalls von Adel sein. Sodann hatte man die Prügelknechte oder Feldwebel, die den Turniervögten als Werkzeuge ihrer Strafgewalt dienten, und endlich die Grieswärtel (aus dem Adel erwählt), die für das Oeffnen und Schließen der Schranken u. dergl. Sorge zu tragen hatten. Das weitere, untergeordnete Personal übergehen wir.

Nun spielten sich die Turniere, wie jenes erste Magde-

burger, folgendermaßen ab: Die Theilnehmer trafen am bestimmten Tage an dem Turnierorte ein, wo selbstverständlich alle Vorbereitungen schon getroffen waren. Da wurden denn zunächst die noch nöthigen Berathungen gepflogen und die Personen zu den oben genannten Aemtern, soweit diese nicht ständig waren, erwählt; ebenso auch zur Schau und Theilung der Helme, bei welcher aus jedem der vier Lande ein älterer und ein jüngerer Ritter nebst drei Damen zu funktioniren hatte. Waren der Theilnehmer zu viele, als daß Alle hätten zugleich turnieren können, so zerlegte man das Turnier in zwei oder mehr Abtheilungen. Die Frist bis zum Beginn des eigentlichen Turniers brachten in den älteren Zeiten die Ritter mit Vorübungen zu, aus welchen später eine Art förmlichen Vorturniers entstand, an dem dann nur Knappen theilnahmen, und das man Gestech oder Knappenstechen nannte.

Der zweite Tag brachte die Schau und Theilung der Helme, die an geeignetem Orte ausgestellt wurden, und da einer Art Musterung unterlagen. Hier war es, wo der Ausschluß nicht turnierfähiger Ritter erfolgte, d. h. solcher, die den Bestimmungen der zwölf Artikel nicht entsprachen. In späteren Zeiten wurden statt der Helme die Wappenschilde zur Schau gestellt; die Sache selbst jedoch blieb sich gleich.

War nun die Helmtheilung vorüber, so brachte der nächste Tag in der Regel das eigentliche Turnier. Durch Trompetensignale wurden die Theilnehmer in der Frühe geweckt; durch Trompetensignale wurden sie zu den

Schranken gerufen, und Trompetensignale und Heroldsruf, sowie das Abhauen der Seile gaben das Zeichen zum Anfang des Kampfes, der sich in der Regel vor einem glänzenden Publikum, nämlich dem Turnierherrn, einer Menge von hochgestellten Damen u. s. w. abspielte. Die Uebungen selbst waren verschiedenartig; sie fanden mit der Lanze, dem Schwert und dem Streitkolben statt, und zwar hatte man den Einzelkampf wie auch Gefechte im ganzen Haufen. Uebrigens war die Beschaffenheit der Waffen genau vorgeschrieben, und nicht minder war die Kampfesweise durch feste Vorschriften geregelt. So sollte Jeder seinen festen Stand im Gefechte behalten; Keiner sollte das Pferd des Gegners verwunden; im Schwertkampf sollte nicht die Spitze, sondern nur die Schneide des Schwertes gebraucht werden, und im Gefecht mit der Lanze galt es für unzulässig, den Gegner tiefer zu treffen, als auf die Brust. Daß es nicht erlaubt war, den Gegner anzugreifen, wenn er das Visir offen oder den Helm abgenommen hatte, versteht sich von selbst. Die einzelnen Wendungen des Gefechtes wurden durch Heroldsruf verkündet, ebenso dessen Ausgang. Nicht immer gingen die Turniere ohne schwere Verletzungen ab, und die Geschichte nennt uns selbst viele fürstliche Persönlichkeiten, die in Turnieren bleibende Schäden davontrugen oder wohl gar den Tod fanden. — Zum Schluß wurde nach jedem Turnier noch ein besonderes Lanzenrennen zu Ehren der Damen veranstaltet.

Nun folgte Seitens der dazu bestimmten Damen die Vertheilung der „Dänke", die meistens in Ringen, Kränzen,

Ketten, Schwertern oder dergl. bestanden, und welchen die Damen noch ein kleines Andenken, ein Stück von ihrer Kleidung beizufügen pflegten, wie etwa eine Schleife, eine Nadel, eine Feder oder Aehnliches. Indessen erhielten nicht nur Diejenigen Dänke, die im Turnier sich ausgezeichnet hatten, sondern auch die Turniervögte (Turnierrichter) und andere Persönlichkeiten, die nach Rang oder Verdienst solcher Ehre würdig erschienen. In diesem Sinne sprach man vom Ritterdank oder Turnierdank, vom Dank der Vögte oder der Aeltesten. Auch wer sich durch besonders vortreffliche Rüstung hervorthat, wurde ausgezeichnet, und man nannte dies dann den Zierdank.

War nun dies Alles vorbei, so ging es in feierlichem Zuge zum Festmahl und Abendtanz. Es thut ja wohl nicht noth, auch hierüber noch eine Beschreibung zu geben, und es dürfte genügen, die naiven Worte eines alten Buches hierher zu setzen, das sagt: „Dabey waren die Herren und Damen bis an den frühen Morgen mit Saufen, Tanzen und Springen lustig. An solchen Rittergelagen war die Freude oft gar ausschweifend."

Die Turniere erhielten sich bis zu dem Ende des Mittelalters, und sie waren viel häufiger, als die Turnierbücher angeben. (Rixner zählt ihrer 36 bis zum Jahre 1484, was weit hinter der Wahrheit zurückbleibt.) Die Veränderung des gesammten Kriegswesens, die sich aus der Verwendung des Pulvers ergab, mußte dem herkömmlichen Ritterthum und damit auch dem Turnierwesen den Todesstoß geben. Doch mag es dahingestellt bleiben, ob nicht auch ohnedies die Turniere in Verfall

gerathen wären, denn eine mehr und mehr um sich greifende Entartung machte sich schon lange bemerkbar, und es wäre wohl vergebliche Mühe gewesen, die ritterlichen Kampfspiele wieder auf ihre alte Höhe heben zu wollen. Es hat eben jedes Ding seine Zeit, und die der Turniere war vorüber.

Heutzutage blicken wir auf sie zurück als auf Erscheinungen einer verschwundenen Kulturepoche, die wir nicht mehr recht verstehen, deren farbenreiches, lebenslustiges und prächtiges Treiben uns aber noch in der dürren Form einer geschichtlichen Beschreibung ergötzt.

---

# Brautstand und Ehe im Lande der Hindu.

## Ein Beitrag zur Sittengeschichte Indiens.

Von

**Alfred Stelzner.**



Jedes Volk, ja man könnte sagen, jeder der hundert und aberhundert Volksstämme, aus denen die Bevölkerung der verschiedenen Erdtheile sich zusammensetzt, hat für die Art und Weise, in der die Verbindung der Geschlechter zur Ehe hergestellt wird, seine eigenen Bräuche und Sitten, seine eigenen Vorschriften und Feierlichkeiten, und es gibt für den Kulturhistoriker und Ethnologen kaum eine dank-

barere und interessantere Aufgabe, als diese Formen zu untersuchen und ihren äußeren wie inneren Zusammenhang mit Religion und Sitte des betreffenden Volkes oder Stammes zu erforschen.

Von vornherein aber zu vermuthen, daß gerade im Lande der Hindu Brautstand und Eheschließung von den wunderlichsten Gebräuchen und Ceremonien geregelt und begleitet sind, liegt außerordentlich nahe; ist doch Indien noch immer ein Land, „starrend von Räthseln", in dem 250 Millionen Menschen von jeder Hautfarbe und in jedem Klima wohnen, ein Land der übertriebensten Gegensätze, in dem das Zuviel den hervorragendsten Punkt bildet, wie ein berühmter Forscher treffend bemerkt: zu viel Menschen und zu viel Thiere, zu viel Hitze, zu hohe Berge, zu viel Reichthum und zu viel Armuth, zu viel Alter und zu viel Kindheit, zu viel Farben und zu viel Gerüche, zu viele Fieber und zu viel Liebe, zu viel Todte und zu viel Leben.

Um so weniger aber wird man sich über die seltsamen Formen des Brautstandes und der Ehe in dem wunderreichen, bis in's Mittelalter nur sagenhaft bekannten Lande jenseits des Indus wundern dürfen, als seine Bewohner bis auf den heutigen Tag mit unglaublicher Hartnäckigkeit an altehrwürdigen Ueberlieferungen festhalten, deren Geist schon längst entflohen, und allen Neuerungen den zähesten Widerstand entgegensetzen, so daß der Hinduschriftsteller Shib Tschunder Bose, der vor Kurzem ein sehr gewagtes, aber durchaus wahrheitsgetreues Buch über die Sitten und Gebräuche der Inder veröffentlichte, sich

alsbald gezwungen sah, die ganze Auflage zurückzuziehen und zu zerstören, weil dasselbe bei dem größten Theil des indischen Publikums einen Sturm der Entrüstung erregt hatte. Wir wählen gerade nur dieses charakteristische Beispiel, weil neben den Berichten einiger abendländischer Forscher besonders das Werk dieses Hinduschriftstellers unserer Skizze zu Grunde gelegt ist.

In den Zeiten vor Mohammed war in dem alten Kulturlande Indien das Verhältniß des Weibes zum Manne ein durchaus würdiges, wenngleich die indische Frau niemals jene äußere Freiheit der heutigen europäischen Dame genoß, die nach indischen Anschauungen höchst unsittlich und verwerflich ist. Dies änderte sich, wie der ganze Kulturzustand des ungeheuren Reiches, als rohe, fanatische Mohammedanerhorden es von Afghanistan aus überrannten, es unterjochten und die schönsten Blüthen seines Geisteslebens vernichteten, es allmählig wieder der Barbarei zuführten, denen alle vom Islam unterworfenen Völker alter Kultur verfallen sind. Je mehr aber der Geist aus den alten Lebensformen entwich, desto heftiger klammerte man sich an diese Formen, die man noch täglich durch neue Vorschriften vermehrte, und heutzutage ist im Allgemeinen das indische Volk in einem Wust äußerlicher Ceremonien, Vorschriften, Bräuche religiöser und sozialer Natur förmlich begraben. Dies zeigt sich besonders deutlich bei der Verlobung und Eheschließung.

So unglaublich es klingt, fängt das Mädchen in Indien schon mit fünf bis sechs Jahren an, sich eingehender mit seiner künftigen Ehe zu beschäftigen. In diesem

Lebensalter nämlich wird das Kind bereits von einer alten Frau in die vorbereitenden Riten oder Feierbräuche, die sogenannten „Bratas“, eingeweiht, welche bezwecken, der Kleinen dereinst einen guten Mann zu verschaffen und sie damit für's ganze Leben glücklich zu machen.

Der „Siwa Puhdschah“ ist der erste dieser Bratas, den die Fünfjährige zu erfüllen hat. Er besteht darin, daß sie am letzten Tage des bengalischen Jahres zwei kleine Bildchen der Göttin Durga, der Gattin des Gottes Siwa, aus Thon verfertigt, diese Bildchen in die Frucht des Holzapfels legt, diesen mit Blättern umwickelt und, nachdem sie ein Bad genommen und die Kleider gewechselt hat, gewisse religiöse Ceremonien ausführt. Sie preist die Gattentreue des Siwa, wiederholt den Spruch dreimal und bringt endlich der Göttin Durga Blumen und Blätter dar.

Der zweite Brata ist der des Haris oder Krischna, einer Inkarnation Brahma's, der erhabensten Gottheit der Inder, der unter der Gestalt eines schönen Jünglings mit Bogen und blumengeschmücktem Pfeil dargestellt und als Weltschöpfer verehrt wird. Dieser Brata schreibt dem Hindumädchen vor, die Füße des Götterbildes mit einem weißen Teige aus Sandelholz zu bedecken und ihm Blumen und Sandelholzpaste zu opfern. Dabei erfleht die Fünfjährige von dem Gotte einen königlichen Gemahl, Schönheit und Tugend, hohe Mutterfreuden, brave und tüchtige Schwiegertöchter und Schwiegersöhne und des Weiteren Alles, was zu ihrem Glücke bis an ihr Lebensende erforderlich ist.

In ähnlichen, jedoch an zehn Gottheiten gerichteten Gebeten ergeht sie sich bei der Ceremonie des dritten Brata, bei dem sie die Bilder der zehn Götter mit Reisteig auf den Fußboden zu malen hat. Millionen von fünf- und sechsjährigen Hindumädchen veranstalten diese Bratas alljährlich, und zwar im Monat April, der für jede Art von Ehestiftung am geeignetsten gilt.

Nicht oft genug kann dagegen der vierte Brata ausgeübt werden, der Sadschuty Brata, welcher bezweckt, von der künftigen Ehe alle Nebenbuhlerinnen fernzuhalten. Dieser vierte Brata besteht darin, daß das Mädchen mit Reisbrei alle möglichen Dinge auf den Boden malt, die sich auf Reichthum und Ueberfluß beziehen, z. B. einen blühenden Zweig, eine Sänfte mit Mann und Frau darin, mit Sonne und Mond, den Ganges mit Barken, Schmuckgegenstände, Häuser, Marktplätze, Gärten und Kornböden, während dessen eine alte Frau dem Mädchen eine Fluth Verwünschungen gegen die Satihn oder Rivalin, welche sie einst haben könnte, vorspricht, welche Verwünschungen die Kleine insgesammt mit drohendem Eifer wiederholt, wie etwa: „Möge ich den Kopf Satihn's essen — möge Satihn in ewige Schande fallen — möge Satihn sterben," u. s. w.

Mit acht bis zehn Jahren sind die Mädchen in Indien im Allgemeinen bereits verlobte Bräute, und jener vorgenannte Hinduschriftsteller hat sich wiederholt überzeugt, daß die kleinen Indierinnen ein überraschendes Verständniß für alle Fragen des Brautstandes an den Tag legen. Einigermaßen erklärt sich diese frühe Brautschaft

wohl aus der Thatsache, daß es für höchst religiös und höchst moralisch bei den Hindu gilt, wenn zwei Kinder ihr Wort verpfänden, sich dereinst ehelich zu verbinden.

Für einen Knaben genügt ein Alter von siebenzehn Jahren, um die indischen Ghatuck oder Heirathsvermittler in Bewegung zu setzen. Bevorzugt werden die Vermittler weiblichen Geschlechts, welche vor den männlichen den großen Vorzug haben, die Zenana oder das Frauengemach betreten zu dürfen; und diese weiblichen Ghatkih schließen oft hunderte und aberhunderte Ehen, wie z. B. die Shibi Ghatkih und ihre Konkurrentin Mama Badni in Kalkutta deswegen sehr berühmt und gesucht sind.

Scheint den Eltern das Angebot eines Ghatuck oder einer Ghatkih der Mühe weiterer Unterhandlungen werth, so erkundigen sie sich nach dem Vermögen und anderen werthvollen Eigenschaften der künftigen Gatten, besonders auch nach der Reinheit der Kaste, von denen es in Indien vier Haupt- oder Grundkasten gibt — Priester, Weltadel, Ackerbürger und Arbeiter — zwischen denen unzählige untergeordnete Kasten stufenweise in der Mitte liegen.

Der Familienvater weiß sehr wohl, daß die Kasten, die eine wenigstens dreitausendjährige Geschichte haben, heute einen größeren Einfluß als je vorher besitzen, und daß die Heirath mit einem Mädchen aus einer niedrigeren Kaste den Verlust der eigenen Kaste nach sich zieht, und deshalb unterzieht er einen Vorschlag des Heirathsvermittlers einer sehr genauen Prüfung, damit es ihm nicht ergehe wie jenem Brahmanen Ram aus Tribany, der vor wenigen Jahren seinen Sohn, ohne es zu wissen,

an ein Mädchen aus niederer Kaste verheirathet hatte, und aus Herzeleid starb, als sich deshalb alle seine Freunde von ihm zurückzogen.

Diese Vorsicht des Familienvaters in Bezug auf die Reinheit der Kaste begreift sich noch leichter, wenn man die beiden charakteristischen Fälle zu Rathe zieht, die Shib Tschunder Bose unter vielen anderen erzählt. Darnach heirathete 1803 ein Brahmane, Shibu-Ghose, ein Brahmanenmädchen aus der untergeordneten Pihralihkaste, und wurde erst nach sieben Jahren der Buße und nachdem er 7000 Rupien (circa 14,000 Mark) ausgegeben, in die Rechte seiner Kaste wieder eingesetzt. Und als man zur Zeit des Radschah Krischna Tschunder Roy entdeckte, daß ein Brahmane aus Santipore mit der Tochter eines Schuhmachers ein Liebesverhältniß unterhielt, verbot der Radschah den Barbieren, die Mitglieder der schuldigen Familie zu rasiren, und den Wäscherinnen, deren Wäsche zu waschen. Erst nach Jahr und Tag hob der Radschah den Bannfluch wieder auf, aber die Familie hat noch heute nicht ihre frühere Achtung und den früheren Kredit wieder erlangt.

Sind jedoch die Eltern über das Vermögen und die Kaste der vom Ghatuck vorgeschlagenen Brautleute im Reinen, so geben sie gegenseitig ihre Einwilligung, nicht aber, bevor der Vater des Bräutigams vom Vater der Braut eine gewisse Anzahl von Juwelen und Silber- und Goldschmucksachen verlangt hat. Diese Forderung wird einzig durch den Werth des jungen Mannes bedingt, und dieser Werth wächst wiederum mit jedem gut bestandenen

Schulexamen desselben, mit jeder guten Zeugnißnummer, mit jedem akademischen Titel besonders, den der „Zukünftige" sich erworben.

„Hat der junge Mann ein gutes Examen gemacht und welche Nummer hat er erhalten?" sind sehr gewöhnliche, uns Abendländern freilich etwas sonderbar vorkommende Fragen, die von den Eltern dem Ghatuck gestellt werden.

Aber auch wenn sie sehr befriedigend ausfallen, wird noch Wochen lang unterhandelt, wie denn schon ein indisches Sprichwort sagt, daß man keine Ehe beschließt, ehe nicht ein Lak*) Worte ausgetauscht sind. Die Langwierigkeit solcher Unterhandlungen ist übrigens um so verständlicher, als es das Bestreben aller Hindu ist, eine Hochzeit möglichst glänzend auszustatten, und bei den Vornehmen schon eine bescheidene Feier derselben 2000 bis 3000 Rupien (ungefähr 4000 bis 6000 Mark) kostet.

Sobald nun die ersten Verhandlungen über die vorgeschlagenen Brautleute einen befriedigenden Abschluß gefunden haben, so wird von beiden Familien eine Person abgeschickt, um dem Bräutigam und der Braut einen Besuch zu machen. Die Letztere erhält gewöhnlich den ersten Besuch. Nachdem sie den Abgesandten, der in Begleitung von Freunden des Bräutigams seine Aufwartung zu machen pflegt, der Etikette gemäß eine Viertelstunde im Vorzimmer hat warten lassen, erscheint die Braut mit all' ihrem Schmuck beladen und von einer Kammerjungfer, den Mitgliedern der Familie und der unvermeidlichen

*) 1 Lak = 100,000 Stück.

Ghattih begleitet, macht den Fremden eine tiefe Verbeugung und setzt sich stumm auf dem weißen Zimmerteppich nieder.

„Wie heißen Sie?“ bricht endlich der Abgesandte, das Wort an das junge Mädchen richtend, ein langes, bewegtes Schweigen.

„Gri Balla!“ versetzt die Gefragte, wenn so etwa ihr Name lautet, und allen ihren, vielleicht kaum zehnjährigen Muth zusammennehmend.

„Wer ist Derjenige, der an Ihrer Seite sitzt?“

„Mein Vater.“

„Können Sie lesen und schreiben?“

„Ja.“

„Gut, so lesen Sie.“

Die kleine Braut liest und die Ghatkih unterstützt sie im ferneren Verlaufe des Examens und vertheidigt die Schüchterne, wenn sie nicht besonders klug ist, erhebt sie jedoch bis in die Wolken, wenn sie gut erzogen und liebenswürdig ist. Zuletzt legt der Vater oder Bruder des Bräutigams eine Goldmünze in die Hand der Braut, und gibt damit den greifbaren Beweis, daß sie der neuen Familie willkommen ist.

Alle Brahmanen sowohl, wie alle Heirathsvermittler, welche bei diesem ersten „bestätigenden Besuche“ zugegen sind, erhalten ein Geschenk von zwei oder drei Rupien.

Der andere Besuch wird dem Bräutigam, und zwar von den Verwandten der Braut abgestattet, in Gesellschaft eines gelehrten Professors, der den Zukünftigen einem ziemlich strengen Examen unterwirft. Fällt dieses

befriedigend aus, so erhält auch der Bräutigam die vorschriftsmäßige Goldmünze; und hierauf erst wird ein glücklicher Tag bestimmt zur Aufsetzung des Ehekontraktes oder der Pattra. Hierauf wird stets das Horoskop der Brautleute zu Rathe gezogen, die Wahrsagung aus dem Stande der Gestirne zur Zeit der Geburt derselben. Jede reiche Familie hat sogar ihren eigenen Dauh boghih oder Astrologen, der das Horoskop des Neugeborenen stellt und Prophezeiungen über sein künftiges Geschick zu Papier bringt. Und wie dieses Horoskop als kostbares Dokument in der Familie aufbewahrt und oft befragt wird, um die Erziehung des Kindes darnach zu regeln, so spielt es auch für Brautstand und Ehe eine so wichtige Rolle, daß schon oftmals gewünschte Verbindungen verhindert wurden, z. B. wenn der Bräutigam unter der Konstellation des Löwen und die Braut unter der des Lammes geboren war, wonach dieselben unmöglich miteinander leben könnten, ohne daß — nach indischen Anschauungen — der eine Theil von dem anderen zerrissen würde.

Ein indischer Ehekontrakt, der von einem Brahmanen mit indischer Feder (Bambusrohr) und indischer Tinte auf indischem Papier geschrieben werden muß, lautet z. B. folgendermaßen: „Ich, Ram Tschunder Bose, verpflichte mich, meinen zweiten Sohn Gopinath Bose mit Dossih, der erstgeborenen Tochter Issen Tschunder Dött's, der sich ebenfalls durch diesen Kontrakt verpflichtet, zu verheirathen. Die Ehe wird an einem noch näher zu bestimmenden Tage vollzogen." — Das mit den Unterschriften der beiden Väter und der Zeugen versehene

Dokument wird zusammengerollt und mit einem rothen Faden umbunden, und nachdem tiefe Verbeugungen und Geschenke ausgetauscht sind, auch wohl auf heiligen Muscheln geblasen worden ist, wird zum Schluß dieser Feierlichkeit ein Mittagessen von mindestens fünfzig Gedecken aufgetragen.

Zugleich bei Abfassung des Ehekontraktes wird auch der Tag zum Gatrey haridra, der Salbung des Bräutigams mit indischem Safran festgesetzt. Bei dieser Ceremonie stellt der Verlobte sich, nachdem er ein Bad genommen und sich in rothe Gewänder gehüllt hat, auf einen von vier Bananenpflanzen umgebenen Stein, und fünf Frauen, von denen keine Wittwe sein darf, drehen sich siebenmal im Kreise herum, salben den Körper und berühren seine Stirn mit heiligem Gangeswasser, mit Arekanüssen, mit Betel und Reis und Erbsen, mit Gold und Silber und noch etlichen anderen Dingen, die insgesammt den Zweck haben, dem Gatten Wohlstand und Glück zu sichern. Von diesem Tage an muß der Verlobte immer einen silbernen Nußknacker für Arekanüsse bei sich tragen, während die Verlobte von nun an ein paar Radschulnatha, Schächtelchen mit schwarzer Tusche zum Färben der Augenlider, mit sich zu führen hat, welche Gegenstände die bösen Geister von den Brautleuten fernhalten sollen.

Der Salbung schließt sich nun die Vorfeier der Ehe, das Ahibarrabhat, an, das im Austheilen und Empfangen von Geschenken, in Veranstalten zahlreicher Mittagessen und, wo es angeht, in der Prachtentfaltung von Kleidern

und Juwelen besteht; und jetzt erst, nach endlosen, an besonderen, durch Kalender und Horoskop näher bestimmten Tagen von guter Vorbedeutung, stattgehabten Ceremonien, ist der Tag der Hochzeit gekommen. Derselbe wird in beiden Familien durch Fasten, Gelübde und Darbringung von Opfergaben an die Geister, durch Bäder und eine ganze Reihe seltsamer Handlungen eingeleitet, die so lange währen, bis der Bräutigam mit seinem Hochzeitszuge, in dem Banner und Schildereien, vielfarbige Lampen und Feuerwerk eine gewichtige Rolle spielen, unter einem wahren Höllenlärm im Hause der Braut eintrifft. Der Jüngling wird auf einen mit scharlachrother Seide bedeckten Stuhl gesetzt, den drei Kissen von derselben Farbe zieren, und nachdem man ihn umständlichst begrüßt, gefeiert und beglückwünscht hat, wobei es Sache der anwesenden Kinder ist, die Versammlung zu fröhlichem Lachen zu reizen, erheben sich zwei oder drei Genealogen von Profession in mächtigen Tuniken und Turbanen, und deklamiren in schönen Reimen den Stammbaum der beiden Familien, besingen die Thaten von deren Vorfahren und erheben sie bis in den Himmel.

Im Thakur dhallan, „dem Zimmer der Anbetung", ist indessen Alles zur Hochzeitsfeier vorbereitet. Sowohl der Bräutigam als die Braut, die bisher im Frauengemach gewartet hat, werden auf Holzstühlen von zwei Dienern hereingetragen und die Letztere zur Linken des zukünftigen Gatten niedergesetzt. Beide sind in rothseidene Gewänder gekleidet, die Braut mit einer Fülle von Juwelen geschmückt.

Jetzt legt der fungirende Priester vierzehn Blätter von dem Kraut „Khusch" in die Hände der Braut, theilt dieselben sodann in zwei Sträußchen, die er um die Gesichter der Brautleute bindet, und gießt sodann ein wenig Gangeswasser in die rechte Hand der Braut, während ihr Schwiegervater eine Mantra, einen Spruch aus den heiligen Büchern, murmelt. Nachdem von Neuem Wasser und saure Milch und wieder Wasser ausgegossen, fordert der Priester den Bräutigam auf, seine Hand in ein Kupfergefäß zu legen, legt darauf die Hand der Braut auf dieselbe und bindet beide mit einer Blumenguirlande zusammen, während der Schwiegervater spricht: „Ich, Issen Tschunder Dött, gebe Dir Dossih, welche die und die Kleider, die und die Juwelen trägt," worauf der Gatte antwortet: „Ich habe sie empfangen!"

Nun löst der Schwiegervater die Blumenguirlande von den Händen der Gatten, gießt heiliges Wasser auf ihre Häupter und segnet sie. Sodann wird ein Stück Seidenzeug, Ladscha burtur genannt, über ihre Köpfe gelegt und die Verhüllten aufgefordert, „sich zum ersten Mal in's Gesicht zu sehen."

Unter lärmendem Jubel aller Frauen wird das kindliche Paar jetzt in den inneren Hof des Hauses getragen, wo dasselbe unter hundert anderen kleinen Ceremonien sich einer der launigsten von allen unterziehen muß. Der Gatte wird auf einen Stein gesetzt, während zwei Männer die etwa zehnjährige Gattin auf einem Stuhl über das Haupt des etwa siebenzehnjährigen Gatten hinausheben, sich dreimal mit ihr um ihn herum bewegen und

dabei die Anwesenden fragen: „Wer von den Beiden ist größer?" — „Die Gattin!" lautet die Antwort. Zuletzt breitet man ein Tuch über die Köpfe des Paares und fordert dasselbe auf, sich mit Liebe zu betrachten. Dieser Blick heißt Shuvadristi oder der „glückliche Blick", weil er ein Versprechen für das künftige Glück sein soll. Endlich kehrt der Gatte in's „Zimmer der Anbetung" zurück. Noch lange nicht kann er frei aufathmen, denn kaum nachdem der Priester seine Ceremonien und Opfer wiederholt hat und bezahlt ist, erhebt sich das Haupt der Familie, um die Ceremonie des Mala Tschandan oder die Austheilung der mit Sandel parfümirten Kränze vorzunehmen, wobei dem Dullaputty oder Oberhaupt des Geschlechts die Ehre zu Theil wird, den ersten Kranz zu empfangen. Und diese Ehre wird, beiläufig bemerkt, so geschätzt in Indien, daß sie vererbt oder auch mit unsinnigen Summen — bis zu 200,000 Mark — auf Lebensdauer erkauft wird.

Ein reiches Mittagsmahl, dem fast stets auch Uneingeladene beiwohnen, schließt sich dieser heiligen Ceremonie an, worauf endlich die Gatten von den Frauen des Hauses in den Basurghur oder „das Schlafzimmer des glücklichen Paares" geführt werden, um hier von denselben auf alle erdenkliche und bedenkliche Art geneckt und gequält zu werden. Und dies Gebahren dauert die ganze Nacht hindurch, wofür der halbtodte Gatte am Morgen alle die unermüdlichen Quälgeister noch reichlich mit Rupien zu beschenken hat. Und am folgenden Tag hat das Paar sich einer Wiederholung aller der Hochzeits-

riten vom ersten Tage zu unterziehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Priester an diesem Tage des sogenannten Basso Bibaha nicht mehr dabei sind.

Am Abend zieht die Vermählte in feierlichem Zuge in's Haus des Gatten. Wenn schon beim Fortgehen viele Ceremonien, besonders das Austheilen von Geldspenden an die Verwandten und Bekannten, an Gäste und Bettler vorgeschrieben waren, so beginnen solche bei Ankunft dort von Neuem. Besonders interessant unter denselben ist eine symbolische Handlung der Schwiegermutter. Diese steckt nämlich der Schwiegertochter Honig in die Ohren und Zucker in den Mund, damit sie ihre Befehle immer „wie ein sanftes, gehorsames Kind" empfangen und ausführen möge. Gegen acht Uhr schickt der Vater der jungen Frau seinem Schwiegersohn eine ganze Ladung von Geschenken, alle Arten Obst, Gebäck in Form von Menschen und Thieren, deren jedes Stück bis zehn Pfund wiegt, Schmucksachen, Kleider und Teppiche u. s. w., und oft sind über hundert Diener erforderlich, um alle diese Hochzeitsgaben zu transportiren. Die blumenbekränzten Gatten, welche auf's Reichste in Scharlach gekleidet sind und Sandelpaste auf der Stirn tragen, setzen sich nebeneinander nieder und haben sich vorschriftsgemäß die geschenkten Speisen gegenseitig anzubieten. Nachdem sie gespeist, werden sie in ein Zimmer geführt, wo sie, bewacht von allen Bewohnern des Hauses, die Nacht über verweilen.

Mit einem Segensspruche wird bei Tagesanbruch das Mädchen entlassen, um nach dieser Scheinehe, mit wahrem

Jubel empfangen, in's Haus der Eltern zu ihren Spielen und Puppen und gewohnten Näschereien zurückzukehren. Noch einmal jedoch wird sie ihren unschuldigen Beschäftigungen am folgenden Tage entrissen, um in großer Gala zu einem zweiten Besuche zu ihrem Schwiegervater geführt zu werden. Dieser Besuch heißt Gharbasath und dauert einen Tag und eine Nacht. Ohne denselben würde die Ehe ungiltig sein, und wenn er nicht innerhalb acht Tagen erfolgt, so kann er erst ein Jahr später abgestattet werden.

Jahre lang bleibt nun die kindliche Gattin noch unter der Obhut des väterlichen Hauses, nur selten im Hause des Schwiegervaters sich sehen lassend; und erst, wenn sie das zwölfte oder dreizehnte Lebensjahr erreicht hat, wird die eigentliche eheliche Verbindung geschlossen.

Während der profane Theil der dabei befolgten Feierbräuche so abscheulich ist, daß er sich nicht beschreiben läßt — besonders eine Reihe berüchtigter Förmlichkeiten, die Nil kith genannt werden — vollzieht sich der liturgische Theil der Feier wieder unter recht seltsamen Ceremonien. Nach Gebeten und Opfern, die den Göttern und den neun Planeten dargebracht werden, legt der Priester die Hände der Vermählten ineinander, spricht einige rituale Sätze, und nun verbirgt der Gatte einen Ring in den Kleidern seiner Gattin. Hierauf werden einundzwanzig kleine Figuren aus Reisteig, zwanzig männliche und nur eine weibliche, als eine sehr durchsichtige Anspielung vor ihnen aufgestellt, und der Priester gibt der Gattin Zucker, Butter und Milch zu essen. Zu guter Letzt werden jene

einundzwanzig Figürchen in das Hochzeitszimmer getragen, das von nun an die „Residenz der armen Sklavin“ wird, der Gattin nämlich, die in der That fortan in nur zu vielen Beziehungen in einer fast knechtischen Abhängigkeit ihr Leben verbringt, voller Entsagung, eine Märtyrerin des eigenen Hauses. —

Stirbt die Gattin, so dauert die Trauer des Gatten, und hätte er sie noch so sehr geliebt, nur einen Monat, und schon während desselben werden von Seiten des Vaters und der Brüder Unterhandlungen zu einer neuen Ehe angeknüpft, denn nichts gilt für unerträglicher, schimpflicher und verdammenswerther in Indien, als die Ehelosigkeit der Männer, sofern dieselben nicht das Leben des Asketen erwählt haben, wo dann die Ehelosigkeit selbstverständlich ist; verwittwet aber die Gattin, so braucht sie zwar nicht mehr dem Verstorbenen auf den Scheiterhaufen zu folgen, aber sie darf auch nicht wieder heirathen, und von ihrer Familie verstoßen und allgemein verachtet führt sie ein elendes Leben.

Das größte Unglück für die indische Frau aber ist doch wohl der verhängnißvolle Gebrauch, sie schon als ganz kleines Kind zu verheirathen, so daß sie nie frei wählen kann, sondern wie eine Waare verkauft wird, und ein doppeltes Unglück, weil die indische Frau schön und gut und eine zärtliche und leidenschaftliche Natur ist.

Nicht umsonst jedoch bemühen sich die fortschrittlichen Gesellschaften in Indien, die Wiederverheirathung der Wittwen zu begünstigen; und wenn es erst durchgesetzt sein wird, daß nicht Kinder sich ehelichen, sondern als Er-

wachsene sich in urtheilsfähigem Alter aus freier Entschließung zu Gatten wählen, so werden auch Brautstand und Ehe im Lande der Hindu wieder andere und statt den ceremoniösen herzliche Züge annehmen.

---

# Mannigfaltiges.

**Königliche Gäste.** — Um die Zeit des Beginnes des dreißigjährigen Krieges herrschte am kurfürstlichen Hofe zu Berlin oft geradezu Noth und Mangel am Nothwendigsten, besonders an baarem Gelde. Für den Hof mußten täglich hundert Tische mit Speise und Trank versehen werden, und dazu reichten die Lieferungen der kurfürstlichen Güter bei weitem nicht aus. Und als nun gar König Friedrich V. von Böhmen, der nach der Schlacht am weißen Berge Krone und Land verloren hatte, auf der Flucht von Breslau aus im November 1620 für seine Gemahlin, eine Schwester der Kurfürstin und Prinzessin von England, um Schutz und Aufnahme in Spandau oder Küstrin bat, wo die flüchtige Exkönigin ihre nahe bevorstehende Niederkunft erwarten könnte, antwortete der brandenburgische Statthalter Adam v. Putlitz in Abwesenheit des Kurfürsten Georg Wilhelm und seiner Gemahlin, welche sich gerade in Preußen aufhielten, aus Sparsamkeitsrücksichten ablehnend: „In Spandau sei nicht ein Gemach, welches für ein fürstlich Zimmer bestehen könnte, weil dort gebaut würde. Weder zu Cölln a. d. Spree, noch zu Küstrin wären so viele Tapeziererejen vorhanden,

damit ein Gemach, besonders für eine königliche Kindbetterin, zu bekleiden, auch nicht dasjenige für Geld zu erlangen, was zu einer königlichen Aufwartung nöthig wäre. Die Pest sei überdem von Danzig aus in's Land geschleppt worden, so daß sie sich selbst nach einem sicheren Oertlein würden umsehen müssen."

Die heimathlose Königin ließ sich indessen nicht gleich abweisen. Von Frankfurt a. O. aus schrieb sie abermals nach Berlin und bat „um ein Oertlein, wo sie auf ihre Kosten und ohne Jemandes Ungelegenheit und Gefahrung sich aufhalten dürfe, besonders, da sie wegen ihrer schwachen Leibesbeschaffenheit nicht weiter fortkommen könne."

Gleichzeitig befahl auch der Kurfürst von Ostpreußen aus, „die königliche Kindbetterin gebührlich aufzunehmen, mit der Ausrichtung zu versehen und ihr die Gemächer über der Küche eingeben zu lassen; obgleich ihm diese Ausrichtung ganz kostbarlich fallen würde, so erinnere er sich doch des Officii humanitatis, welches ein Christ in solchen und dergleichen Nöthen zu erweisen schuldig . . . Es solle auch der Hauptmann zu Driesen und der Holzförster Georg Ziesar zur Ausrichtung wöchentlich etwas Roth- und Schwarz-, auch Feder-Wildpret nach Küstrin liefern."

Darauf, am 17. Dezember, berichtete der Statthalter: „Die Königin ist angekommen und hat man ihr sogleich ein Präsent von 10 Eimern des besten Rheinweines, etlichen Fässern Zerbster Bier, 15 Wispel Hafer, 15 Ochsen, 50 Hammeln, 15 Kälbern, des Kurfürsten wegen, gemacht. Wöchentlich erhielt sie das nöthige Brennholz und etwas Wildpret. Ueber der Küche in Küstrin wären keine Gemächer, die Königin hätte also des Kurfürsten und der Kurfürstin Gemächer einnehmen müssen."

Indeß bereits der nächste Bericht ist voller Klagen über die großen Kosten, welche der Aufenthalt der königlichen Gäste in

Küstrin verursache. Inzwischen war nämlich auch der flüchtige König von Polen mit dem Herzoge Christian von Anhalt und großem Gefolge in Küstrin eingetroffen. Wörtlich heißt es u. A. in dem Berichte: „Es werden täglich drey Tafeln und sechs ansehnliche Tische gespeiset, 15 Scheffel Hafer verfüttert und die Menge von Dienern und Pferden erfordert großes Kostgeld. Der König von Böhmen ist mit einem Comitat von 200 Pferden angelangt. In drey Wochen hat man außer den 15 Wispeln Hafer, so anfänglich freygegeben worden, bereits 21 Wispeln Hafer verfüttert... Täglich wird ein großes Geld zum Einkauf spendiret und hat man außer der bewilligten Anzahl von Ochsen, Kälbern und Hammeln und auch an Getränken schon auf's künftig etliche Tonnen Butter, 22 Viertel Landwein, 40 Tonnen Bier, eine große Anzahl Gänse, Hühner, Eyer, Roggen und Weitzen voraus gegeben. Täglich gehen 7 bis 8 große Wagen in die Haide, um Brennholz zu holen, und man hat selbst schon für 30 Thaler erkauft. Von Leipzig, Frankfurt a. M., Stettin und anderen Orten werden mit vielen Geldern Sachen im höchsten Ueberfluß gekauft und verschrieben. Alle Losementer auf dem kurfürstlichen Hause sind belegt und alle Winkel auf den Thürmen und unter den Dächern stecken voll englischer Frauenzimmer und Mägde. Die Gemächer über's Thor, die dem Kurfürsten zugehörig sind, hat man frey zu halten und zu verschließen gesucht, der König hat aber verlangt, daß sie ihm geöffnet werden mußten... Man weiß für die Zukunft nicht, woher man zur Unterhaltung dieses Besuches Mittel hernehmen soll, und wenn das königliche Kindtaufen, wofür Ihnen sehr bange sei, noch dazu käme, so wüßten sie sich gar nicht zu rathen, noch zu helfen..."

Von dem „königlichen Kindtaufen" erfahren wir leider Näheres nicht. Von Küstrin ging die königliche Familie sammt der ganzen Kindtaufsgesellschaft nach Berlin und ließ sich im kurfürstlichen

Schlosse nieder — bis endlich der Winterkönig auf Verlangen des Kaisers die Mark Brandenburg verlassen mußte. E. K.

**Wachsthum des männlichen und weiblichen Geschlechts.** — Bis zum 5. Lebensjahre ist das Wachsthum beider Geschlechter ziemlich gleich, nur sind die Mädchen etwas kleiner und an Gewicht leichter als die Knaben. Vom 5. bis 10. Jahre wachsen die Knaben schneller, und die Mädchen bleiben etwas zurück. Vom 10. bis zum 15. Jahre wachsen die Mädchen schneller und sind im Alter von 11½ bis 14½ Jahren thatsächlich größer und von 12½ bis 15½ Jahren thatsächlich schwerer als die Knaben. Vom 15. bis 20. Jahre übernehmen die Knaben wieder die Führerschaft, wachsen anfangs schnell, dann allmählig langsamer und haben mit etwa 23 Jahren ihr Wachsthum vollendet. Mädchen wachsen nach dem 15. Jahre sehr langsam und haben mit etwa dem 20. Jahre ihre volle Größe erlangt. Beim männlichen Geschlecht nimmt die Kraft, in ziemlich gleichem Grade wie das Körpergewicht, vom 12. bis zum 19. Jahre schnell, dann bis zum 30. Jahre langsamer und regelmäßiger zu, dann bis zum 60. in immer steigendem Verhältnisse ab. Die Kraft des weiblichen Geschlechts nimmt vom 9. bis zum 19. Jahre gleichmäßig, dann bis zum 30. langsam zu, worauf sie ebenso wie bei den Männern abnimmt. Im Alter von 11 Jahren sind weibliche Wesen durchschnittlich um 11, im Alter von 20 Jahren um 18 Kilogramm leichter als männliche. R.

**Abgetrumpft.** — Als der österreichische Botschafter Baron Bach sich beim Papste Pius IX. verabschiedete, äußerte er scherzhafterweise den Wunsch, heilig gesprochen zu werden, worauf der Papst antwortete, bei Lebzeiten gehe die Kanonisation überhaupt nicht an. — „Nun," meinte der Staatsmann, „da kann ich mich ja scheintodt stellen, bis die Ceremonie vorüber ist." — „Gut, thun Sie das," antwortete Pius IX., „dann spreche ich Sie — scheinheilig." D. C.

**Ein Angeführter.** — Daß es in dem freien und aufgeklärten Amerika ebenso gut Dumme gibt, wie anderswo, davon ein kleines Beispiel. Zu einem pennsylvanischen Farmer kam vor Kurzem ein Zigeuner — ein Volk, welches anfängt auch hier bereits das Land unsicher zu machen —, der dem biederen Besitzer plausibel zu machen wußte, daß, wenn er eine Summe Geldes unter einem bestimmten Baume vergrabe, diese sich am nächsten Morgen verdoppelt haben würde. Der Landmann verbarg demnach fünfundzwanzig Dollars an der bezeichneten Stelle in der Erde. Er war am nächsten Morgen entzückt, als er in der That fünfzig baare Dollars aus der Grube hervorholte. „Ei," dachte er, „das Ding ist nicht übel, da werde ich es doch einmal mit einer größeren Summe versuchen," und flugs machte er sich daran und scharrte siebenhundert Dollars an dem betreffenden Platze ein. Als er am folgenden Tage nachsah, wurde aber sein Gesicht sehr lang, denn das schöne Geld war fort und mit ihm natürlich auch der schlaue Rathgeber. O. v. Briesen.

**Am Portale der Hofburg** zu Wien stehen die fünf Vokale, welche der Kaiser Friedrich III. sich zum Wahlspruch beigelegt hatte: A. E. I. O. U., worüber man die verschiedensten Auslegungen herausgeklügelt hat, unter anderen die nachfolgende: „Austriae est imperare orbi universo" (Oesterreich steht es zu, über das ganze Erdreich zu herrschen). E. K.

**Englisch.** — Das fünfjährige Söhnchen eines reichen Lords gab seiner Gouvernante mit der Peitsche einen Schlag in's Gesicht. Mylady sah es und rief: „Liebes Kind, nicht mit der linken Hand! Wirst Du Dir das nicht endlich abgewöhnen? Du weißt doch, daß es sich nicht schickt!"

—dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.